



BWAKUKAMA

FAHRTEN UND FORSCHUNGEN
MIT BÜCHSE UND FILM IM
UNBEKANNTEN AFRIKA
VON

HANS SCHOMBURGK







phot. A. Mocsigay, Hamburg.

Hans Schomburgk.

BWAKUKAMA

FAHRTEN UND FORSCHUNGEN
MIT BÜCHSE UND FILM
IM UNBEKANNTEN AFRIKA

VON

HANS SCHOMBURGK

MIT ZWEI FAKSIMILES
ZWEI KARTENBEILAGEN
HUNDERT ORIGINALAUFNAHMEN
DES VERFASSERS

DEN EINBAND ZEICHNETE
JUPP WIERTZ
FÜNFTE AUFLAGE



DEUTSCH LITERARISCHES INSTITUT, BERLIN W 35

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.
Copyright 1922 by Deutsch Literarisches Institut, Berlin.

Meiner Frau,
der mutigen Afrikanerin,
die als erste weiße Frau unser Togo
durchquerte, widme ich
in Liebe dieses Werk.

DT
626
54
1922b

VORWORT

Der Krieg ist Schuld daran, daß dies Werk erst jetzt erscheint, denn weder als Offizier im Felde noch später in der Heimat hatte ich Lust, die Arbeit zu vollenden. Zu nichtig erschienen mir alle Erlebnisse in Afrika gegen das, was wir im Kriege täglich vor Augen sahen. Erst vor einem Jahre begann ich wieder, den Bitten großer Zeitschriften folgend, über meine Erlebnisse zu schreiben. Mein Verleger weiß, welche Mühe es gekostet hat, mich zur Vollendung des vorliegenden Werkes zu bewegen.

Sechzehn Jahre habe ich Afrika bereist. Im Jahre 1898 betrat ich als Siebzehnjähriger zum ersten Male afrikanischen Boden. Ich taugte nicht für die Heimat. Das Blut meiner Forscher-Ahnen war zu mächtig in mir. Voller Abenteuerlust zog ich hinaus und bin trotzdem nicht in Afrika gescheitert.

Zweimal durchquerte ich den dunklen Erdteil. Durchstreifte in jungen Jahren als Reiter der Natal Police Zululand und Natal. Der Burenkrieg lehrte mich Transvaal kennen und den damaligen Oranjefreistaat. Ich besuchte Deutsch-Südwest, kam durch die Kapkolonie und Rhodesia, nach den Viktoriafällen, von dort aus zu Fuß nach Angola und dann quer durch Afrika nach Dares-Salâm.

Ich sprach von meinen Forscherahnen. Mein Großonkel, der Forschungsreisende Sir Robert Hermann Schomburgk, erforschte 1835—1839 für die Geographische Gesellschaft London und 1840—1844 im Auftrage der britischen Regierung Brit.-Guayana, Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen legte er in einem großen englischen Werke (1840) nieder, sein Bruder Otto übertrug es ins Deutsche (1841) und A. von Humboldt gab ein Geleitwort dazu. 1848 wurde er zum Konsul und Geschäftsträger bei der Republik Santo-Domingo ernannt, wo er 1850 einen wichtigen englischen Handelsvertrag abschloß, und 1857 als Generalkonsul für Siam nach Bangkok versetzt.

Seine drei Brüder — Otto, Theologe und Naturwissenschaftler, Moritz Richard, Botaniker und Julius, der jüngste — und vor allem er selbst trugen das Wander- und Forscherblut in ihren Adern. Und manchmal ist es mir, als habe in das Neue, Unbekannte mir mein Vorfahre diesen Trieb aus der Vergangenheit hinübergereicht wie ein Licht, das der Ahn dem Enkel reicht.

Dreizehn Jahre hatte ich Afrika bereist, als ich das erste Mal in Liberia landete. In manches Gebiet bin ich als erster Europäer eingedrungen. In Urwald und Steppe habe ich das Wild belauscht, lernte die Zeichen der Wildnis lesen wie ein offenes Buch. Auch die Menschen lernte ich kennen, die das Land bevölkern. Ich kenne noch den Zulukrieger der alten Zeit, der stolz daherschritt im Schmuck seiner Waffen. Mit den Induna (alte Krieger), die noch unter Cetewayo kämpften, habe ich am Feuer gesessen. Heute sind sie verschwunden, Opfer der Kultur. Was blieb, traurige Gestalten in europäischem Tand. Wie mögt ihr heute aussehen, ihr

schlanken Intombi (junge Mädchen), die ihr nur einen schmalen Gürtel aus Perlen trugt und doch keusch und sittsam waret.

Deutsch-Südwest-Afrika lernte ich noch vor dem Aufstand (1901) kennen, war aber nur kurze Zeit dort. So ist das Land mir verhältnismäßig fremd geblieben.

Ich kannte euch noch, ihr Mashukulumbwe am Kafuefluß (Nordwest-Rhodesia) im Schmucke eurer hohen Haarfrisuren. Gänzlich unbekleidet kamt ihr daher, tapfere Krieger, aber gegen die Hinterlader der Europäer waret auch ihr machtlos. Eure Haartracht meterhoch. Die Haare eurer Frauen flochtet ihr ein. Nachts beim Schlaf mußtet ihr die Spitze des meterhohen Kopfschmuckes an einem Querstab der Hüttenwand hochbinden. Sie waren euer ganzer Stolz, und mußten fallen. Die Kultur verlangte es. Mit einer meterhohen Haarfrisur lassen sich keine Lasten tragen; doch tragen mußtet ihr, so gebot es das Gesetz eurer weißen Herren. Es war gut für euch, denn ihr wilden Krieger wurdet fleißige Arbeiter und Ackerbauer. Doch ist es auch wieder schade. Ein Mashukulumbwi, der von der Arbeit in einer Mine in Hosen, mit einem zerbeulten Hut zurückkehrt, ist wirklich kein schöner Anblick.

Ihr Walunda, nahe der Zambesiquelle, die ihr mir viel Aerger und Verdruß bereitet habt, ich denke gern an euch, denn ihr waret freie Männer, die sich dem Chindele (Weißen), dem Eindringling in euer Land, nicht fügen wollten. Es war schwer, euer verschlossenes Herz zu finden, eure geheimnisvollen Sitten kennen zu lernen. Wir wurden Freunde, wenn ich auch manchmal glaube, daß ihr froh waret, als ich euer Land verließ. Noch manche Stämme lernte ich kennen, Waushi, Wakahonde, Barotse, Batoka, Wayauo

Wangoni und viele, viele andere. Euch, Awemba, die ihr die verwegenen Elefantenjäger stellt, die ihr mich treu begleitet habt von eurer fernen Heimat am Bangweolosee bis an das große Wasser bei Dares-Salâm, liebe ich noch heute.

Mit vielen Stämmen aus deutschen Kolonien kam ich in Berührung; aber über sie brauche ich nicht zu schreiben, berufenere Federn haben sie der Welt bekannt gemacht.

Es war nicht der Mangel, sondern die Fülle des Erlebten und Gesehenen, die das Schreiben dieses Buches erschwerte. Viel ist bereits über Afrika geschrieben worden, und darum habe ich versucht, in diesen Blättern alles nach Möglichkeit fortzulassen, was schon von anderen Forschern behandelt wurde. Ueber Liberia habe ich mich ausführlicher ausgelassen, da ich glaube, daß fast alles, was ich dort sah und erlebte, noch gänzlich unbekannt ist. Mein Buch ist das erste Reisewerk eines Deutschen über Liberia. Außer dem Werk des holländ. Professors Dr. Büttikofer, welches in den achtziger Jahren erschien, sind die wenigen anderen Bücher nur eine Zusammenstellung gesammelter Informationen und rein wissenschaftliche Bearbeitungen der bisher bekannten Fauna, Flora und Sprachen. Da nun diese Werke jedem Wissenschaftler zur Verfügung stehen, erübrigte es sich, näher darauf einzugehen.

Der zweite Teil, „Afrikanische Blätter“, ist rein auf Unterhaltung eingestellt. Ich habe hier Erlebtes und Erlaushtes sowie die interessantesten, spannendsten Jagdabenteuer meiner Afrika-Zeit in kleinen Geschichten zusammengestellt.

Vielen habe ich zu danken, daß dieses Buch überhaupt zustande gekommen ist. An erster Stelle meinem leider

verstorbenen väterlichen Freunde Carl Hagenbeck und seinen Söhnen Heinrich und Lorenz, die mir die Reise nach Liberia ermöglichten. Dem Hauptvertreter von C. Woermann in Liberia, Herrn Chas. Eichinger und Frau, die mich in ihrem Hause in Liberia auf das Rührendste aufnahmen, sowie den anderen Angestellten der Firma kann ich nicht genug danken für alles Gute, das sie mir während meines Aufenthaltes in Liberia erwiesen haben.

Sr. Exzellenz dem damaligen Präsidenten der Republik Liberia, Arthur Barclay, und seinem Nachfolger, Exzellenz Charles Howard, sowie den Staatssekretären und Beamten, die alles taten, um die Ziele meiner Expedition zu fördern, schulde ich tiefen Dank

Auf meiner Film-Expedition, die ich in diesem Buche nur flüchtig streife, war es die Firma West in Liberia, die sich meiner annahm.

In Togo war es besonders der damalige Gouverneur Se. Hoheit der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der in hochherzigster Weise meine Bemühungen unterstützte, und dem ich an dieser Stelle nochmals ganz besonders meinen tiefgefühlten Dank aussprechen möchte.

Mein Freund, der Baron Anton Codelli v. Fahnenfeldt, der Erbauer der Telefunken-Großstation Kamina, war nicht nur finanziell an dem Unternehmen beteiligt, sondern erwarb sich auch durch seine tatkräftige Mitarbeit große Verdienste um die Erfolge. Allen Beamten und Kaufleuten der Kolonie, von denen ich noch besonders den leider verstorbenen Bezirksamtman von Sokodé, Herrn von Parpart, sowie den Major und damaligen Bezirksleiter

von Mangu, Alexander v. Hirschfeld, erwähnen möchte, taten alles, was in ihren Kräften stand, meine Pläne zu fördern.

Bei vielen, vielen Anderen in Afrika und Europa stehe ich noch in tiefer Dankesschuld, und wenn ich auch nicht alle einzeln hier erwähnen kann, so können sie doch versichert sein, daß ich nie vergessen werde, was sie mir Gutes getan haben.

Ein „Waidmannsdank“ noch an dieser Stelle unserem Altmeister Fritz Bley für sein selbstloses Eintreten vor zwölf Jahren für den damals noch wenig bekannten jungen Jäger.

Und so sende ich auch mein zweites Buch hinaus in die Welt. Die Liebe zu Afrika, seinen Urwäldern und Steppen, seinen Menschen und Tieren möge es erwecken und immer daran erinnern, daß wir Kolonien besaßen und verloren, an deren Wiedergewinnung wir nie verzagen dürfen.

Berlin, im Herbst 1922.

Hans Schomburgk.

ZUR FÜNFTEN AUFLAGE.

Die überaus freundliche Aufnahme, die „Bwakukama“ in allen Volksschichten gefunden hat, erfordert schon jetzt, kaum zwei Monate nach Erscheinen, einen Neudruck. Mein Dank gebührt vor allem der gesamten deutschen Presse, die sich in wahrhaft großzügiger Weise des Werkes angenommen hat und mich mit günstigen Beurteilungen geradezu beschämte.

Führende Männer aus dem Kolonialleben, der Wissenschaft und dem Wirtschaftsleben haben mir durch Zuschriften und Anerkennung meiner Arbeit große Freude bereitet.

Ihnen allen an dieser Stelle meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, ist für mich eine ebenso große Genugtuung wie Ehrenpflicht.

Hans Schomburgk.

ERSTER THEIL

LIBERIA
LAND UND LEUTE

LIBERIA, LAND UND LEUTE.

In Westafrika liegt zwischen der englischen Kolonie Sierra Leone und der französischen Elfenbeinküste ein kleines Land, von dem in Europa eigentlich recht wenig bekannt ist, trotzdem es gerade in letzter Zeit wohl verdient hätte, mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt zu werden, nämlich Liberia, der einzige freie Negerstaat in Afrika.

Seine Küstenlänge beträgt 560 Kilometer und die Gesamtausdehnung 48 000 Quadratkilometer. Es ist richtiges Tropenland, durch und durch dicht bewaldet. Die Bewohner — und hier heißt es einen sehr scharfen Unterschied zu machen, um überhaupt Liberia und seine Verhältnisse richtig zu verstehen — sind 15 000 zivilisierte Neger amerikanischen Ursprungs, die über 1 500 000 Eingeborene verschiedener Stämme herrschen. Liberia ist ein freier Staat, anerkannt von den Großmächten, mit denen es verschiedene Abkommen hat, und steht nicht, wie meistens fälschlich angenommen wird, unter dem Protektorate Amerikas; es hat vielmehr seine eigene Regierung, einen Präsidenten und Staatsminister, ein Unterhaus von dreizehn und einen Senat von neun Mitgliedern.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts bildete sich in Amerika eine Gesellschaft, die sich „Colonisation Society of Amerika“ nannte und den Zweck verfolgte, freigewordene Sklaven, die zur Zeit in Amerika Seite an Seite mit den Weißen arbeiteten und so eine ökonomische Gefahr hätten werden können, nach Afrika zu schicken und dort ansässig zu machen. Diese ersten Kolonisten landeten in Sierra Leone.

wo ihnen ein wenig herzlicher Empfang bereitet wurde. Unter ihrem weißen Führer, Ashmun, fuhren sie die Küste entlang und faßten zuerst auf der von ihnen „Providence Island“ genannten Insel an der Mündung des St. Paul-Flusses, der damaligen Pfefferküste, festen Fuß.

Unbeschreibliche Strapazen hatte das tapfere Häuflein Farbiger zu erdulden. Tatsächlich mit dem Gewehr in der Hand mußten sie ihre Felder bestellen, da sie unausgesetzt von den Eingeborenen angegriffen und belästigt wurden. Man kann fürwahr den Heldenmut dieser tapferen Schar nicht genug bewundern, die ohne Aussicht auf Unterstützung eines mächtigen Mutterlandes sich Schritt für Schritt die neue Heimat erkämpfte. Die Geschichte Liberias weist denn auch Heldentaten auf, die sich getrost mit denen anderer mächtigerer Staaten vergleichen lassen!

Nachdem die amerikanischen Ansiedler die Küstenlinie in langen, schweren Kämpfen unter ihre Oberhoheit gebracht hatten, nannten sie ihre neue Heimat, in der sie die ersehnte Freiheit zu finden hofften, Liberia.

Im Jahre 1847 wurde Liberia von seinen Bürgern zum Freistaat erklärt, und eine Unabhängigkeitserklärung Declaration of Independence, die in der Hauptsache ungefähr folgenden Wortlaut hatte, aufgestellt:

„Das Volk der Republik Liberia ist von Rechts wegen und in der Tat ein freier, souveräner und unabhängiger Staat, im Besitz aller Rechte, Gewalten und Funktionen einer Regierung. Indem es die ungeheure Verantwortung auf sich nimmt, fühlt das Volk dieser Republik sich durch die Notwendigkeit der Umstände dazu berechtigt, auf Grund dieser Überzeugung ver-

trauensvoll die ehrliche Beachtung der zivilisierten Welt zu beanspruchen.“

Kurz nach dieser Erklärung wurde die neue Republik von allen Staaten offiziell anerkannt, nur Amerika, das doch sozusagen Mutterstelle vertreten hatte, folgte seltsamerweise mit der Anerkennung erst einige Jahre später.

Die Hauptstadt des Landes wurde zu Ehren des Präsidenten Monroe „Monrovia“ genannt.

Unter dem ersten Präsidenten Roberts nahm das Land einen großen Aufschwung. Die Eingeborenen unterwarfen sich teils gutwillig, teils wurden Expeditionen ausgesandt, so daß nach einigen Jahren auch der größte Teil des Hinterlandes wirklich und nicht nur dem Namen nach unter liberianischer Oberhoheit stand. Bald aber tauchten von außen und von innen, wie vorauszusehen war, Schwierigkeiten auf. Grenzschwierigkeiten mit England und Frankreich, die rücksichtslos ihre Grenzen in das schwache Liberia hineinschoben, verbunden mit internen und finanziellen Nöten, verhinderten die gesunde Weiterentwicklung des jungen Staates. Jetzt machte es sich besonders fühlbar, daß kein Mutterland, wie bei jeder anderen afrikanischen Kolonie, hinter Liberia stand, und gerade dieser Punkt muß besonders hervorgehoben und den Leuten, die auch heute noch über die Negerrepublik spotten, entgegengehalten werden. Was wäre wohl z. B. aus einer unserer deutschen Kolonien geworden, wenn keine finanzielle Hilfe und kein geschultes Regierungs- und Militärmaterial den ersten Ansiedlern zur Unterstützung hätte zugewiesen werden können.

Am ungünstigsten für Liberia gestaltete sich die Anleihe, die im Jahre 1870 in England gemacht wurde. Es ist natürlich, daß nicht jeder Präsident oder Minister der Republik von dem hohen patriarchalischen Geist der ersten Ansiedler beseelt war, und so kam es, daß — wohl zum Teil auch durch Unkenntnis des allgemeinen Geldverkehrs — Liberia sich verleiten ließ, diese englische Anleihe aufzunehmen, von der tatsächlich kaum ein Drittel zur Auszahlung kam. An dieser Anleihe hat das ganze Land Jahre hindurch gekrankt.

Inzwischen hatten sich deutsche Handelshäuser in Liberia niedergelassen, die alle mit gutem Erfolge in dem von der Natur so reich bedachten Lande arbeiten konnten, und die es, wenn der Staat in Geldverlegenheit war, auch an tatkräftiger Unterstützung nicht fehlen ließen.

Deutsche Interessen waren von jeher die größten und wichtigsten in Liberia, und gerade aus diesem Grunde ist es zu bedauern, daß die Deutschen noch heute in so absoluter Unwissenheit über dieses interessante Land geblieben sind.

Im Jahre 1910 wurde endlich die Grenzfrage zwischen Liberia, England und Frankreich entscheidend geregelt, so daß die Regierung sich nunmehr ganz der inneren Politik widmen konnte.

Als wieder eine Anleihe aufgenommen werden sollte, war das Ansehen der deutschen Kaufleute und das Vertrauen zu ihnen derartig gefestigt, daß die ganze Sache mit Leichtigkeit von Deutschland hätte finanziert werden können.

Aber die Staaten hatten sich bereits im Jahre 1912 entschlossen, ein internationales Komitee unter amerikanischem Vorsitz zur Verwaltung der Finanzen von Liberia einzusetzen. Die Anleihe im Betrage von 1 700 000 Dollar wurde durch die Zölle gedeckt und so den Geldgebern eine vollkommene Sicherheit geboten.

Wie im menschlichen Leben die Anverwandten sich zusammentun, um einem schwachen Kinde zu helfen, so hatten sich in der zivilisierten Welt vier Großmächte verbunden, um dem kleinen Liberia den Fortschritt auf dem Wege zur Kultur und Zivilisation zu erleichtern. Amerika, Deutschland, England und Frankreich hatten je einen Abgesandten ernannt und diesen die Sorgen für die finanzielle Sanierung Liberias übertragen. Es ist dies ein Versuch, dessen Erfolg noch nicht erwiesen ist. Wenn aber die einzelnen Bevollmächtigten einsehen und verstehen lernen, daß sie für Liberia und nicht für ihr eigenes Vaterland arbeiten sollen und müssen, so kann man mit Sicherheit ein günstiges Resultat voraussagen.

Der vorige Präsident, Mr. Barclay, ein Farbiger aus Westindien, hat in seiner Amtsperiode Bedeutendes für sein Vaterland geleistet, und Mr. Daniel Howard, der am 2. Januar 1910 als Präsident auf vier Jahre eingesetzt wurde, ist ein hochgebildeter Mann, der, von wahrer Vaterlandsliebe beseelt, sicherlich zum Wohle des Landes gewirkt haben wird. Eine besondere Genugtuung für jeden Deutschen war es, bei den Antrittsfeierlichkeiten des neuen Präsidenten festzustellen, daß Mr. Barclay von den vielen Orden, die er besaß, nur den deutschen angelegt hatte.

FORSCHUNGSGESCHICHTE.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde mit unheimlicher Schnelligkeit das innerste Afrika von Forschern aller Nationen erschlossen. Sir Samuel Baker entdeckte Anfang der 50er Jahre die Nilquellen in Abessinien, während Specke und Grant die Hauptquellen in den nordzentralafrikanischen Seen bestimmen konnten. Livingstones wunderbare Reisen erschlossen die Seengebiete des Tanganjika und Bangweolo. Stanleys und von Wissmanns kühne Durchquerungen des schwarzen Kontinents riefen in Europa und Amerika wahre Begeisterungstürme hervor.

Nachdem die verschiedenen Staaten auch an der Westküste Afrikas Kolonien erworben hatten, rüsteten sie Expeditionen zur Erforschung ihrer jeweiligen Gebiete aus, sodaß in verhältnismäßig kurzer Zeit auch das Hinterland der Westküste erschlossen wurde. Sozusagen in einem toten Winkel aber lag Liberia. Der liberianischen Regierung fehlte es an Mitteln und geschultem Material, um wissenschaftlich das Hinterland zu erforschen. In Europa geriet das Ländchen in Vergessenheit, und so ist heute noch Liberia Afrikas terra incognita.

Und doch hat gerade Liberia unter den afrikanischen Gebieten die interessanteste Forschungsgeschichte aufzuweisen. Schon im Jahre 520 v. Chr. hat Hanno mit seinen Karthagern die damalige Pfefferküste erreicht und mit der einer karthagischen Gottheit gewidmeten, in punischer Sprache verfaßten Beschreibung den Grundstein der Literatur Westafrikas gelegt.

Jahrhunderte vergingen, Westafrika blieb unberührt. Villault de Bellefonds behauptet im Jahre 1364, daß normannische Abenteurer, die von Dieppe aus ihre Fahrten unternahmen, die Pfefferküste, also das jetzige Liberia, erreicht hätten. Da wir aber für Bellefonds' Behauptung keinen sicheren Beweis haben, müssen wir den Herbst des Jahres 1461 als geschichtlichen Zeitpunkt annehmen, wo Eingeborene Liberias zum ersten Male einen Weißen sahen. Es waren Portugiesen, die unter Pedro de Sintra als die ersten Europäer an der Pfefferküste landeten. De Sintra benannte das Vorgebirge von Cape Mount und das Cape Mesurado, beides Namen, die bis heute beibehalten sind. Von de Sintra stammt auch die erste Beschreibung der Eingeborenen, denn Hannos Erzählungen von wilden, behaarten Menschen, die er „Gorilla“ nennt, sind doch zu sagenhaft, um ernst genommen zu werden; es kann sich ja auch um Schimpansen handeln, die noch heute dort an der Küste auftreten. De Sintra erzählt, daß, nachdem sein Schiff vor Anker gegangen war, Kanoes vom Lande kamen, in denen je zwei oder drei nackte Menschen saßen, die mit Speeren, Pfeil und Bogen und einige wenige, die mit Lederschilden ausgerüstet waren. Die Ohren waren an verschiedenen Stellen durchbohrt, auch die Nasen; die Zähne waren spitzegefeilt. Auf Befehl seines Königs brachte de Sintra einen Eingeborenen mit nach Lissabon, der dort eine schwarze Sklavin im Dienste eines Lissaboner Bürgers traf, mit der er sich verständigen konnte. Die einzige Neuigkeit, die dieser Liberianer in Lissabon erzählte, war, daß ein Einhorn in Liberia vorkomme. Jahrhunderte sind seitdem vergangen und kein Nashorn, wohl das einzige

Tier, das mit Unikornu gemeint sein kann, wurde in Liberia gefunden. Indeß erhielt ich aus dem Hinterlande von Cape Palmas vor kurzer Zeit die Nachricht, daß dort ein Zwergnashorn vorkommen soll.

Die gesamten Namen der Liberiaküste sind portugiesischen Ursprungs. Die Veranlassung zu Forschungs- expeditionen im Mittelalter waren Gold, Elfenbein und Sklaven; hierzu kam in Liberia noch der Pfeffer, von dem ja auch die ganze Küste ihren Namen erhielt. (Es handelt sich um zwei Arten: *Piper subpeltatum* und *Piper guineense*).

Nachdem die Portugiesen so erfolgreichen Handel an der Westküste getrieben hatten, fingen auch englische Abenteurer an, Forschungsreisen nach der Pfefferküste zu unternehmen. Im Jahre 1553 betreten zum erstenmale Engländer liberianischen Boden. Aber keiner dieser Reisenden hat uns nennenswerte Aufzeichnungen hinterlassen. Dies blieb einem Deutschen vorbehalten.

Levinus Hulsius, der berühmte deutsche Geograph, veröffentlichte im Jahre 1626 in Frankfurt a. M. eine Beschreibung der Reise eines Schweizers namens Samuel Braun, der auf seinen Fahrten, die sich bis zum Kongo und nach Angola erstreckten, auch für längere Zeit an der liberianischen Küste weilte. Er schreibt über die Eingeborenen von Liberia:

„Die Eynwohner sind grawsame und böse leute doch an einem Ort besser als am andern, gedenken stetigs wie sie die fremde Nationen so dahin kommen handthieren. Doch ist ihnen ein Nation angenehmer und lieber als die ander nemblich die Französen, so deß Orts lang gereiset und gefahren haben, aber die Portugaleser

kommen jetziger Zeit gar selten dahin. Unser Teutsche Nation ist an einem Ort angenehmer als an andern und dasselbe daher daß sie es bißweilen da selbst gar grob gemacht und sehr verderbet haben derhalben dann die Mohren offit versuchs ob sie sich an ihnen rechen möchten.“

Dr. O. Dapper veröffentlichte im Jahre 1686 in Amsterdam ein umfangreiches Werk über die Forschungsreisen der Holländer im 17. Jahrhundert. Die in dem Werke enthaltenen Beschreibungen Liberias beziehen sich meistens auf den nördlichen Küstenstrich, das Gebiet des Vey-Country. Er gibt uns eine Beschreibung der Völkerstämme und eine genaue Aufzeichnung der Waldbäume und deren Nutzen. Auch über die Tierwelt hat er bemerkenswerte Aufzeichnungen hinterlassen.

Das ganze Bild, das Dapper von dem Leben der Eingeborenen und besonders von den Zeremonien der Beschneidung der Knaben und Mädchen entwirft, ist so naturgetreu, daß es noch heute als Muster gelten kann.

Eine hübsche Schilderung des Cape Mesurado, also des jetzigen Monrovia, überlieferte uns der Franzose Chevalier des Marchais, der im Jahre 1724 dort landete. Es scheint, als ob während dieser Zeit die Franzosen es am besten verstanden hätten, mit den Eingeborenen umzugehen. Der König Peter, scheinbar ein erblicher Name des Königs von Mesurado, machte das Bushrod Island an der Mündung des St. Paul-Stromes dem Chevalier zum Geschenk, der sofort seiner Regierung vorschlug, eine französische Kolonie am Cape Mesurado anzulegen. Hätte die damalige Senegal-Gesellschaft diesen Vorschlag zur Ausführung gebracht, so gäbe es heute kein Liberia.

(Während alle modernen Forscher übereinstimmend behaupten, daß das Flußpferd (*Hip. amph.*) in Liberia nicht vorkomme, bis ich jetzt das Gegenteil beweisen konnte, schreibt der Chevalier des Marchais schon im Jahre 1724: „In keinem Fluß an der Küste gibt es so viele Flußferde, wie im Mesurado.“)

Eine Beschreibung der Küste Liberias, die sich aber hauptsächlich mit dem Sklavenhandel befaßt, hat uns der Italiener Kapt. Theod. Canot hinterlassen (1820—40). Die gesamten hier aufgeführten Forscher sind kaum über den Küstengürtel hinausgekommen, das Hinterland blieb unbetreten.

Mit Benjamin Anderson (1868) beginnt sozusagen die moderne Forschungsgeschichte Liberias. Er wurde 1834 in Liberia geboren, genoß eine gute Erziehung und wurde als Landvermesser ausgebildet. 1866 ging er nach Amerika und fand dort einige Philanthropen, die ihm das Kapital für die Erforschung des Hinterlandes zur Verfügung stellten. Anderson war ein Farbiger, aber seine Reise war zu der Zeit eine der größten, die in Westafrika unternommen wurden, und ist in Liberia auch heute noch nicht wiederholt worden. Andersons Reise ist von vielen Seiten angezweifelt worden. Seine Routenaufnahmen sind auch so erratisch, daß man daran zweifeln muß, ob er die eingezeichneten Wege wirklich zurückgelegt hat. Auf jeden Fall ist er aber durch die Urwaldregionen nach dem Mandingo-Plateau vorgedrungen und hat Musardu, damals eine große befestigte Stadt, erreicht. Seine Beobachtungen hat er in einem Werke: *Narrative of a journey to Musardu with Map*, Newyork 1870, niedergelegt. Chr. von Cassal

unternahm es sogar im Jahre 1903, nachzuweisen, daß Andersons Reise überhaupt unhistorisch und er überhaupt nicht in das Hinterland vorgedrungen sei, sondern seine Aufzeichnungen von Gefangenen und anderen, die zufällig ihren Weg zur Küste fanden, bekommen habe. Daß Anderson aber Musardu erreicht hat, ist zweifellos; denn von verschiedenen Seiten wurde mir unaufgefordert erzählt, daß noch heute ein von Anderson in Musardu gepflanzter Baum stehe. Unter diesem Baum soll er einen Krug wahrscheinlich mit dem Datum seiner Ankunft in Musardu, vergraben haben. Von großem wissenschaftlichem Werte waren Andersons Reisen ebensowenig wie die zweier anderer Liberianer, Seymour und Asch, die eine Expedition bis an das Hinterland der Elfenbeinküste unternahmen.

Der Stettiner Naturaliensammler Schweizer ist kaum in das Innere vorgedrungen und hat auch keine Aufzeichnungen hinterlassen.

Einen Wendepunkt erreichte die Forschungsgeschichte Liberias mit der Ankunft des Schweizers Büttikofer, der, ausgerüstet von dem zoologischen Reichsmuseum in Leyden, zum ersten Mal eine wissenschaftliche Forschungsreise durch Liberia unternahm. Büttikofer, von Haus aus Botaniker, mußte sogar kontraktlich festlegen, sich während dieser Reise, die ganz zoologischen Studien gewidmet sein sollte, nicht mit seiner geliebten Botanik zu beschäftigen. Er hatte die Absicht, über Boporu nach dem Mandingo-Plateau vorzudringen, mußte aber, soweit ich aus seinen Aufzeichnungen ersehen kann, diesen Versuch wegen mangelhafter Organisation seiner Karawane auf-

geben. Jedenfalls schuf Büttikofer mit seinen Reisebildern aus Liberia ein Werk, das noch heute unübertroffen dasteht und in seiner absoluten Zuverlässigkeit und Genauigkeit wohl als das Nachschlagewerk über Liberia gelten kann.

Ein englischer Distrikt-Kommissar T. J. Alldridge ließ 1901 ein Buch „The Sherbro and its Hinterland“ erscheinen, in dem er seine vielen, während einer 30jährigen Amtsperiode in Sierra Leone unternommenen Reisen, die ihn auch teilweise in das Hinterland von Liberia führten, schildert. Eigentlich ist es aber auffällig, wie wenig man von ihm gerade über Liberia erfährt.

Die kurze Reise A. Hübners im Jahre 1903 nach Boporu ergab wenig Neues. Seine Behauptung, die Franzosen hätten vom Sudan aus Boporu besucht, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit.

Im Jahre 1906 unternahm der Schweizer Dr. W. Volz eine Reise durch das Hinterland von Liberia, die ihn bis Bussamai führte, wo er am 2. April 1907 einen tragischen Tod fand. Wenn man die von Dr. Zöller veröffentlichten Aufzeichnungen Volz' liest, muß man staunen, wie es ihm überhaupt gelungen ist, so weit vorzudringen. Ohne eigene Karawane, sich vollständig auf die Güte der eingeborenen Chiefs verlassend, ihm Träger zu stellen, drang er in Liberia von Sierra Leone aus ein und gerade zu einer Zeit, als es im Innern des Landes gährte und die Franzosen rücksichtslos ihre Grenzen verschoben. Volz machte zwar einen Besuch bei dem Präsidenten in Monrovia, wobei noch unglücklicherweise der Verdacht auftauchte, er sei französischer Agent. Volz war sicher ein bedeutender

Wissenschaftler und hatte auch in Sumatra Erfahrungen für Expeditionen gesammelt, aber was ihm absolut fehlte, waren Erfahrungen in der Behandlung der Eingeborenen. Nach allem, was man aus seinen Aufzeichnungen ersieht, war Volz zu bescheiden und zu wenig selbstbewußt, um den Eingeborenen den nötigen Respekt einzuflößen. Volz' Tod war eine Tücke des Schicksals. Er fiel nicht durch die Hand feindlicher Eingeborener, sondern durch die Franzosen, von deren Erscheinen er so viel erhofft hatte. Seine Reise war jedenfalls der erste Versuch, Liberias Hinterland wissenschaftlich zu erschließen.

Ein Jahr später, am 18. April 1908, brach der damalige britische Generalkonsul in Monrovia, Kapt. Braithwaite Wallis, zu einer Reise durch das Hinterland von Liberia auf; er stieß auf die unglaublichsten Schwierigkeiten. Das Resultat dieser Reise veröffentlichte er im Geographischen Journal, XXXV, 1910.

Meine eigenen Liberia-Expeditionen führten mich durch die Gebiete des Duquea-Flusses und durch das Gola-Land bis an die englische Grenze bei Jenne. Ich hatte die Genugtuung, größere Erfolge zu erringen, als ich je annehmen durfte. Gleichzeitig aber habe ich einen Einblick in die liberianischen Verhältnisse gewonnen, der mir zeigte, daß in dem von der Forschung so stiefmütterlich behandelten Liberia noch ungeahnte Schätze zu heben sind.

Mein Auftrag band mich an ein verhältnismäßig kleines Gebiet, aber dies konnte ich größtenteils als erster kartographisch aufnehmen. Durch den Pesse-Krieg wurden mir unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg gelegt, gleichzeitig aber lernte ich so die gänzlich unbekanntem

Kriegsbräuche und Tänze der Gola-Leute kennen. Auf einem meiner Jagdzüge stieß ich ganz unvermutet auf ein Steinmonument, das sonst nur im Sudan gefunden wird.

Und das Resultat all dieser Forschungen, die schon beinahe ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung begannen? Im Grunde genommen ist es recht gering. Noch heute ist das Hinterland von Liberia ein weißer Fleck auf der Karte, in dem punktierte Linien vermutliche Flußläufe angeben. Hier ist ein reiches Feld für den Forschungsreisenden! Es ist kein Steinboden, auf dem die Saat keine Ernte verspricht, im Gegenteil, ein fruchtbarer Boden, wo jedes im Schweiß des Angesichts gestreute Samenkorn einen reichen Ertrag bringen wird. Hier sind große Aussichten für den Zoologen, Ruhm durch die Entdeckung noch unbekannter Vertreter der afrikanischen Fauna zu erwerben. Dem Geologen verspricht die sachgemäße Durchforschung der Höhenzüge im Hinterland einen reichen Ertrag. Das Feld für den Geographen ist so groß, daß ein Einzelner es wohl kaum bewältigen werden wird.

AUF DER FÄHRTE
DES ZWERGFLUSSPFERDES.

REISEN AM DUQUEA-FLUSS.

Als ich im Oktober 1910 die letzten Seiten meines längst vergriffenen Buches „Wild und Wilde im Herzen Afrikas“ schrieb, war ich schon eifrig damit beschäftigt, eine neue Expedition auszurüsten, die mich in die unbekanntes Urwaldgegenden des französischen Kongo führen sollte. Aus politischen Gründen — inzwischen wurde das Gebiet, welches ich im Auftrage einer englischen Gesellschaft durchqueren sollte, an Deutschland abgetreten — mußte diese Reise aufgegeben werden.

Sobald Carl Hagenbeck erfuhr, daß ich frei geworden war, ersuchte er mich dringend, ihn umgehend aufzusuchen. Seine ersten Worte, als ich ihn in Stellingen begrüßte, waren:

„Wollen Sie für mich nach der Westküste Afrikas gehen, um dort ein Tier zu fangen, das bisher noch von keinem europäischen Jäger gesehen, geschweige denn lebend nach Europa gebracht wurde. Sie würden mir damit helfen, einen dem Aussterben geweihten Vertreter der afrikanischen Fauna zu erhalten.“

Sie müssen nach Liberia gehen; aber um was es sich handelt, kann ich Ihnen erst sagen, nachdem Sie Ihre Zustimmung gegeben haben, dies *gefährliche und klimatisch schlechte Land überhaupt zu bereisen.“

Wenn ich in früheren Jahren mit meinen Kameraden in Zentral-Afrika abends am Lagerfeuer saß und die Karten Afrikas studierte, um neue Jagdgründe ausfindig zu machen, war es stets Liberia, das wir von vornherein bei unseren Plänen gänzlich unberücksichtigt ließen, denn wir alten er-

fahrenen Afrikaner waren übereinstimmend der Ansicht, daß es eine Unmöglichkeit sei, in einer Negerrepublik mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg reisen und jagen zu können.

Ich stand nun also vor einer schwierigen Entscheidung: Auf der einen Seite bot sich mir die Gelegenheit, in der zoologischen Forschung Afrikas mit einem Schlage etwas wirklich Großes zu leisten, andererseits aber handelte es sich darum, gerade das Land aufzusuchen, das mir in ganz Afrika am unsympathischsten erschien.

Aber: — „Wer wagt, gewinnt!“ — Kurz entschlossen gab ich meine Zustimmung.

Als mir daraufhin der Altmeister des Tierimports sagte, daß ich versuchen sollte, das sagenhaft gewordene liberianische Zwergflußpferd zu fangen, von dessen Existenz seit Büttikofers Zeiten in den achtziger Jahren nichts mehr gehört wurde, ergriff mich doch ein starker Zweifel, die Verantwortung für die Ausführung dieses Projektes auf mich nehmen zu können. Da Hagenbeck aber entschlossen war, auf jeden Fall den Versuch zu machen, das Tier in seinen Besitz zu bekommen, nahm ich die Führung der Expedition an.

Mit Eifer ging ich nun an die Ausrüstung. Während ich auf meinen früheren^{*)} Reisen mein sämtliches Ausrüstungsmaterial aus England bezogen hatte, rüstete ich diesmal vollständig in Deutschland aus.

Meine Gewehre wurden mir von der Firma Stahl & Berger in Hamburg geliefert. Ich hatte in Ost- und Zentral-Afrika mit einer Mauserbüchse, Modell 98, deren Lauf die Länge eines Militärgewehres hatte, so gute Erfahrungen gemacht,

daß ich mich entschloß, auch dieses Mal zwei solche Büchsen mit zu führen. So ich auf Elefanten stoßen sollte, nahm ich eine hahnlose Doppelbüchse, Kaliber 9,3 mit; denn da ich mich ja nicht auf die Elefantenjagd legen wollte, hielt ich es nicht für nötig, mir ein schweres Elefantengewehr, wie ich es in früheren Jahren führte, anfertigen zu lassen. Eine einfache Schrotflinte und ein 6 mm Tesching, zu denen zum persönlichen Schutz noch eine automatische Browning-Pistole kam, vervollständigten die Waffenausrüstung.

Die Zelte wurden mir von der Firma Lüttge & Braun in Hamburg geliefert. Da ich voraussichtlich monatelang im Zelt leben würde, schaffte ich mir das größte verfügbare Zelt, 9×12 Fuß, an. Die in Deutschland hergestellten Zelte sind ja an und für sich vorzüglich, leider aber zu schwer, wenn es sich um eine Expedition handelt, wo jeder Träger besonders zu erwägen ist. Daher ließ ich das Zelt und auch die Zelt-Möbel, die die bekannte X Marke trugen, durch Lüttge & Braun aus England besorgen. Mit diesen ebenso leichten wie haltbaren Möbeln hatte ich schon auf meinen früheren Expeditionen die besten Erfahrungen gemacht. Deutsche Zelt-Möbel sind entweder zu schwer, oder wenn sie den X-Möbeln nachgebildet sind, nicht haltbar. Die nötigen Stahl-Tropenkoffer und hunderterlei Kleinigkeiten, die für eine Expedition unerlässlich sind, vervollständigten die Ausrüstung.

Mein Jagdschuhzeug erhielt ich von der Firma J. H. Ch. Denker in Hamburg nach Maß gemacht. Dasselbe hat mir so gute Dienste geleistet, daß ich nicht umhin kann, mich hier etwas näher darüber auszusprechen.

Bekanntlich ist doch Schuhzeug auf einer Expedition von der allergrößten Wichtigkeit. Was nützt dem Jäger das beste Gewehr, wenn er auf der Fährte des Wildes durch unbequemes Fußzeug behindert wird und schließlich mißmutig die Jagd aus diesem Grunde aufgeben muß! — Außer zwei Paar Safari- (Karawanen-) Stiefeln bekam ich ein Paar Pürsch-Stiefel mit dicker Gummisohle. Die Safari-Stiefel habe ich während der ersten Expedition 4 Monate lang unausgesetzt im Regen getragen; während dieser ganzen Zeit sind die Stiefel wohl kaum je trocken geworden. Beständig mußte ich durch Sumpf und Schlamm waten, und trotzdem waren sie am Ende der Expeditionen noch in genau so guter Verfassung wie zu Anfang. Die Pürschstiefel kann ich besonders jedem Elefantenjäger warm empfehlen, denn es ist bedeutend bequemer, sofort auf der Fährte Pürschstiefel anzuziehen, als erst im letzten Augenblick, wenn man den Elefanten schon hört oder gar sieht, seine Jagdstiefel gegen leichte Tennisschuhe umtauschen zu müssen, wie ich das fälschlicher Weise früher einmal getan habe.

Hierzu kam noch eine ganze Trägerlast Medizin hinzu, die mir aber, wie sich zu spät herausstellte, leider nicht in der richtigen Tropenverpackung geliefert wurde, wodurch mir in der Regenzeit recht viel verdarb.

Für photographische Aufnahmen begnügte ich mich auch dieses Mal wieder mit einem 9×12 Kodak. Nach den Erfahrungen, die ich wieder auf meinen letzten Reisen gemacht habe, kann ich jedoch nur jedem raten, eine Platten-Kamera zu führen, die eine Bildgröße von mindestens 15×18 hat. Die Transportschwierigkeiten, die eine größere

Kamera verursacht, werden doppelt und dreifach durch die besseren Bilder aufgewogen.

Mit den nötigen Empfehlungen an die Liberianische Regierung versehen, fuhr ich am 25. April 1911 mit der „Kamerun“ der HAPAG von Hamburg ab.

Als mir am Morgen des 14. Mai der Steward meinen Kaffee in die Kabine brachte, meldete er mir, daß die Küste Liberias bereits in Sicht sei. Ich eilte an Deck, um das Land, das ich für die kommenden Monate zu meiner Heimat machen sollte, zu begrüßen. Über der Küste lagerte dichter Nebel, der aber bald der siegreichen Kraft der Sonne weichen mußte. Ein leichter Wind wehte vom Lande herüber, und es schien mir, als ob ein feuchter Modergeruch davon ausginge. Wie ganz anders ist der Anblick, wenn man in Südafrika um das Cap herumkommt und die herrlichen Tafelberge aus dem Meere aufsteigen sieht! Hier dagegen erblickt das Auge nichts als eine eintönige flache Küste, Mangrovensümpfe und dahinter den undurchdringlichen Urwald. Mir wurde das Herz schwer, und schon vor der Landung sehnte ich mich zurück nach den freien Steppen Ost-Afrikas! Was half'st! Nur nicht schon jetzt den Mut verlieren! Als wir gegen Mittag bei prächtigem Sonnenschein um das Cap Mesurado herumfahren und das malerisch gelegene Städtchen Monrovia vor uns liegen sahen, war mir schon wieder viel zuversichtlicher zu Mut, und als der Anker herabgelassen wurde, gelobte ich mir im Stillen, daß ich trotz allem hier einen Erfolg erringen müsse, koste es, was es wolle!

Als die Liberianischen Hafen- und Zollbeamten an Bord kamen, machten sie zwar in der Kleidung keinen allzu guten Eindruck, aber im großen und ganzen waren sie doch erträgliche Menschen. Wenn ihnen auch ein gewisses Selbstbewußtsein, freie Neger in einem freien Staate zu sein, nicht fehlte, so war doch ihr Benehmen höflich und zuvorkommend.

Nachdem ich mich von meinem Freunde Kapitän Zobel und meinen Mitreisenden verabschiedet hatte, bestieg ich das Woermannboot, um an Land zu fahren. Die Barre von Monrovia soll zwar die beste an der ganzen liberianischen Küste sein, aber sie hat doch ihre Tücken. Heute war sie spiegelglatt, als wolle sie mir ein freundliches Willkommen bieten, was ich als gutes Omen betrachtete.

In Monrovia herrschte sonntägliche Stille, die Straßen waren menschenleer. Die Wasserseite, wo an Wochentagen ein reger Verkehr herrscht und die Vertreter fast sämtlicher Stämme West-Afrikas mit lautem Geschrei ihre Waren feilbieten, lag ausgestorben.

Die Firma Woermann in Hamburg war an unserem Unternehmen beteiligt, das Woermann-Haus in Monrovia sollte den Stützpunkt meiner Karawane in Liberia bilden. Von dem Vertreter des Woermann-Hauses Chas. J. Eichinger und seiner Gattin wurde ich auf das Liebenswertigste aufgenommen. Mit echt afrikanischer Freundschaft kam man mir entgegen. Nach kurzer Zeit saß ich bei meinen Wirten am Kaffeetisch, nicht als ob ich eben zum ersten Mal den Boden Liberias betreten hätte, sondern wie ein

alter Freund, der nach langer Abwesenheit wieder nach Hause zurückgekehrt ist.

Weniger angenehm waren die Auskünfte, die Herr Eichinger, ein alter Afrikaner, mir über das Vorhandensein des gesuchten Zwergflußpferdes geben konnte.

Daß Flußpferde in Liberia vorkommen, war ihm bekannt, aber aus seiner Beschreibung sah ich sofort zu meinem Schrecken, daß es sich hier nicht um das gesuchte *Choeropsis Liberiensis*, sondern nur um das gewöhnliche Flußpferd (*Hippopotamus amphibius*) handelte. Außerdem wurde es mir jetzt klar, daß ich zur allerungünstigsten Zeit gekommen war, denn jetzt setzte die in Liberia mit Recht so gefürchtete Regenzeit ein.

Als ich im Jahre 1906 die Wasserscheide des Kongo und Zambesi erreichte, dachte ich, dort ungefähr die höchsten Regenmöglichkeiten kennengelernt zu haben; aber wie Herr Eichinger die liberianische Regenzeit beschrieb, lernte ich einsehen, daß alles bisher Erlebte nur ein Kinderspiel dagegen gewesen war.

Gleich am folgenden Tage machte ich meinen Antrittsbesuch bei Sr. Exzellenz dem Präsidenten, Mr. Barclay, der mich aufs Liebenswertigste empfing. Mr. Barclay ist ein westindischer Neger aus Barbados, ein hochgebildeter Mann, der jedem Europäer schon nach kürzester Zeit Achtung einflößen muß. Im Gespräch mit ihm vergißt man vollkommen, daß man es mit einem Farbigen zu tun hat. Welchen Gesprächsstoff man auch anschlagen mag, für alles hat er Interesse, und auf allen Gebieten ist er gründlich bewandert und führt die Unterhaltung mit einer weltmännischen Gewandtheit, die man wohl kaum in

Liberia erwartet. Für meine Expedition bewies er das größte Wohlwollen und versprach mir jede Unterstützung zu gewähren, die in seiner Macht läge. Für meine ganze Ausrüstung, einschließlich der Gewehre, wurde mir Zollfreiheit gewährt.

Ich hatte anfänglich gedacht, Mr. Barclay sei eine Ausnahme unter den gebildeten Liberianern, aber ich wurde sofort eines besseren belehrt, als ich auch die anderen Herren des Kabinetts kennen lernte. Sie alle standen Mr. Barclay an Bildung und Liebenswürdigkeit nicht nach. Überall wurde ich mit offenen Armen empfangen. Jeder Einzelne versuchte auf seine Weise dazu beizutragen, meiner Expedition zum Erfolge zu verhelfen.

Je mehr ich mich mit den Verhältnissen vertraut machte, um so klarer erschien mir der Fehler, den der arme Dr. Volz bei seiner Reise in Liberia gemacht hatte und den er schließlich mit dem Leben büßen mußte. Hätte er seine Expedition von Monrovia aus angetreten, so wären ihm doch sicherlich dieselben Unterstützungen gewährt worden wie mir, und dann wäre es ausgeschlossen gewesen, daß ihn das tragische Schicksal erreicht hätte.

Nachdem ich Mr. Barclay erklärt hatte, daß mich meine erste Reise den Duquea-Fluß aufwärts führen sollte, gab er mir sofort ein Schreiben an den Bezirksverwalter des Duquea-Gebietes, das ich hier wörtlich wiedergebe:

[Übersetzung: Der Inhaber, Herr Schomburgk, ein Naturforscher, hat die Erlaubnis der Regierung von Liberia, das Land für wissenschaftliche Zwecke zu bereisen und alle Beamte, Häuptlinge und Offiziere von

No. _____

Executive Mansion,

Monrovia, Liberia

27th June 1911

The bearer Warr Cromburgh,
a naturalist, has the per-
mission of the Government
of Liberia to travel through
the Country for scientific
purposes, and Commissioners
Chiefs and Officers of Liberia
are directed to let him pass
and re-pass freely and
to give him all possible
protection and assistance.

Arthur Barclay
President of Liberia

Liberia werden angewiesen, ihn frei hin- und herreisen zu lassen und ihm allen möglichen Schutz und Hilfe zu gewähren.]

Alle Formalitäten waren somit erledigt, und ich konnte ungehindert ins Innere ziehen. Aber mir fehlte die Hauptsache, nämlich die Träger. So mußte ich denn noch über eine Woche in Monrovia sitzen und versuchen, ein paar Leute zu finden. Ich war noch unbekannt im Lande, und außerdem wollte gerade jetzt zu Anfang der Regenzeit kein Mensch mich begleiten. Mit der größten Mühe trommelte ich schließlich einen Headman und 9 Träger zusammen. Die Träger sollten monatlich £ 1.— bekommen, aber, als alles schon gepackt war und wir schon zum Abmarsch fertig standen, erklärten die Leute einstimmig, jetzt in der Regenzeit nicht unter 6 Dollar mitgehen zu wollen. Was sollte geschehen? Ich mußte nachgeben. Am 25. Mai konnte ich endlich in zwei von der Firma Woermann zur Verfügung gestellten Booten meine Reise antreten.

Wir fuhren den Mesurado-Fluß aufwärts durch Mangroven- und Pandanus-Wälder, aus denen ein übl. Geruch aufstieg. Es läßt sich nichts trostloseres denken als solche Mangroven-Wälder. Man hört ein Rascheln und Rauschen unter den hohen Wurzeln dieser Wasserbäume, als ob sich dort Lebewesen bewegten, Krokodile, Schlangen oder andre Gezier. Fortwährend späht man aus, ob nicht plötzlich der häßliche Kopf irgendeines riesigen Reptils auftaucht. Aber alles ist nur Einbildung, es ist nur das durch die Ruder bewegte Wasser, das gegen die hohen Wurzeln plätschert. Kein Lebewesen zeigt sich. Eintönig geht die Fahrt flußaufwärts. Nur hier und da sieht man

einen Taucher, der sich schwerfällig vor dem nahenden Boot ins Wasser gleiten läßt. Aber plötzlich wird es vorn lebendig! Die Baumkronen werden wie von einem starken Winde hin und her gebogen. Unwillkürlich greift der Jäger, der zum ersten Mal durch diese Wasserwälder fährt, nach dem Gewehr. Sollte es vielleicht doch ein Flußpferd sein, das durch das Gewirr der Schlingwurzeln sich seinen Weg bahnt? Doch da ertönt in den Bäumen das Geschrei der kleinen muntren Mangrovenäffchen, die in den Zweigen ihr Spiel treiben.

Nach Sonnenuntergang erreichten wir Paynsville, eine kleine liberianische Ansiedlung. Die meisten Bürger dort sind sogenannte „Congoleute“, die zum größten Teil noch heute ihre eigene Sprache bewahrt haben. „Congo“ nennt man diejenigen liberianischen Ansiedler, die auf hoher See aus den Sklavenschiffen befreit wurden, und, ohne daß sie Amerika erreichten, in Liberia angesiedelt wurden. Auch einige europäische Firmen haben hier kleine Faktoreien, in denen sie zumeist farbige Händler beschäftigen.

Ich schlug mein Zelt im Hofe eines mir schon aus Monrovia bekannten Liberianers, namens Brown, auf. Am folgenden Morgen sollten mich die Leute treffen, die mir Woermann aus Junk, einer Faktorei an der Mündung des gleichnamigen Flusses, zu schicken versprochen hatte, um die Lasten über das etwa 6 Kilometer lange Oldfield, welches sich zwischen dem Mesurado- und Junk-Fluß erstreckt, zu bringen.

Diese Oldfields entsprechen den Savannen in Afrika, leider findet man sie nur zu selten in Liberia, und dann immer nur von sehr geringer Ausdehnung.

Ich ließ schon am Morgen mein Zelt abbrechen und wartete, wartete den ganzen Tag, aber die Leute kamen nicht. Das Zelt mußte wieder aufgeschlagen werden, und ich mußte eine zweite Nacht in Paynsville verbringen. Erst am folgenden Mittag kamen die Leute ganz gemächlich angeschlendert, und um zwei Uhr konnte ich endlich aufbrechen. In gemütlichem Tempo ging es in mehreren Canoes flußabwärts. Auf dieser Fahrt wurde meine Geduld aufs äußerste erprobt. — Was habe ich mir von den Leuten bieten lassen müssen! Zwölf Jahre lang hatte ich Afrika nach allen Richtungen hin durchquert, und hier mußte ich mir ruhig gefallen lassen, wieder als Greenhorn (Neuling) behandelt zu werden. Ich habe mich über mich selbst gewundert. Schon bei dem Transport der Waren über das Oldfield fing's an. So etwas von Faulheit, verbunden mit Unverschämtheit, wie es mir die von Junk gesandten Leute boten, hatte ich wirklich bisher noch nicht erlebt. Ich kannte damals die Verhältnisse des Landes noch nicht genug, oder, wie ich jetzt gesehen habe, nur von einer ganz falschen Seite. Kurz zuvor war es einem jungen Mann von Woermann passiert, daß ihm von Eingeborenen in dieser Gegend auf sein Bitten Trinkwasser glatt abgeschlagen wurde, und diese Beleidigung, wohl die größte, die einem Menschen in Afrika widerfahren kann, hatte er ruhig hinnehmen müssen, oder hat sie vielmehr unkluger Weise hingenommen.

Sobald ich auf der Fahrt meine Leute zum Paddeln antrieb, erhielt ich entweder Antworten in der mir unverständlichen Kru-Sprache, die jedesmal ein Gelächter der Besatzung meines Canoes zur Folge hatte, oder freche

Antworten in Pidgin-Englisch, die mich fast zur Raserei brachten, Aber ich bezwang mich und blieb trotz alledem ruhig. Alte Afrikaner können mir nachfühlen, welche Folterqualen ich während dieser Reise durchmachte! Aber schließlich hat ja alles einmal ein Ende, und so endete auch diese entsetzliche Fahrt am Abend in Shieffelin. Dort nahm mich Mr. Lett, ein amerikanischer Mulatte, sehr freundlich in seinem sauber eingerichteten Häuschen auf. Er stellte mir ein Zimmer zur Verfügung und würde es mir sicherlich sehr übel genommen haben, wenn ich mein Zelt vorgezogen hätte.

Als ich am nächsten Morgen meine Waren durchsah, fand ich, daß sämtliche Schnapskisten erbrochen und aus jeder zwei oder drei Flaschen gestohlen waren. Außerdem fehlten zwei Sack Reis und verschiedene Kleinigkeiten. Als ich Mr. Lett mein Leid klagte, versicherte er mir, man könne nichts ausrichten, und es sei das beste, den Leuten den Wert der gestohlenen Sachen vom Lohn abzuziehen und kein Wort weiter darüber zu verlieren. Als aber der Headman dieser Gaunerbande mich mit einem frechen Gesicht noch um den landesüblichen „dash“ (Geschenk) anging, kochte es in mir über, und zum Erstaunen der Liberianer und der Eingeborenen erhielt er rechts und links ein paar Ohrfeigen, daß ihm Hören und Sehen verging. Ein anderes Geschenk hat er nicht bekommen.

Gegen Mittag traf mein Freund Brown aus Paynsville ein, den der Präsident liebenswürdiger Weise gebeten hatte, mich zu begleiten, und der sich entschloß, die Expedition den Duquea-Fluß aufwärts zu begleiten.

Von Mr. Lett hörte ich noch viel wissenswerte Einzelheiten. Er hatte die Büttikofer'sche Expedition als Jäger und Präparator mitgemacht. Der Name des Mr. Lett ist in der Wissenschaft verewigt, denn Büttikofer hat verschiedene von ihm erbeutete Tiere mit dessen Namen belegt. Er gab mit als Erster Nachricht von dem Vorkommen des Zwergflußpferdes, das im Duquea-Fluß weiter aufwärts, wo die Wirkungen des Meeres sich nicht bemerkbar machen und das Wasser nicht mehr brackisch ist, vorkommen sollte. Die Mamba-Leute nennen es „Nigbwe“.

Noch viele andere interessante Sachen erzählte mir Mr. Lett von seinen Streifzügen im Innern. Als erster „civilized gentleman“ durchzog er das Pesse-Land und entrann mehrere Male nur durch einen Glückszufall dem Tode. „Denn“, sagte er, „these bushniggers be very saucy und were worse 25 years ago“. [Diese Buschnigger sind sehr unverschämt und waren vor 25 Jahren noch schlimmer.]

Weiter erzählte mir Lett eine für mich als Zoologen hochinteressante Geschichte, die ich hier wörtlich wiedergeben will:

„Nachdem Stampfeli, also der letzte Forscher, der diese Gegend bereist hat (in den achtziger Jahren), das Land verlassen hatte, stieg eines Tages ein riesiges Tier, mindestens zehn Fuß lang, aus dem Meer an die Küste von Shieffelin. Die erste Zeit hielt es sich in Tümpeln an der Küste auf und schien vor keinem Menschen Furcht zu haben. Den Tag über lag es im Wasser, aber so, daß der ganze Rücken zu sehen war. Die Eingeborenen versuchten es zu töten; es gelang ihnen aber nicht. Ein Ein-

geborener, der das Tier auf dem Lande sah, versuchte sich an einer Liane auf einen Baum zu schwingen. Die Liane brach, und das Tier, das in seinen Tümpel zurückkehren wollte, griff den Mann an und biß ihn in Brust und Arme.

Nur durch ein Wunder entkam er. Später tauchte das Tier in dem Junk-Fluß und dann in dem Duquea-Fluß auf. In diesen beiden Flüssen hält es sich jetzt noch auf. Seit der Zeit hat es sich auch vermehrt. Die Eingeborenen leben in großer Furcht vor dem Tiere, da es sie in ihren Canoes häufig angreift.

Schon damals sprach ich das Tier als das gewöhnliche Flußpferd (*Hippopotamus amphibius*) an. Nicht lange darauf konnte ich mich von der Richtigkeit meiner Theorie persönlich überzeugen.

Die Regenzeit hatte jetzt mit voller Kraft eingesetzt. Bis nach Shieffelin war es noch verhältnismäßig trocken gewesen, nur nachts regnete es schon regelmäßig.

Am 27. Mai unternahm ich meinen ersten kleinen Jagdzug den Duquea-Fluß aufwärts, der gegenüber von Shieffelin in den Junk-Fluß mündete. Kurz hinter Shieffelin hören die Mangroven auf, die Ufer werden steiler, und der Urwald tritt bis an den Fluß heran. Die Strömung war so stark, daß wir kaum von der Stelle kamen. Es goß in Strömen. Im Regen stundenlang im Canoe zu sitzen, ist wirklich keine reine Freude. Solange man zu Fuß geht und Bewegung hat, ist die Nässe ja nicht ganz so schlimm. Die Idee, daß der Regenmantel dicht halten soll, ist nett und harmlos, aber in Liberia

illusorisch. Dazu herrschte auch noch eine bittere Kälte dort nahe am Äquator während der Regenzeit.

Ich erreichte Jabli, ein kleines Dorf von etwa vier Hütten. Die Eingeborenen hier sind Mamba-Leute, Büttikofer nennt sie Duquea (das Wort Que kommt in verschiedenen Verbindungen vor, z. B. Niquea-flußaufwärts, Duquea = am Fluß u. a., so daß hierdurch leicht ein Mißverständnis entstehen kann und die Leute auf die Frage nach ihrem Stammesnamen zur Antwort gaben, daß sie am Flusse lebten und sich daher Quea-Leute nannten). Auf meine Fragen aber konnte ich immer nur den Bescheid bekommen, daß alle am Duquea-Fluss wohnenden Eingeborenen dem Mamba-Stamme angehören, die mit dem Bassa- an der Küste und durch diese wieder mit dem Kru-Stamme eng verwandt sind. Die Leute in dieser Gegend sind fleißige Holzfäller. Die großen Urwaldbäume werden mit Handäxten gefällt und an Ort und Stelle mit Handsägen zu Brettern verarbeitet. Der Holzreichtum in dieser Gegend, wie überall in Liberia, ist ungeheuer.

In Jabli hing in einer kleinen offenen Hütte ein aus Palmfasern angefertigtes Kleid. Ich wollte es mir ansehen, um es vielleicht zu erwerben. Mein Begleiter, Brown, hielt mich aber ganz energisch zurück. Es war nämlich der Anzug eines sogenannten „Frauenteufels“. Über diese geheimnisvolle Gesellschaft konnte ich während meines Aufenthaltes im Mamba-Lande wenig, oder besser gesagt, nichts erfahren. Brown erzählte mir, daß vor einigen Jahren ein Liberianer eine dieser Tanzmasken weggenommen habe, aber bevor er Paynsville erreicht hätte, sei er meuchlings erschossen worden. Dem von der

Regierung ausgesickten Polizeisoldaten haben sich dann zwei Leute als die Mörder des Liberianers gestellt. Sie sind später in Monrovia gehängt worden. Wie mir Brown versicherte, waren dies aber nicht die wirklichen Mörder, sondern Sklaven, die um den Mörder, der wohl eine hochstehende Persönlichkeit gewesen ist, zu schützen, freiwillig die Todesstrafe auf sich nahmen. Dies Vorkommnis zeigt wie groß die Macht dieser Fetischleute noch heute ist.

Ich verbrachte noch zwei Tage in Shieffelin bei meinem freundlichen Wirte Mr. Lett. Fortgesetzt hörte ich Nachrichten von zwei großen Flußpferden, denn daß die zwei rätselhaften Tiere Flußpferde seien, davon war ich überzeugt. Die eine Art nennen die Liberianer Wasserpferde, die Mamba-Leute „Nigbwe“, während die Liberianer das große Tier noch garnicht benannt haben. Teilweise nennen sie es sogar Rhinocerus. Die Eingeborenen nennen es „N'nama“. Auch der Malentin (*Manatus senegalensis*) kommt hier vor. Dies unschuldige Tier hatte ich anfänglich als das Wasserpferd in Verdacht. Es wird von den Eingeborenen „Bwein“ genannt.

Ich beschloß jetzt mein Lager nach Jeh-Town am oberen Duquea zu verlegen. In Monrovia hatte ich mich schon genügend mit Konserven versehen, denn, daß man hier nicht, wie etwa in Ostafrika, zum größten Teil von der Jagd leben kann, war mir von vornherein klar.

Ich mietete ein großes Canoe für 2 Schilling für den Tag von Mr. Lett und ein zweites, das meine Lasten nach Jeh-Town bringen und dann zurückkehren sollte, von einem anderen Liberianer.

Am 29. Mai konnten wir endlich unsere Reise den Fluß aufwärts antreten. Die Strömung war so reißend, daß wir am ersten Tage nur bis Jabli kamen.

Am folgenden Tage, gleich hinter Jabli, wurde der Fluß bedeutend schmaler und demgemäß noch reißender. Die niedrigen Ufer standen schon vollständig unter Wasser. Während der Fahrt wurde ich viel von großen Stechfliegen geplagt. Als ich einen dieser Plagegeister fing, konnte ich feststellen, daß sie in die Familie der *Glossina* gehörten, und zwar war es eine *Glossina palpalis* (die Schlafkrankheit — Tsetsefliege) wie ich später feststellen konnte. Trotzdem ist die Schlafkrankheit in Liberia noch wenig verbreitet

Die zweite Nacht verbrachte ich in einem neuangelegten Dorf, Kutwe. Es ist eigenartig, daß seit Büttikofer (1881) kein Europäer diese Gegend durchquert hat. Das ärgste hier im Lande sind die Weiber! Solche Ausgeburten von Häßlichkeit habe ich selten gesehen. Dazu wahren sie noch die schöne Sitte, sich mit Lehm zu beschmieren.

Von der vielgerühmten Vogelwelt Liberias hatte ich bisher noch nicht viel gesehen; mir fiel vielmehr ihr gänzliches Fehlen auf. Das Benehmen der Eingeborenen war auffallend gut, bedeutend besser als an vielen Ortschaften Deutsch-Ostafrikas.

Nun war ich allmählich so weit von der liberianischen Zivilisation entfernt, daß ich nicht mehr zu befürchten brauchte, meine Leute könnten Desertierungsgelüste bekommen, und da schien es mir denn an der Zeit, ihnen endlich einmal zu zeigen, wer Herr im Hause sei.

Morgens um sechs Uhr rief ich den Headman Jack, der sich als ganz williger Junge gezeigt hatte, aber mit seinen Leuten, wie es schien, wenig ausrichten konnte, und gab ihm den Befehl zum sofortigen Aufbruch. Eine halbe Stunde verging, aber keiner meiner Herren Träger ließ sich blicken. Ich rief den Headman noch einmal zu mir und sagte ihm mit der größten Ruhe, daß wir jetzt abmarschieren wollten, worauf er mir zur Antwort gab, daß die Leute noch nicht aus ihrer Schlafhütte gekommen seien. Freundlich lächelnd sagte ich ihm, daß dies doch wohl ein Irrtum sein müßte, da ich schon vor einer halben Stunde den Befehl zum Aufbruch gegeben hätte. „No Massa dem boys live for sleep“. („Nein, Herr, die boys schlafen.“) Daraufhin nahm ich seelenruhig meinen Browning und ohne weitere Worte zu verlieren, schoß ich siebenmal nach jener Hütte, natürlich so, daß es ausgeschlossen war, jemand zu treffen. Das half! Wie der Blitz erschienen die Jungen. Und als ich dann auch noch einem von ihnen, den ich mir schon seit einigen Tagen als den Rädelsführer bei jeglichen Chikanen gemerkt hatte, persönlich eine gehörige Tracht Prügel verabreicht hatte, ging alles wie am Schnürchen. Noch heute muß ich lachen, wenn ich an das erstaunte Gesicht des Negers denke, der jedenfalls zum ersten Mal in seinem Leben so aus der Hand seine wohlverdiente Strafe empfing.

Schritt für Schritt, oder besser gesagt, „Bootlänge für Bootlänge“ gewannen wir den Weg stromaufwärts. Jupiter Pluvius hatte ein Einsehen und hielt die Himmelsschleusen wenigstens für diesen Morgen geschlossen.

Bei jeder Biegung des Stromes bot sich dem Auge

ein neues entzückendes Bild. Mächtige Baumriesen vereinten ihre Kronen über dem Flußbett. Melodisch erklingt der eintönige Gesang der Ruderer, begleitet von dem Rauschen des Wassers. Sonst herrscht Ruhe und Stille, nur hier und da flattert einem bunten Schmetterling gleich ein Eisvogel von einem Zweige vor dem Boot auf, streicht einige zwanzig Meter dicht über dem Wasser hin und läßt sich dort auf einen anderen Zweig nieder, um mit neugierigem Auge das nahende Canoe zu mustern. Hoch im Äther zieht ein Fischadler seine Kreise und läßt seinen scharfen, mißtönenden Schrei erklingen.

Bald sahen wir Dogwong, ein armseliges Dörfchen von wenig Hütten. Hier macht der Fluß eine große Schleife; ich benutzte diese Gelegenheit, um meine Beine etwas zu vertreten und ging über Land zu der Landungsstelle an der entgegengesetzten Seite.

In Swankotown mußte ich mich entschließen, Halt zu machen. Meine Leute waren müde.

In Shieftelin hatte ich mir als Arzt einen großen Ruf erworben. Die Eingeborenen legten mir sogar den ehrenvollen Titel eines Doktors bei. Wo ich hin kam, wurde ich von Jung und Alt um Heilmittel angegangen. Mit allen möglichen Gebrechen und Krankheiten kamen die Leute zu mir. Hier mußte ich ein kleines Kind verbinden, das die sorglose Mutter zu nahe ans Feuer gelegt hatte und das sich dadurch furchtbare Brandwunden zugezogen hatte. Dann kam ein Mann, dem beim Holzschlagen das Beil ausgeglitten war und ihm eine häßliche Kerbe ins Bein geschlagen hatte, die mit der den Eingeborenen eigenen

Gleichgültigkeit vernachlässigt worden war. Von dem Europäer wird in solchem Fall erwartet, daß er die Wunde mindestens binnen zwei Tagen gänzlich heilt. Ein altes Mütterchen kommt herbeigehumpelt, dem Altersschwäche und innerliche Leiden das Leben zur Qual machen. Wie sollte ich da helfen? Doch, der Glaube macht selig! Ich gab ihr denn ein paar Zimmer'sche Chininperlen mit der Weisung, täglich eine davon zu nehmen. Freudig trippelt sie von dannen. Zum Schluß kommt noch ein Ehegatte mit seiner besseren Hälfte. Hier handelt es sich schon um eine heiklere Angelegenheit. „Massa“, sagt er, „Herr, wir wissen, das Du ein großer Doktor bist. Die Kunde von Deinem Können ist zu uns gedrungen. Sieh 'mal, hier ist meine Frau; wir sind schon seit mehreren Jahren verheiratet, und sie hat mir noch kein Kind geboren. Da mußt Du ihr etwas geben, damit sie fruchtbar wird.“ Auch sie bekommt ein Mittel, nur zur Abwechslung einige Aspirin-Tabletten. Denn eingestehen, daß ich nicht helfen kann, hieße mein ganzes Ansehen bei den Leuten untergraben. Man schadet ihnen ja auch mit solch harmlosen kleinen Betrügereien nicht und kann doch in vielen Fällen soviel Gutes tun. Wieviel habe ich in den langen Jahren geholfen und besonders, wieviel Kinder habe ich vor lebenslänglichem Siechtum bewahrt! Eine bis anderthalb Stunden habe ich jeden Tag Sprechstunde gehalten.

In dieser Gegend sollten Büffel vorkommen. Ich benutzte also die Gelegenheit, um mir einmal den Busch anzusehen. Es war fürchterlich! Der Busch stand unter Wasser und war undurchdringlich! Nur wenn man einem mit Hackmessern bewaffneten Boy folgte, konnte man

überhaupt durchdringen. Die Leute veranstalteten ein Treiben, aber die Büffel waren nicht zu Hause.

Schon in Shieffelin wurde mir von Eingeborenen eine Geschichte erzählt und von den Liberianern bestätigt, trotzdem glaubte ich, es müsse eine Sage sein, bis sie mir auch hier oben, und zwar unaufgefordert, erzählt wurde.

Im Jahre 1909/1910 soll hier ein Tier die Gegend unsicher gemacht haben, welches von den Eingeborenen den Namen Bäh Mloh, wörtlich übersetzt „Extremitätenabreißer“ erhielt. Es hat während dieser Zeit mehrere Leute getötet, von denen einer aus diesem Dorfe stammte. In allen Fällen hat es erst die Geschlechtsteile und dann die Finger abgerissen, sonst die Leichname aber nicht weiter entstellt. Die Leute beschreiben es wie einen Schimpansen, jedoch viel größer und nicht schwarz, sondern mehr graugelblich und langhaarig. Es soll den Jägern aufgelauert, ihnen das Gewehr entrissen und zerbrochen und sie schließlich getötet haben. Einige wenige Leute, die von ihm angegriffen wurden, sind wie durch ein Wunder entkommen und haben diese Beschreibung von dem Tier gemacht. Um was kann es sich wohl handeln? Der Beschreibung nach ist es zweifellos ein Gorilla, aber bisher sind Gorillas in Liberia nicht gefunden worden. Von den Eingeborenen wird dieses merkwürdige Wesen natürlich als ein Teufel angesehen. Es soll von einem Mann aus dem nahegelegenen Dorfe Boti hierhergebracht worden sein. Dieser Mann wurde damals vor ein Fetischgericht gestellt, schuldig befunden und zum Tode verurteilt, ist aber im letzten Augenblick entkommen.

Die Fahrt für den folgenden Tag war uns als äußerst schwierig bezeichnet worden. Ganz so schlimm war es zum Glück nicht. Schon nach wenigen Stunden nahm der Fluß eine ganz andere Gestalt an. Die Ufer wurden hier bedeutend höher und steiler. Da es in den letzten Tagen nicht so stark geregnet hatte, war auch die Strömung trotz des engeren Flußbettes nicht reißender.

In Gokwakong blieb ich über Nacht; dies ist eine etwas größere Stadt von etwa fünfzehn Hütten.

Die Mamba-Leute scheinen es wie die Awemba am Bangweolo-See zu machen. Das Familienoberhaupt baut inmitten seiner Farm zwei oder drei kleine Hütten, so daß die eigentlichen Städte verlassen werden. In Nordost-Rhodesia machte die Regierung diesem Unwesen bald ein Ende; denn durch dieses verteilte Leben verlieren die Eingeborenen-Chiefs vollständig ihre Macht und sind nicht imstande, die Regierung zu unterstützen.

In dieser Gegend sollte das Zwergflußpferd bestimmt vorkommen. Aber immer blieb die alte Geschichte: in der Trockenzeit war es leicht zu finden, jetzt aber sehr schwer. Ich blieb auch den folgenden Tag noch in Gokwakong und besuchte mit einem alten Jäger verschiedene Plätze, wo die Tiere in der Trockenheit vorkommen sollen. Aber nicht einmal auf eine Fährte stießen wir.

Am folgenden Morgen ging es weiter. Die Landschaft wurde immer schöner. Das Wasser war in der vergangenen Nacht wieder erheblich gestiegen. Wir kamen an einigen Dörfern vorüber, die auf Hügeln am Ufer lagen. Von dort kamen die Leute herunter, um uns zu begrüßen. Sie tauschten mit meinen Ruderern Scherzworte aus. Aber

in erster Linie war es doch der weiße Mann, den sie sehen wollten und der sie zum Ufer gelockt hatte. An einer Stelle führte ein schmaler Weg am Flusse entlang, da lief gleich eine ganze Schar mit uns, um recht lange den Anblick des Fremden zu genießen. Unter ihnen fielen mir einige Mädchen auf, die ganz weiß angestrichen waren und auf dem Kopfe eine Kappe trugen, die das Gesicht fast gänzlich verdeckte, und einen Schurz aus Palmblättern. Es waren Grigribusch-Mädchen, wie mir Brown erklärte, Zöglinge jener geheimnisvollen Mädchen-Erziehungsanstalt, die von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Gegenden Versammlungen abhalten. Selbst Brown, ein gebildeter Liberianer, wagte nur im Flüsterton von diesem Geheimbunde zu erzählen, und was er davon wußte, war herzlich wenig. Soviel konnte ich von ihm erfahren, daß diese Mädchen, aus dem Busch entlassen, noch unter dem Banne des Bundes stehen und solange als heilig gelten, bis sie von der Vorsitzenden der Gesellschaft unter vielen Ceremonien gewaschen werden.

Plötzlich kam Leben in meine Ruderer! In beiden Canoes fingen sie aus Leibeskräften an zu paddeln, und unter lautem Gesang ging es auf eine Anlegestelle zu. Wir waren in Jeh-Town, unserem Reiseziel, angelangt.

Jeh-Town liegt auf einem 250Fuß hohen, äußerst steilen Hügel, den ich aus Büttikofers Werk dem Namen nach zur Genüge kannte. Manchmal nach einem anstrengenden Jagdtag hatte er ihn, vom Fieber geschwächt, unter Anwendung seiner letzten Kräfte erklimmen müssen.

Oben angelangt, fand ich ein kleines Dorf, das im ganzen einen freundlichen, sauberen Eindruck machte. Geh,

der Häuptling des Platzes, war auf Reisen. So wurde ich von seiner Headfrau begrüßt.

Da ich hier für einige Zeit mein Standquartier aufschlagen wollte, mietete ich mir ein Haus im Dorf. Es hatte zwei Zimmer und sogar Fenster, allerdings ohne Glas, aber mit Läden verschließbar. In dem größeren Raum brachte ich meine Habseligkeiten unter, und den kleineren richtete ich zu meinem Schlafräum ein. Direkt hinter dem Häuschen lag eine runde Hütte. Von dieser ergriff mein Kochkünstler Besitz und richtete eine hochherrschaftliche Küche ein. Dem Liberianer Brown wurde ein zweites Häuschen, dem meinen gegenüber, angewiesen.

Am Abend erschien der Häuptling, um mich zu begrüßen. Er schien hocheifrig zu sein, einen Weißen bei sich zu haben.

Die Einwohner von Jeh-Town waren sehr zudringlich. Sie wollten wohl nicht frech sein, und ihr zudringliches Benehmen war mehr Dummheit. Sie kannten ja auch keine Europäer, und die wenigen Liberianer, mit denen sie in Berührung gekommen waren, hatten ihnen keinen Respekt einflößen können.

Kurz nach Dunkelwerden gab es noch eine Szene, die leicht von schwereren Folgen hätte sein können. Einer meiner Leute hatte mit einem jungen Mädchen aus dem Dorle geschäkert und dabei im Scherz ihre Arme und Brüste angefaßt. Er, ein dem Vey-Stamme angehörender Neger, hatte sich bei diesem Scherz nichts Böses gedacht und war selbst ganz erstaunt, als er plötzlich einem Bienen-schwarm gleich das ganze Dorf um sich hatte! Ein Ruf war durchs Dorf gegangen und sofort stürzten die Leute

von allen Seiten zusammen. Als ich hörte, um was es sich handelte, ging ich auch hin, und glücklicherweise gelang es mir, die erregten Gemüter der Eingeborenen zu beruhigen und durch eine kleine Sühne die Sache beizulegen.

Diese Womenpalaver (Frauen - Streite), die in einem Teil West-Afrikas eine große Rolle spielen, haben hier, bei den Mamba-Leuten, ihre Höhe erreicht und sind der Fluch des Landes. Kein Mann kann zu Wohlstand gelangen. Einige der Mamba-Häuptlinge machen aus diesen Womenpalaver direkt einen Beruf, indem sie gegen ganz unschuldige Leute irgend eine unbegründete Anklage erheben, sie bezichtigend, zu irgend einer beliebigen Frau in näheren Beziehungen zu stehen. Es genügt vollkommen, wenn von einer Frau, insbesondere von einer Chiefs-Frau die Anklage gegen einen Mann erhoben wird. Sofort wird er vor den Chief gebracht, und die Klage des Womenpalaver wird gegen ihn erhoben. Um seine Unschuld zu beweisen, kann er sich einem Gottesurteil unterwerfen, aber in den meisten Fällen zieht es der Angeklagte vor, die ihm auferlegte Buße zu zahlen, selbst wenn er unschuldig ist. Die liberianische Regierung hat in den letzten Jahren schon lobenswerte Schritte unternommen, um diesem Treiben ein Ende zu machen und hat in vielen Gegenden durchgeführt, daß wenigstens eine bestimmte Summe als äußerste Buße für ein Womenpalaver angesetzt wird.

Am folgenden Morgen sandte ich mein zweites Canoe zurück und benutzte diese Gelegenheit, einen Boten mit meinem ersten Bericht für Europa nach Monrovia zu schicken.

Da der Häuptling tagsüber verschiedene angesetzte Palaver (Gerichtsverhandlungen) zu erledigen hatte, verbrachte ich den Tag damit, mir die Umgebung meiner neuen Station etwas näher anzusehen. Die Gegend um Jeh-Town ist ziemlich hügelig. Im Osten liegt ein Höhenzug, der nach dem Duquea steil abfällt. Das rechte Flußufer ist mit dichtem neuem Busch bestanden, der die alten Farmen überwuchert hat. Hier sichtete ich verschiedentlich Büffel-fährten.

Am Abend hatte ich eine lange Konferenz mit dem Häuptling Geh. Als ich ihm erzählte, daß Büttikofer ihn in seinem Werke als großen Schimpansenjäger erwähnt, schwoll er sichtlich vor Stolz. Büttikofer ist hier allenthalben unter dem Namen „Coffelin“ in guter Erinnerung. Seine Dienerin Jalla, die er verschiedentlich in seinem Buche erwähnt, lebt heute in Clarks-Town. Ich sandte ihr einige kleine Geschenke, habe sie aber leider nicht persönlich gesehen.

Ich setzte Geh nun meine Pläne auseinander.

„Sieh mal, Geh,“ sagte ich, „ich will ein Nigbwe fangen, und dabei mußt du mir helfen“.

„Ja, Herr, wir können es gut für dich schießen, wir haben es auch für Coffelin geschossen, denn das Nigbwe kommt hier gewiß vor.“

„Nein, Geh, du mißverstehst mich, an dem toten Tier ist mir nichts gelegen, ich will ein lebendiges haben.“

Ein ungläubiges Lächeln glitt über sein schwarzes Antlitz. Nachdem er seinem Gefolge meine Worte verdolmetscht hatte — er schien übrigens einer von den wenigen im Dorfe zu sein, die Pidgin-Englisch verstehen —,

ging ein freudiges Schmunzeln durch die Reihen. Ich wurde jetzt mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, denn nach ihrer Meinung hatten sie es hier mit einem total verrückten Weißen zu tun, und ein total verrückter Weißer war doch zweifellos eine Sehenswürdigkeit, die in Jeh-Town nicht alle Tage geboten wurde! Ein lebendiges Flußpferd fangen — Welch eine Idee!

In aller Ruhe setzte ich dann meinem schwarzen Freunde auseinander, daß er mit dem Fang weiter nichts zu tun habe; er solle nur mit seinen Leuten Fanggruben anlegen und, wenn ein Tier gefangen wäre, es mir melden. Alles weitere würde ich dann schon selbst tun. Nach mehrstündigem Hin- und Herreden gab er endlich seine Zustimmung unter den folgenden Bedingungen: ich müsse ihm und meinen Leuten das Anlegen der Gruben vollkommen überlassen. Jagen und Schießen könne ich nach Belieben in seinem Gebiet (als ob ich ihn danach erst lange gefragt hätte!), er wolle mir auch Führer stellen. Wenn er ein Tier in einer Grube gelangen habe, so müsse ich ihm die Prämie auszahlen, sobald ich das Tier dort erblickt hätte. „When you look him for hole with your eye,“ wie er sich drastisch ausdrückte, „you fit for pay“. Ich erklärte mich auch einverstanden mit diesen Bedingungen, leider! denn ich wußte ja noch nicht, mit welcher faulen, heimtückischen Bande ich es zu tun hatte.

Mittlerweile war ich in Jeh-Town plötzlich Vater geworden. Ein kleiner nackter Schwarzer, etwa 8 Jahre alt, hatte mich als Vater adoptiert. Er war schon früher eine zeitlang bei meinem Freunde Lett gewesen. Er war immer um mich herum, nannte mich „Pa“ und erklärte, daß er mir



Liberianische Ansiedlung am Mesurado-Fluß.

Urwald-dyll.

Jehtown am Duquea-Fluß.

immer folgen würde, wohin ich auch ginge. Da er etwas Pidgin-Englisch sprach, war er mir sehr nützlich, und nachdem ich ihn mit einem weißen Tuch und einer roten Mütze beschenkt hatte, stolzierte er im Dorfe herum und erklärte jedem, der es hören wollte oder nicht, daß er der Sohn des Weißen und daher naturgemäß auch ein Weißer sei, vor dem die Buschneger Respekt zu haben hätten. Bei meiner späteren Abreise war er verschwunden. Wahrscheinlich hatte ihn seine ängstliche Mutter in Sicherheit gebracht, damit er sein Versprechen, mir zu folgen, nicht wahr machen konnte. Ich habe den kleinen lustigen Bengel nachher oft vermißt.

Schon am folgenden Morgen wollte Geh aufbrechen. Als ich Mittags von einem erfolglosen Jagdzuge heimkehrte, war er noch im Dorf,

„Na, schon wieder da?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, Massa,“ antwortete er, „ich war noch garnicht fort. Mein Grigri (Fetisch) hat es mir heute nicht erlaubt; aber morgen, vor Tagesanbruch, wenn noch alles im Dorf schläft, wenn niemand sieht, wohin ich gehe, dann breche ich auf, denn es sind Leute im Dorf, die mir den Erfolg nicht gönnen würden, und deren böses Auge ich fürchte.“

Es regnete ununterbrochen, und die Leute waren kaum zu bewegen, mir in den Busch zu folgen. Fortwährende Fieberanfälle, wenn auch leichter Art, trugen nicht gerade dazu bei, meine ohnehin schon gedrückte Stimmung zu heben.

Nachdem sich die Mamba-Leute an mich gewöhnt hatten, wurden sie zudringlich und frech. Täglich kamen sie, wenn ich an meinem Schreibtisch saß, alles zu be-

sichtigen. Sie begnügten sich nicht, wie in anderen Gegenden Afrikas, vor der Türe zu sitzen, um das „Weiße Wunder“ stundenlang zu betrachten, sondern sie kamen in die Hütte und betasteten alles, was ihnen unter die Finger kam. Sie sind als große Diebe verschrien. Aber entweder paßte ich zu gut auf, oder die Furcht hielt sie doch davon zurück, von meinen Sachen etwas mitgehen zu heißen.

Von meinen Leuten konnte ich mich nur auf meinen alten Diener Momoro verlassen. Er war Unteroffizier gewesen in der deutschen Schutztruppe. In Kamerun hatte er unter Dominick gedient. Stolz erklärte er immer wieder: „Me be Dominick man“ jedem, der es wissen wollte.

Täglich wurden die Mamba frecher. Schließlich holte ich mir den Häuptling und erklärte ihm vor seinem versammelten Volke, daß ich den ersten, der jetzt wieder meine Hütte betrete, kurzerhand herausschmeißen würde. Er gab mir zu, daß ich die Hütte gemietet und bezahlt habe, und daher auch Eigentumsrecht besäße. Kaum hatte der Häuptling sich mit seinen Ratgebern zurückgezogen, als schon wieder einige Burschen ankamen und, trotzdem Momoro ihnen den Eintritt verweigerte, in mein Haus hineinspazierten. Jetzt riß mir die Geduld. Ich packte den ersten, und ehe er es sich versah, lag er vor der Hütte auf dem Dorfplatz. Er war über die Türschwelle gestolpert und kam ziemlich unsanft zu Boden. Die Eingeborenen, die vor ihren Hütten saßen, fuhren auf. Mit dem eigentümlichen trillernden Warnungsschrei verschwanden die Frauen im Busch, die Männer folgten, und in wenigen Minuten lag das Dorf wie ausgestorben

da. Es war gegen Nachmittag, und als die Leute bis Abends nicht zurückgekehrt waren, kam Momoro mit ernstem Gesicht, mich zu warnen. „Die Leute sitzen auf dem Fetischplatz,“ sagte er mir, „um über den Krieg zu beraten, den sie gegen dich führen wollen“.

Eine heitere Situation. Meine Träger, davon war ich überzeugt, würden nur zu gern die Gelegenheit ergreifen, um mit den Dorfleuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Auf jeden Fall wären sie zuerst mit meinen Sachen verschwunden. Daß ich am Tage nichts zu befürchten hatte, war mir sicher. Sie hatten zuviel Furcht vor meinen Gewehren und meiner Schießkunst. Ich hatte oft genug für die Dorfleute ein Kunstschießen vorgeführt, einerseits ihrer Erheiterung wegen, andererseits aber, um den Leuten drastisch vor Augen zu führen, wie gut ich mit meinen Gewehren umzugehen verstand.

Da ich jetzt am Tage wegen des fortwährenden Regens nicht genügend Bewegung hatte, war ich des abends nicht müde und saß oft bis tief in die Nacht unter meinem Zelt-dache, das ich vor meiner Hütte auf einem freien Platze hatte aufschlagen lassen und schrieb: Wie schön ist doch eine Nacht in den Tropen! Die Grillen zirpen und unten rauscht der Strom wie ferne Meeresbrandung. Es ist schon 11 Uhr, aber ich kann mich noch nicht losreißen, um zu Bett zu gehen; lieber will ich draußen noch träumen. Bilder aus allen Teilen Afrikas ziehen an mir vorüber. Dreizehn Jahre treibe ich mich nun schon im dunklen Erdteil umher. Das Land hat mich gepackt; es ist mir Heimat geworden. Viele Menschen habe ich hier draußen kennen gelernt, aber nur wenige von ihnen leben noch. Der letzte

afrikanische Fluß, den ich nächtlich rauschen hörte, war der Rufidji an meinem Lager bei Makalinso in Ost-Afrika. Dort saß ich mit meinem besten Freund Mac Neil. Auch ihn hat das schöne südkische Land für immer behalten, die Wellen des Indischen Ozeans brechen sich nahe an seiner letzten Ruhestätte im fernen Dares-Salâm.

Es fing wieder an zu regnen. Das Tropfen auf den Bäumen brachte mich bald zur Raserei. Ich fühlte, daß ein neuer Fieberanfall sich näherte. Es war unheimlich im stillen Dorf, wo besonders sonst in den Abendstunden reges Leben herrschte. Keine Seele, nur einzelne verhungerte Dorfköter schlichen scheu um die leeren Hütten. Wie gern hätte ich jetzt eine Ziege gesehen, die mich sonst gleich ihren zweibeinigen Dorfgenossen mit ihrer Zudringlichkeit zur Verzweiflung brachten. Sie waren ebenfalls mit den Eingeborenen im Busch verschwunden. Ich beschloß, mich zur Ruhe zu legen. Vor dem Schlafengehen lud ich meine Gewehre. Eine schwere Elefantenbüchse, ein Mauser-Jagdgewehr und die Schrofflinte. Die Browningpistole lag unter dem Kopfkissen. Ich schaute hinaus auf den Dorfplatz. Totenstille, nur unterbrochen von dem ewigen Plätschern des Regens. Auch meine eigenen Leute waren nicht zu sehen. Sie hatten sich in eine Hütte zurückgezogen.

Vollmond! Gespenstisch jagten die Regenwolken vor dem Mond vorbei, dessen Strahlen nur hin und wieder zur Erde hernieder fielen. Es war still und unheimlich. Ich ging schlafen. Das Fieber hatte mich wieder gepackt, unruhig wälzte ich mich hin und her. Ich sah schon die Eingeborenen lautlos herankriechen, um einen plötzlichen

Überfall zu versuchen. Dann schlief ich ein. Schliefe unruhig und von bösen Träumen gequält.

Plötzlich ein Geräusch. Ich fahre hoch, horche angestrengt in die Nacht. Der Regen hat nachgelassen. Wieder ein Geräusch. Diesmal ganz deutlich an dem Fensterverschlag. Ich glaube, noch zu träumen, aber nein, wieder höre ich das kratzende Geräusch. Vorsichtig richte ich mich im Bette auf und greife nach dem geladenen Revolver. Jetzt höre ich es ganz deutlich. Es ist jemand am Fenster. Langsam öffnet sich der Verschlag nach innen. Ganz langsam und vorsichtig. In aller Eile überlege ich, was tun? Weiter öffnet sich der Verschlag. Ich sehe, daß der Mond den Sieg über die Regenwolken davon getragen hat, denn es ist heller draußen, wenn auch noch einzelne Regenwolken ihn an seiner vollen Entfaltung hindern

Weiter öffnet sich der Verschlag.

Verschwommenes Licht dringt in mein Zimmerchen. Ich stütze den Revolver auf den linken Arm, um sicherer zu schießen. Das stand fest, ich wollte mein Leben so teuer wie möglich verteidigen.

Halb offen ist der Verschlag.

An der gegenüberliegenden Wand zeichnet sich ein undeutlicher Schatten ab. Wieder treten Wolken vor den Mond, aber doch sehe ich im Schatten einen Kopf. Wohl einer der Neger, der mich schlafen wähnt und versuchen will, ins Fenster hineinzukriechen, um mich im Schlafe zu überraschen. Draußen lauern die anderen, um auf ein Zeichen hineinzustürzen, das Werk zu vollenden. Wenn nur der Mond klar scheinen wollte, damit ich sicher zielen

kann, aber immer wieder die leichten Regenwolken, die den Schatten an der Wand bald schwächer, bald deutlicher erscheinen lassen.

Wieder geht der Verschlag weiter zurück.

Meine Nerven sind aufs äußerste gespannt. Einen Blick zu meinen Gewehren, die schußbereit stehen. Deutlich höre ich es am Fenster atmen. Auch der Einbrecher scheint aufgeregt zu sein. In kurzem Pusten gehen seine Atemzüge. Jetzt will er den Verschlag weiter öffnen, aber er entgleitet ihm, er ist über dem Schwerpunkt angelangt und schlägt zur Wand zurück. Jetzt kommt der Kopf weiter vor. Ich ziele, denn gleich muß der Augenblick da sein, wo nur ein guter Schuß mich retten kann. Da steckt er den Kopf vor, und wie ich gerade den Abzug ziehen will, tönt ein lautes:

Bäh — Bäh — — — —

Es war der Dorfziegenbock, der sich in dem einsamen Dorf verlaufen hatte und mir in alter Freundschaft einen Besuch abstatten wollte. Ich mußte lachen, laut lachen, aber es war kein frohes Lachen, sondern nur die Reaktion der aufs äußerste gespannten Nerven.

Am nächsten Tage waren alle Neger wieder im Dorfe. Friede und Eintracht herrschte, und wenn sie mich auch häufig besuchten, so kam doch niemand mehr in meine Hütte, ohne erst um Erlaubnis zu fragen.

Das ewige Warten in Jeh-Town war mir allmählich langweilig geworden, und ich begrüßte es daher mit Freuden, als einige Eingeborene, die mich besuchten, mir vorschlugen, sie für einige Tage in den Busch zu begleiten, wo sie mir mit Sicherheit versprachen, daß ich

zum Schuß kommen würde. Sogar das Flußpferd sollte in den Gegenden, in die sie mich führen wollten, vorkommen.

Die Leute hatten versprochen, gleich am folgenden Tage zu kommen, mich abzuholen. Es goß vom frühen Morgen an in Strömen und kein Mensch ließ sich blicken.

So saß ich erwartungsvoll in meiner Hütte und beobachtete alles, was draußen vorging. Da sah ich auch, wie eine Mutter, nachdem sie ihr Kind abgehalten hatte, einen Hund herbeirief. Ich wunderte mich natürlich, was sie wohl von ihm wollte und war nicht wenig erstaunt, als ich sah, daß er bei dem Baby die Stelle von Toilettepapier vertreten mußte. Brown erzählte mir darauf, daß die Eingeborenen extra zu diesem Zweck Hunde hielten. Diese Sitte hängt mit dem Aberglauben der Leute zusammen. Kein Teil von einem Menschen darf in fremde Hände fallen, da er dieselben sonst zu bösem Zauber benutzen kann. Schneidet sich ein Eingeborener im Innern Liberias die Nägel oder das Haar, so werden die abgeschnittenen Teile sorgfältig verbrannt. Er vermeidet es sogar auszuspucken; muß er es dennoch einmal tun, so wird der Speichel sorgfältig im Sand verscharrt. Um nun zu verhindern, daß die Exkremente der Kinder in fremde Hände fallen, sind die Hunde auf diese Weise abgerichtet. Daher kommt es auch, daß fast alle Hunde im Dorfe Eigentum der Frauen sind.

Am 10. Juni kamen die Leute dann endlich, um mich abzuholen. Wir brachen früh auf. Zuerst mußten wir wiederum ein Stück flußaufwärts fahren. Er war während der letzten Nacht wieder fünf Fuß gestiegen. Die Unterschiede des Wasserstandes im Duquea sind ganz be

deutend. Zwischen dem höchsten und tiefsten Wasserstand ist ein Unterschied von mehreren Metern.

Auch dieser dreitägige Jagdzug verlief ohne jeglichen Erfolg. Ich sichtete zwar verschiedentlich alte Elefantenfährten. Pinselohrschweine und Antilopen schienen im Hochbusch auch vorzukommen, aber von Flußpferden und sonstigem Großwild keine Spur! Der Busch war auch so dicht, daß man nur mit der größten Anstrengung sich hindurchschlängeln konnte. Dazu stand fast die ganze Gegend unter Wasser. Nur mit Mühe konnte ich einen einigermaßen trockenen Platz ausfindig machen, um mein Zelt aufzuschlagen. Als ich zurückmarschieren wollte und morgens das Zeichen zum Aufbruch gab, waren die Führer desertiert, vielleicht in der frommen Hoffnung, daß wir allein den Weg zum Dorf nicht zurückfinden würden. Darin hatten sie sich aber natürlich gründlich getäuscht. Als ich in Jeh-Town ankam, zwang ich den Chief, die Leute holen zu lassen und zu bestrafen.

Nach allem, was ich gesehen hatte, wurde mir klar, daß das Gebiet hier oben am Duquea ein richtiges Trockenzeitgebiet ist und sich das Wild in der Regenzeit zurückzieht. Nur die Büffel bleiben im dichten Busch, der auf den alten Farmen gewachsen ist, zurück.

Es regnete unausgeseßt, und wenn es aufhörte zu regnen, fing es an zu gießen. Träger zu bekommen, um noch einen Jagdzug ins Innere zu unternehmen, war unmöglich. Ich beschränkte mich daher, den Fluß im Canoe von Jeh-Town abzupatrouillieren in der Hoffnung, auf diese Weise nähere Bekanntschaft mit dem rätselhaften „Nigbwe“ zu machen.

Am 13. Juni, nach endlosem vergeblichen Bemühen, hatte ich endlich einen Erfolg. Wir fuhren flußabwärts ließen uns vom Strome treiben und glitten so lautlos dahin. Es war gegen 2 Uhr nachmittags. Vor uns, vom dichten Busch gegen Sicht gedeckt, hörten wir etwas Schweres ins Wasser plumpsen. Gleich darauf sahen wir am steilen Ufer ein Zwergflußpferd, das uns verwundert anguckte. Wir fuhren bis auf zehn Schritte heran, ehe es sich entschloß, langsam ins Wasser zu gleiten. Wie leicht hätte ich es erlegen können, aber in jenen Tagen hielt ich das Zwergflußpferd für so selten, daß man es nicht wagen durfte, eins zu schießen. Auch Hagenbeck hatte mir noch vor der Ausreise ausdrücklich wiederholt: „Was Sie auch tun, schießen Sie nicht, Sie müssen lebend ein Tier mitbringen.“

So ließ ich nun diese schöne Gelegenheit vorübergehen, dies seltene Tier zur Strecke zu bringen, und doch kann ich es nicht bereuen; denn auch später im Gola-Lande hatte ich bei den von mir dort Erlegten die Gewißheit, der erste Europäer zu sein, der je das Zwergflußpferd zur Strecke gebracht hat. Ich hatte allmählich gezweifelt an dem Vorkommen des Zwergflußpferdes überhaupt und war schon fast zur Ansicht der Europäer in Monrovia bekehrt, daß es sich nur um Junge des großen Flußpferdes handeln könne. Aber nun war ich sicher, ein völlig neues Tier gesehen zu haben. Jeder Zweifel war verschwunden. Das Tier, das ich am Duquea sah, war gänzlich verschieden von dem gewöhnlichen Flußpferde. Nach Aussage des Häuptlings Geh, der mich auf dieser Fahrt begleitete, hatte ich es hier mit einem nicht ganz ausgewachsenen Exemplar

oder mit einem Weibchen zu tun. Es war ungefähr 60 Zentimeter hoch und 90 Zentimeter lang. Der Kopf war viel spitzer als der des gewöhnlichen Flußpferdes. Die Augen waren glatt anliegend am Kopf, nicht hervorstehend, wie bei seinem großen Vetter, die Farbe pechschwarz mit einem rosa Bauchfleck. Auch die Fährte ist gänzlich verschieden von der des großen Flußpferdes. Dies konnte ich heute, wo ich zum ersten Male ganz frische Fährten sah, mit Sicherheit feststellen. Die Fährte ist ungefähr so groß wie die eines westafrikanischen Büffels, erinnert auch lebhaft an letztere, und heute bin ich sicher, daß ich manchenmal am Duquea-Fluß die Fährte des Zwergflußpferdes mit der des Büffels verwechselt habe. Aber so sehr ich mich auch freute, endlich das gesuchte Tier gefunden zu haben, so mußte ich doch zu gleicher Zeit einsehen, daß es jetzt während der Regenzeit vollständig ausgeschlossen war, eins der Tiere zu fangen. Schweren Herzens entschloß ich mich daher, nach Monrovia zurückzukehren.

Am 15. Juni trat ich die Rückreise an. Seit meiner Herreise war der Strom bedeutend geschwollen. Mit großer Geschwindigkeit ging die Fahrt mit den reißenden Wogen hinab. Dicht vor Shieffelin hatte ich noch das Glück, die Bekanntschaft mit dem rätselhaften N'nama zu machen, daß sich selbstverständlich, wie ich von vornherein angenommen hatte, als gewöhnliches Flußpferd erwies. Diese Begegnung hätte mir um ein Haar, wenn auch nicht das Leben, so doch zum mindesten meine gesamte Ausrüstung gekostet. Die Tiere waren äußerst scheu, so daß es kaum möglich war, einen Schuß anzubringen. Ich folgte mit dem Canoe, sehr gegen den Willen meiner tapferen Begleiter.

Endlich, als wir schon in den Junk-Fluß einbogen, hatten wir sie in die Enge getrieben. Leider gab Brown einen voreiligen Schuß ab. Als wir sie zum zweiten Male gegen die Mangroven und das Uferschilf getrieben hatten, gaben sie keine Gelegenheit mehr zum Schuß, sondern nahmen unter Wasser glatt an. Das schwere, vollgeladene Canoe wurde zweimal hoch gehoben, beim zweitenmal fiel die Hälfte der Neger ins Wasser. Es fehlte nicht viel, und das Canoe mit all meinen Sachen wäre gekentert. Da wir fast alle Paddeln verloren hatten, gewannen die Flußpferde einen solchen Vorsprung, daß es uns nicht gelang, sie vor Dunkelwerden wieder einzuholen. Jedenfalls hatte ich feststellen können, daß beide Arten Flußpferde in Liberia vorkommen. Meine Rückreise nach Monrovia verlief ohne weitere Abenteuer. Ich war froh, endlich wieder in einem trockenen Bett schlafen zu können.

REISEN IM DEH-GOLA-LANDE

EINE REGENZEIT IM LIBERIANISCHEN URWALD

Es dauerte wiederum zehn Tage, um eine Karawane zusammenzubringen, mit der ich Monrovia zu einer neuen Expedition verlassen konnte. Ich brauchte diesmal bedeutend mehr Leute, denn diese zweite Reise sollte ins Deh-Land gehen und, wenn möglich, noch höher hinauf ins Gola-Land. Ich hatte diesmal dreißig Mann, denn von nun an gab es keine Flußfahrten mehr, sondern ich wollte versuchen, zu Fuß meinen Weg ins Innere zu nehmen, ein Unterfangen, das von sämtlichen Europäern und Liberianern in Monrovia recht skeptisch aufgenommen wurde. Auch auf dieser Expedition begleitete mich Brown. Von meinen alten Leuten waren mir außer dem Headboy, dem Jäger Momoro und meinem Diener nur drei Getreue geblieben, den andern war die Regenzeit doch zu schlimm.

Während meines Aufenthaltes in Monrovia hörte ich viel Neues über das Hinterland. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß ich überhaupt nur weit oben im Gola-Lande Aussicht auf Erfolg haben würde. Eines Tages kam ein Liberianer und schilderte mir die Gorje-Section des Gola-Landes in den glühendsten Farben als ein wahres Jagdparadies. Elefanten, Büffel und Flußpferde, alles sei dort zu finden. „Und dann,“ sagte er, „muß ich Sie als Zoologen doch fragen, was für eine Antilope es sein kann, die ich vor einiger Zeit dort gesehen habe. Ich war auf dem Wege durch den großen Sue-Busch, als mir einer meiner Leute plötzlich eine ziemlich große Antilope zeigte, mit langem Hals, ohne jegliches Gehörn, aber sehr markiert

gestreift. Ich habe das Tier früher nie gesehen, und auch meinen Leuten schien es unbekannt.“ Diese Beschreibung wurde mir ohne irgendwelches Nachfragen meinerseits gegeben. Wenn die Schilderung auf Wahrheit beruhte, so mußte damit doch ganz gewiß das Okapi oder eine Abart desselben gemeint sein.

Auch Präsident Barclay, den ich verschiedentlich besuchte, gab mir den Rat, ins Gola-Land zu gehen, nur dürfte ich mich wegen des ausgebrochenen Pesse-Aufstandes nicht zu weit ins Innere wagen. Man nahm damals allerdings noch nicht an, daß dieser Aufstand eine so große Ausdehnung annehmen und sich soweit ins Gola-Land hineinziehen würde, wie ich es zu meinem Leidwesen auf meiner zweiten Liberia-Reise erfahren mußte. Präsident Barclay gab mir ein zweites Empfehlungsschreiben mit, das mir gute Dienste leistete.

Einer der Hauptgründe, weshalb das Hinterland von Liberia auch heute noch, selbst in nächster Nähe der Küste, eine absolute Terra incognita ist, liegt darin, daß die Faktoreien, um die Transportkosten möglichst niedrig zu halten, nur an den schiffbaren Flüssen angelegt werden. Nach diesen Handelszentren bringen dann die Eingeborenen ihre Produkte, denn nur in den seltensten Fällen kommt es vor, daß ein Europäer die Leute in ihrem eigenen Lande aufsucht. Es gibt eben noch keine Wege durch diesen undurchdringlichen Urwald. Es würde sich wohl kaum lohnen für einen weißen Händler, wenn er, wie es in Ost- und Zentral-Afrika gemacht wird, das Land durchreisen würde, um Produkte aufzukaufen.

Am Nachmittag des 29. Juni fuhr ich mit der Woermannbarkasse nach Virginia, eineinhalb Stunden von Monrovia entfernt. Diese Ansiedlung liegt ganz entzückend am Ufer des stolzen St. Paul-Stromes, der mit dem Mesurado durch den Stockton-Creek verbunden und bis nach Whiteplains hinauf auch für Motorfahrzeuge schiffbar ist.

Von Virginia marschierte ich eine Stunde weit nach Brewersville, der größten liberianischen Ansiedlung des Mesurado-Country. Eine liberianische Ansiedlung macht einen eigentümlichen Eindruck. Sie erstreckt sich häufig über mehrere Kilometer, da jedes Gehöft in sich vollkommen abgeschlossen ist. Die Häuser sind auf Pfählen erbaut, und zwar die neueren aus den im Lande gesägten Brettern, mit Wellblech gedeckt, einige ältere noch aus Schindeln primitiv zusammengezimmert.

Da ich in der dortigen Woermann-Faktorei ein nettes Zimmer fand, brauchte mein Zelt nicht aufgeschlagen zu werden. Zum Essen wurde ich von dem Vertreter der Firma West eingeladen. Bei diesem lernte ich auch den Agenten der holländischen Faktorei in Brewersville kennen. Als ich am nächsten Morgen aufbrechen wollte, ging einmal wieder alles quer.

Schon in Monrovia hatte ich den liberianischen Bezirksleiter von der Gorje-Section kennen gelernt, der mir Träger versprochen hatte. Leider aber hielt er sein Wort nicht. Das ist überhaupt ein großes Leidwesen bei den Liberianern: sie versprechen alles und haben auch den besten Willen und die feste Absicht, es zu halten, sind Feuer und Flamme für jedes neue Unternehmen; aber schon nach kurzer Zeit vergessen sie mit der den Negern eigentümlichen Gleich-

gültigkeit alle Versprechen und verstehen es hinterher ausgezeichnet, sich selbst aus der schwierigsten Lage geschickt herauszureden. Natürlich gibt es auch recht viele lobenswerte Ausnahmen; besonders der damalige Präsident Howard ist ein Mann, dessen gesprochenes Wort so gut wie ein schriftlicher Kontrakt ist.

Der Faktorei-Leiter gab mir schließlich zehn seiner eigenen Leute, die mich nach Wani-Town, zwei Stunden von Brewersville, am Po-Fluß gelegen, bringen sollten; dort, so versicherte er mir, würde ich mit Leichtigkeit die nötigen Leute aufreiben können.

Ich marschierte also in diesem frommen Glauben ab. Am Po-Fluß fand ich ein paar armselige Hütten, suchte aber vergebens nach Wani-Town, bis mir ein Eingeborener die aufklärende Mitteilung machte, daß ich bereits dort sei. Da hatte man mir also einen bösen Streich gespielt. Leute gab es hier überhaupt nicht. So mußte ich am folgenden Tag unter Zurücklassung eines Teils meiner Lasten nach der nächsten Stadt weiter marschieren, um dort mein Heil zu versuchen.

Wenn man über Liberia schreibt, so kommt der Ausdruck „Stadt“ einem unwillkürlich in die Feder; denn „Town“ ist dort ein allgemein üblicher Ausdruck. Eine „Town“ ist jedes Dorf, in dem ein sogenannter „King“, den man in Ostafrika aber als Jumben, Dorfältesten, bezeichnen würde, seinen Wohnsitz hat. Half-Towns dagegen sind schon zwei oder drei Hüttchen, die meistens von Sklaven auf den Farmen erbaut sind.

In Cess-Town, etwa zehn Kilometer vom Po-Fluß entfernt, mußte ich wieder mein Lager aufschlagen. Bis

hierher führt eine breite, von der Regierung in Ordnung gehaltene Straße. Fast die ganze Zeit über marschierte ich durch schön angelegte, zum größten Teil noch junge Kaffeeplantagen. Die Kaffeekultur der Eingeborenen überflügelt hier bei weitem die der Liberianer. So erfreulich dies Zeichen des Fleißes auch sein mag, für mich hatte es doch nur eine schlimme Vorbedeutung, denn, daß ich hier, wo fast jeder Eingeborene seine kleine Kaffeeplantage besaß, keine Träger finden würde, war mir von vornherein klar. Mit meinen eigenen Trägern wollte es auch nicht recht gehen. Nach einem zweieinhalbstündigen Marsch mußte ich tatsächlich drei Stunden auf die faulen Kerle warten. Das Einarbeiten einer neuen Karawane ist furchtbar. Man darf die Leute in den ersten Tagen auch nicht zu scharf anfassen, besonders nicht in Liberia. Später, wenn man erst genügend Lohn von ihnen in den Händen hat, kann man schon strengere Maßregeln treffen, um das Bummeln zu verhindern.

In Cess-Town wurde ich mit der größten Gleichgültigkeit behandelt. Der Chief hielt es nicht einmal für nötig, mich zu besuchen; schließlich mußte ich ihn holen lassen. Er versprach mir für den folgenden Tag Leute, die mein Gepäck holen sollten, hielt aber natürlich nicht Wort, und so mußte ich meine eigenen Leute zurückschicken und den ganzen folgenden Tag auf ihre Rückkehr warten.

Daß ich hier auch keinen Jagd-Erfolg haben würde, sah ich bald ein und beschloß daher, nach Ankunft meiner Sachen sofort weiter zu marschieren.

In Gorje-Town kam ich lange vor meiner Karawane bei strömendem Regen an. Ich hatte unterwegs ver-

schiedene Half-Towns passiert, in denen ich mich aber nicht aufhielt. Kurz vor Gorje mußten wir den Moe-River, der mit dem Po identisch ist, auf einer sehr schwanken Lianenbrücke überschreiten. Zu meiner größten Überraschung wurde ich in Gorje auf das Liebenswerteste von dem Chief Gopu begrüßt, der gerade ein Palaver abhielt. Bei meiner Ankunft wurde mir ein weißes Huhn als Zeichen der Freundschaft zum Geschenk gebracht.

Sobald meine Karawane eingetroffen war und ich trockenes Zeug angezogen hatte, hielt ich unter Beisitz von Brown ein längeres Palaver mit dem alten Gopu ab.

Gopu ist das Oberhaupt oder, wie er sich selbst nennt, der King der Täge-Gola. Der große Gola-Stamm zerfällt in eine Reihe von Unterstämmen, die untereinander auch in der Sprache abweichen. Jeder einzelne Stamm hat seinen König. Ich konnte die folgenden zehn Stämme teilweise mit den Namen ihrer Häuptlinge feststellen:

Kombwa-Gola		King Pimpaklang
Tode-	“	“ Ga-Gola
Den-	“	“ Ponde
Senje-	“	“ Gaya
Gorje-	“	“ Tawe-Dadwe
Pah-	“	“ Klakng
Täge-	“	“ Gopu
Gobla-	“	“ ?
Moa-	“	“ ?
Mana-	“	“ Bala-Kamo

Gopu ging sofort auf meine Vorschläge ein und schickte einen Boten mit seinem Häuptlingsstabe, einem

Elefantenschwanz aus, um alle seine Unterhäuptlinge zu einem großen Palaver zusammenzurufen.

Im Großen und Ganzen machten Land und Leute einen recht günstigen Eindruck. Die Leute waren durchweg freundlich und auf ihre Art gastfrei, außerdem auch nicht so dummdreist und zudringlich wie die Mamba-Leute.

Gorje-Town ist eine typische Gola-Stadt. Der Name bedeutet „Kriegs-Barrikaden“, aber jetzt ist die Stadt nicht mehr befestigt.

Dem Aussehen und der ganzen Bauart nach unterscheidet sich diese Stadt kaum von den Dörfern der Mamba-Leute. Wie ich später fand, sind wohl ziemlich alle Dörfer im Innern über einen Kamm geschoren.

So will ich denn versuchen, meinen Lesern hier ein typisches Bild einer Stadt im Innern Liberias zu geben.

In jeder Stadt ist ein freier Platz, auf dem die Tänze abgehalten werden. In den größeren Städten, die ich später kennen lernte, gibt es deren sogar zwei oder drei. Auf dem Platze steht das sogenannte Palaverhaus, das die Liberianer „Kitchen“ nennen. Dieses Haus ist an allen vier Seiten offen und anstatt auf Wänden ruht das Dach auf Pfählen. Die Wohnhäuser sind zum größten Teil rechteckig gebaut, aber auch runde Hütten sind keine Seltenheit, und stehen willkürlich durcheinander und manchmal so eng beieinander, daß man sich nur mit Mühe hindurch zwängen kann. Der Bau dieser Häuser ist der denkbar einfachste, trotzdem aber den klimatischen Verhältnissen vorteilhaft angepaßt. Das Gerippe besteht aus eng nebeneinander in den Boden eingerammten Pfählen, die mit Stricken aus Baumrinde verbunden werden. Sobald das Gerippe fertig-

gestellt ist, wird innen eine zwei bis drei Fuß hohe Lehm-schicht aufgeworfen und fest gestampft. Diese Platte wird über die Grundpfähle hinaus verlängert, so daß sie nach-her am fertigen Hause eine Veranda bildet. Das Dach verläuft scharf konisch. In Ost- und Central-Afrika sind die Dächer mit Gras gedeckt, hier in den liberianischen Küstengebieten, wo Gras eine Seltenheit ist, dient eine dichte Lage von Wedeln der Weinpalme als Dachbedeckung. Nachdem nun sozusagen Richtfest gefeiert ist, werden die Wände von innen und außen mit einer dicken Lage Ton verschmiert. Ich habe in Liberia niemals nur von einer Seite verschmierte Wände gesehen, wie z. B. bei den Wa-Lunda und Wakahonde in Central-Afrika, die auf diese Weise die Wände ihrer Hütten auf einer Seite freilassen, um sie besser vor den Termiten schützen zu können. Da nun in Liberia die Termiten nicht eine so ausgesprochene Landplage sind wie in anderen Gegenden Afrikas, ist diese Vorsicht wohl überflüssig.

Ein so erbautes Häuschen besteht gewöhnlich aus einem, selten aus zwei Zimmern. Während in alten Zeiten überhaupt keine Fensteröffnungen angebracht wurden, sind sie jetzt schon meistens nach Muster der liberianischen Häuser mit Fensteröffnungen versehen, in welchen aber natürlich das Glas fehlt. Wie ich ja schon in Jeh-Town beschrieb, werden diese Fenster durch einfache Holzläden von außen verschlossen. Die Einrichtung einer solchen Hütte ist natürlich äußerst primitiv. Für die Betten werden vier senkrechte Pfähle in den Boden gerammt, durch Quer-balken verbunden und dann das Ganze mit einem ge-schickt geflochtenen Netz aus Baumrinde zu einer, wenn

auch bescheidenen, so doch bequemen Lagerstatt verbunden. Nur in seltenen Fällen sieht man noch die früher häufigen Lehmerhöhungen an Stelle von Betten. Auch die Schlafklöße, die die Kopfkissen vertreten und die bei den Zulus eine so große Rolle spielen, kommen in Liberia nur noch selten vor und dann in der primitivsten Form. In der Mitte des Zimmers ist der Feuerplatz, in dem Tag und Nacht ein Feuer unterhalten wird, das meistens nur aus zwei glimmenden Holzscheiten besteht. Unter dem Dach ist ein Bodenraum. Den Eingang zu diesem Bodenraum ermöglicht eine verschließbare Luke. Ketten und Schlösser sind heutzutage wohl schon in ganz Liberia verbreitet. Auf dem Boden werden außer den Ernteerträgen, die für den täglichen Gebrauch bestimmt sind, auch die wertvolleren Habseligkeiten des Besitzers untergebracht. Die großen Vorräte bleiben entweder auf der Farm oder werden, zumal in den Gebieten, wo Kriegsgefahr herrscht, in gut versteckten Kornbinnen im Busch verborgen.

Als Haustür dient in den meisten Fällen eine aus gespaltene Bambusstöcken hergestellte Matte. Die Kultur macht sich jedoch auch hier schon bemerkbar. Viele Häuser der angeseheneren Leute haben eine richtige Tür, die ein eingeborener Zimmermann geschickt herzustellen versteht.

Auf dem Dorfplatz steht der Dorf-Grigri (Fetisch), der meistens sehr primitiv ausgeführt ist. Ein großer, in Rottang oder Lianen-Netz eingebundener Stein hängt an einem Querbalken, der auf zwei Gabelstöcken ruht. Dicht daneben steht gewöhnlich ein hoher Pfahl, an dem Zeugläppchen angebunden sind. Dieser äußerst primitive Fetisch, der das Dorf und die Gemeinde schützen soll, ist stets von einem

reisenden Murrymann (mohammedanischer Wanderpriester) gegen eine hohe Bezahlung geweiht worden.

Im Palaverhause, das im Leben der Eingeborenen eine hochwichtige Rolle spielt, sind ebenfalls unter dem Dach viele Grigris in Gestalt von Zetteln mit arabischen Schriftzeichen angebracht. Vielfach findet man im Eingang eine Flasche vergraben, meistens ein Gin-Krug, in dem sich ein ebensolcher Zauberspruch befindet. In der Palaverhütte werden die Gerichtsverhandlungen abgehalten.

Kommt ein Fremder in ein Dorf, so wird er zuerst in das Palaverhaus geführt, um über sein Woher und Wohin Rechenschaft zu geben. Der König des Dorfes ruht dabei in einer geschickt geflochtenen Eingeborenen-Hängematte, seine Würdenträger sitzen auf geschnittenen Schemeln oder hocken auf der Erde ihm zur Seite. Das übrige Volk hält sich im Hintergrunde auf.

Diese Begrüßungszeremonien verdienen beschrieben zu werden. Das Country-Custom, welches auf keinen Fall gebrochen werden darf, schreibt vor, daß der Fremde zuerst, nachdem er mit dem Häuptling einen Händedruck getauscht hat, die Frage stellt: „Was gibt es neues hier im Dorf?“ Darauf wird ihm entweder geantwortet: „Nichts besonderes“ oder, wenn er eine Person von Bedeutung ist, wird ihm gleich irgend ein Leid geklagt, das die Gemüter der Dorfeinwohner bewegt. Nun muß der Fremde sich nach dem Namen des Häuptlings erkundigen, der ihn, nachdem er den Namen genannt hat, nach dem seinen fragt. Daraufhin fragt der Chief den Fremden, woher er kommt, und was er wolle, trotzdem er dies, besonders wenn der Fremde ein Europäer ist, schon seit

Tagen ganz genau weiß. Da muß denn der Fremde sein Anliegen vorbringen, worauf ihm der Chief in den meisten Fällen mit den Worten „Gut, ich halte Wort“, antwortet, was in Wirklichkeit bedeutet: „ich werde es mir überlegen.“

Der Händedruck sämtlicher Stämme in Liberia, soweit ich es in Erfahrung bringen konnte, ist der gleiche. Man legt die gegenseitigen Handflächen fest ineinander, zieht sie dann langsam auseinander, um in rascher Reihenfolge die Spitzen der beiden Mittelfinger gegeneinander zu schnellen.

In Liberia erwartet ziemlich jeder Eingeborene, daß ein Europäer ihm kameradschaftlich die Hand schüttelt. Ich habe von vornherein mich wohl gehütet, dieses Unwesen mitzumachen, sondern habe nur in Fällen, wo ich wußte, daß ich es mit einem wichtigen Häuptling zu tun hatte, die Hand gegeben, selbstverständlich auch allen gebildeten Eingeborenen, die mir stets sehr freundlich entgegenkamen und dem Ausländer immerhin von großem Nutzen sein können. Ich habe mich dadurch von Anfang an mit dem nötigen Nimbus umgeben, der mir sicherlich geholfen hat. Mein bedauernswerter Vorgänger, Dr. Volz, scheint den Leuten viel zu freundschaftlich entgegengekommen zu sein. Ein Eingeborener versteht nun einmal eine derartige Freundlichkeit nicht und stellt dann den Europäer gar zu leicht mit sich auf die gleiche Stufe. Hat man ihm einmal den kleinen Finger gereicht, verlangt er bald die ganze Hand.

Die Gräber liegen zum Teil im Dorfe selbst, zum Teil an den ins Dorf hineintührenden Wegen. Sie sind äußerst einfach, Vier armstarke Baumstämme werden in

einem Rechteck um den Grabhügel gelegt und dieser selbst mit zerbrochenen Ginflaschen, Tellern und Töpfen geschmückt. Nur in wenigen Fällen, wahrscheinlich, wo es sich um das Grab eines Königs handelt, waren Grigris, rohgeschnitzte Holzfiguren, am Kopfende des Grabes angebracht. Solche Holzgötzen verehren die Leute zwar nicht, wachen jedoch eifersüchtig darüber, daß niemand diese Fetische berührt oder gar mitnimmt. Nur durch einen Glückszufall ist es mir gelungen, eine solche alte Holzfigur in meinen Besitz zu bringen.

Da mir Gopu die Versicherung gab, daß jetzt in der Regenzeit auch in der nächsten Umgebung Elefanten vorkämen, beschloß ich, sofort eine Buschstreife zu unternehmen, da ich hoffte, so die beste Gelegenheit zu haben, die Gegend kennen zu lernen. Wie im Mamba-Lande, so schien es auch hier dem Häuptling nicht recht zu sein, wenn ich mich persönlich viel um die Wechsel der Flußpferde kümmerte, da er gern den ausgesetzten Preis verdienen wollte. Aber untätig im Dorfe sitzen, war mir unmöglich, und so begrüßte ich mit Freuden die schöne Ausrede, auf Elefantenjagd gehen zu wollen, um auf diese Weise den Busch nach dem mir so unendlich viel wichtigeren Flußpferd absuchen zu können.

Wohlgemut brach ich am frühen Morgen auf. In Mono-Town, etwa fünf Kilometer von Gorje entfernt, sollte mich ein von Gopu bestellter Führer erwarten. Ich wollte von dort aus natürlich gleich weiter, um einen guten Tagesmarsch zu machen. Aber — —! Gegen Dummheit sollen Götter ja schon vergebens kämpfen, aber gegen Country-Custom, das berühmte Dasturdi des Ostens, können sie

sicherlich noch weniger ausrichten. Ich mußte wohl oder übel in Mono-Town bleiben, da erst am Abend der Grigri um Rat gefragt werden konnte, ob es tunlich sei, den Jagd-zug anzutreten. Es war nur gut, daß ich Brown bei mir hatte, denn sonst wäre ich entschieden grob geworden und hätte es dadurch wohl ein für allemal bei den Leuten verdorben. Am Nachmittag veranstalteten wir eine Treibjagd. Ich kam nicht zu Schuß, dagegen erlegte ein Eingeborener einen schwarzen Duiker (*Cephalophus niger*) und meine eigenen Leute eine mächtige Pithon-Schlange, die sie aber so zerstückelt anbrachten, daß ich die schöne Haut nicht mehr benutzen konnte.

Ein ewiger Schmerz waren in Liberia für mich die meistens recht wackeligen Brücken, die nur aus einem Baumstamm bestanden. Leider habe ich es als Seiltänzer noch zu keiner besonderen Geschicklichkeit gebracht, so daß ich nur unter Zuhilfenahme einiger Leute hinüberpendeln konnte. Bisher war noch alles gut gegangen, doch hier ereilte mich das Schicksal! Über einen Fluß führte in einer Höhe von drei Metern ein Baumstamm, den wir beim Ausmarsch zur Treibjagd überschritten hatten. Alles war gut verlaufen, und ich fing schon an, auf meine Geschicklichkeit eitel zu werden, als auf dem Rückwege die Sache mißglückte. Der Baumstamm brach und ich stürzte ins Wasser. Glücklicherweise war es tief genug, sonst hätte ich mir sicherlich auf den Steinen einige Knochen gebrochen. So kam ich mit dem unfreiwilligen Bade davon.

Immer wieder mußte ich den Fleiß der Leute hier bewundern. Fortwährend kamen wir durch gepflegte Plantagen: Kaffee, Ingwer und Reisfelder.

Am Abend fragte Balakamo, der Führer, seinen Grigri um Rat. „He is making salla,“ wie Brown sich ausdrückte. Ich finde bei Büttikofer, daß er anstatt salla „sara, sarka, saraka, sakra“ — sagt und dies von sacrifice, oder von dem arabischen sadaka — Almosen — ableitet. L und R sind zwar in den Bantu-Sprachen auswechselbar, doch haben wir es hier nicht mit Bantu zu tun. Ich bin sicher, daß die Leute in Gegenden, die ich bereiste, stets „salla“ sagten. Hierzu wurde ein weißes Huhn benutzt, das von einem Mann zwischen den Händen gehalten wurde. Ihm gegenüber nahm Balakamo Platz und zeichnete kleine Figuren in den Sand. In der einen Hand hielt er ein mit Medizin gefülltes Antilopengehörn und mit der anderen warf er unter bestimmten Formeln vier kleine Muscheln in die Luft. Fielen diese Muscheln mit der Schale nach oben, so war es von günstiger Bedeutung, fiel aber die Höhlung nach oben, so mußte das Huhn erst noch gefragt werden. Er schlug dem Tier vorsichtig mit der Hand rechts und links an den Kopf. Zum Schluß rieb Balakamo mit dem Huhn seine Brust und ließ es dann zur Erde fallen. Das Huhn wird hinterher weder verkauft noch geschlachtet; es hat als Grigrihuhn eine gewisse Heiligkeit erlangt. Scheinbar war diese Zeremonie zu unseren Gunsten abgelaufen, denn er erklärte mir, daß wir am folgenden Morgen aufbrechen und bestimmt auf Elefanten stoßen würden. Gegen zwei Uhr fing es an zu regnen. „Regnen“ ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, denn „geregnet“ hatte es vorher ja auch schon. Wolkenbruchartig stürzte der Regen auf mein Zelt herab, und da das Wasser von oben nicht durchdringen konnte, strömte es von unten, trotz der an-

gelegten Abflußgräben hinein, und bald stand das ganze Zelt einige Zoll tief unter Wasser. Unentwegt goß es weiter bis gegen drei Uhr nachmittags. An einen Aufbruch war nicht zu denken!

Am nächsten Morgen goß es zwar immer noch, aber wir brachen doch auf. Ich hätte es auch nicht ausgehalten, noch einen Tag untätig im Dorfe zu sitzen.

Als ich im Jahre 1906 die Wa-Lunda-Dickichte nahe der Zambesi-Quelle durchstreifte, glaubte ich dort das schlimmste Dickicht kennen gelernt zu haben, aber dort waren es doch wenigstens immer nur streckenweise Dschungel. Hier sollte ich nun zum erstenmal einen nie endenden Urwald genießen. Volle fünf Stunden lang erkämpften wir uns unseren Weg, der Schritt für Schritt mit dem Buschmesser ausgehauen werden mußte.

Vor dem Mandingo-Kriege im Jahre 1890, wo die Gola-Stämme bis nach Vanswa, nahe bei Monrovia, getrieben wurden, war diese ganze Gegend stark bevölkert, aber jetzt hat der Urwald wieder alles in seine Gewalt bekommen. Stellenweise kann man noch die Plätze sehen, wo die alten Farmen gelegen haben.

Mitten im dichtesten Busch, wo ich auch nicht das geringste Anzeichen von einem alten Dorf finden konnte, entdeckte ich einen 15 Quadratmeter großen flachen Felsblock von einem halben Meter Dicke. Er ruhte auf 3 einigermaßen viereckigen, Pfeilerartigen Sockeln von eineinviertel Meter Höhe. Ein Baum hat allerdings im Laufe der Jahre die Felsplatte gehoben, so daß ein Pfeiler umgefallen ist, an dessen Stelle nun der Baum steht.

Ich habe vergeblich nach Schriftzeichen auf der Platte gesucht. Einige einfache, scheinbar mit einem sehr primitiven Instrument eingehauene Furchen rund um den Block herum waren zu sehen. In der ganzen Gegend habe ich keine Felsen angetroffen, so daß ich annehmen muß, daß dieser Block, den hundert Leute kaum tragen können, von weit hergebracht wurde. Von meinen Führern konnte ich keinerlei Aufklärung bekommen. „God make him“ (Gott hat ihn gemacht) war die einzige Antwort. Alles, was die Leute wußten, war, daß man beim Vorübergehen stets etwas Weißes, wenn auch nur eine Hand voll weißen Reis, niederlegen mußte. Das ganze glich auffallend einem Hünengrab. Ähnliche solche Opferblöcke sollen im Sudan vorkommen.

In vorgeschichtlicher Zeit wurde Liberia hauptsächlich vom Norden her, vom Nigerplateau aus bevölkert. Dazu kamen dann später die Völkerwanderungen afrikanischer Stämme caucasischen Ursprungs hinzu. Aus dieser Mischung gingen die Fulas hervor. Aus der Kreuzung dieser helleren Fula-Leute mit den Ureinwohnern von West-Afrika entstanden wiederum verschiedene Mischungen, von denen für uns in erster Linie die Mandingo in Betracht kommen. Vom Sudan her haben dann die Mandingo noch in prähistorischer Zeit den Weg zur Küste gefunden. Aus dieser Zeit stammt vielleicht auch das von mir aufgefundene eigentümliche Monument, wie denn auch die Mandingo in den heutigen Vey- und Mende-Leuten, deren Sprache nach Sir Harry Johnston zur Madingo-Gruppe gehört, die Merkmale ihres früheren Vordringens bis zur Küste Liberias hinterlassen haben.

Der Weg führte uns weiter in durchweg nordöstlicher Richtung. Wir sahen eine Anzahl abgestorbener Öl-Palmen, denen die Schimpansen das Mark herausgerissen hatten. Schimpansen sollen hier sehr häufig sein. Balakama zeigte mir eine Palme, auf der er noch vor wenigen Tagen einen Schimpansen gesichtet hatte.

Später hatte ich häufig die Gelegenheit, Schimpansen auf den Öl-Palmen zu beachten.

Zur Verwunderung meiner Neger wollte ich nie auf die Schimpansen schießen, denn die Beobachtung der poussierlichen Tiere machte mir soviel Freude, ihr ganzes Benehmen war so menschenähnlich, daß ich es nie übers Herz bringen konnte, ihr Idyll zu stören. Meinen Trägern erklärte ich, daß ich doch kein Menschenfresser sei und als Freund ins Land gekommen wäre und nicht daran denken könne, ihre Verwandtschaft zu töten. Sie schienen mich zu verstehen, ein freundliches Grinsen ging über ihre Gesichter.

Wir schlugen unser Lager am zweiten Tage an einem Bache auf, der von den Gola-Leuten Ouido (schwarzes Wasser) genannt wird. Diese Bezeichnung ist sehr zutreffend, denn das Flüsschen fließt immer durch den dichtesten Busch, sodaß nur selten einmal ein Sonnenstrahl seine Wasser trifft.

Sonst ist der Busch hier etwas lichter. Hoher alter Urwald mit wenig Gestrüpp. Allenthalben viele Elefantenfährten, alle jedoch zwei bis drei Tage alt. Ich traf nur eine einzige Fährte des Zwergflußpferdes, die für mich besonders deswegen von Interesse war, weil ich sah, daß das Zwergflußpferd, genau wie sein großer Vetter, die

Losung auf dem Lande mit dem Wedel in alle Richtungen verstreut.

Ich hielt mich noch zwei Tage im Urwald auf. Da ich aber keine frische Fährte gesichtet hatte, kehrte ich nach Gorje zurück. Dort wurde ich mit der erquicklichen Botschaft empfangen, daß ein Flußpferd in eine Grube gefallen sei, aber mit Leichtigkeit wieder daraus entkommen, da die Grube voll Wasser gelaufen wäre.

In den folgenden Tagen besichtigte ich die verschiedenen Gruben, die alle recht vorsichtig angelegt waren, aber größtenteils schon mehr oder weniger voll Wasser standen.

Bis zum 22. Juli blieb ich in der Umgegend von Gorje-Town. Meine Jagderfolge waren gleich Null. So begrüßte ich mit Freuden einen Boten des Königs von Mana-Town, der mit der Bitte kam, ich möchte doch zu ihm kommen, in seinem Gebiet gäbe es viele Elefanten und Flußpferde. Sogleich am nächsten Tage brach ich dorthin auf. Es war ein äußerst anstrengender Marsch. Die Wege waren nur daran erkenntlich, daß auf ihnen das Wasser gleich reißenden Sturzbächen zu Tale schoß, während es in dem weichen Waldboden einen Sumpf bildete. Fortwährend mußte ich reißende Bäche durchwaten, in denen mir das Wasser bis an die Brust ging. Die Brücken waren fast alle fortgerissen und die stehengebliebenen waren so schlüplrig, daß ich es nicht wagen konnte, sie zu benutzen.

In einer kleinen Half-Town rastete ich. Die Kinder, die im Schlamm am Dorfeingang spielten, stoben entsetzt auseinander und liefend heulend vor mir fort. Wir konnten

ihr lautes Rufen und Schreien noch hören. Mein Jäger lachte über sie, und als ich ihn fragte, was denn eigentlich sei, verdolmetschte er mir ihr Schreckensgeschrei: „Mutter, Mutter, es kommen eine Menge Menschen, und ganze weiße sind auch darunter, hu, — so weiß, so weiß wie weißes Tuch, huhu, hu; rettet Euch, versteckt Euch, sie kommen, sie kommen, sie wollen uns verschlingen.“ — — Also im fernen Gola-Lande wird den kleinen schwarzen Kindern genau so mit dem „weißen Mann“ gedroht, wie man bei uns zu Lande den Kindern mit dem „schwarzen Mann“ einen Schrecken einjagt.

Gegend Abend erreichten wir Mana-Gola, todmüdel Vom Regen bis in's innerste Mark erstarrt. Meine Stiefel schienen mir Zentner zu wiegen. Ich kann mich kaum entsinnen, jemals so todmüde meinen Bestimmungsort erreicht zu haben.

In Mana hatte ich natürlich auf einen freudlichen Empfang gerechnet, aber kein Mensch ließ sich blicken. Ich war allein eine Stunde vor der Karawane angekommen, denn auch Brown, dem dieser Marsch doch wohl zuviel geworden war, war hinter mir zurück geblieben. So saß ich denn in dem nassen Zeug schlotternd vor Kälte und wartete. Erst nach Dunkelwerden war mein Zelt aufgeschlagen. Da sich der Chief nicht blicken ließ, hatte ich es ohne seine Erlaubnis mitten im Dorf aufstellen lassen, weil Mana auf einem ziemlich hohen Hügel liegt und kein ebener Platz außerhalb des Dorfes zu finden war.

Niemand kam am Abend mehr zu uns. — Eine dreifache Dosis Chinin, ein heißes Bad und ein gutes warmes Abendbrot brachten die Lebensnerven wieder auf die Höhe.

Am nächsten Morgen war ich wieder frisch und munter. Die Stadt war wie ausgestorben. Nur ein paar alte Weiber waren zu sehen. Mir kam schon der Gedanke, daß die Leute Böses im Schilde führten. Endlich erschien auf mein Ersuchen Balakamo, der König der Mana-Gola, ein gut aussehender Mann in den besten Jahren. Er schien mürrisch und verdrossen. Nach den üblichen Begrüßungsredensarten ließ ich ihm durch Brown den Grund meines Kommens mitteilen und ihm sagen, daß ich doch auf seine Einladung gekommen wäre. Hiervon wollte er aber nichts wissen, er behauptete, er habe überhaupt nicht nach uns geschickt. Er würde sich schön hüten, Liberianer zu sich zu bitten. Erst der letzte liberianische Beamte, der hier gewesen sei, habe von seinen Soldaten sämtliche Ziegen töten lassen. Ich setzte ihm auseinander, daß ich ein Europäer sei und nur zum Jagen gekommen wäre, Elefanten schießen und vor allen Dingen das Zwergflußpferd suchen wolle. Ich zeigte ihm auch mein Empfehlungsschreiben vom Präsidenten Barclay, daß Brown ihm übersetzte. Aber auch das schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Als er sich dann aber auch noch aus seiner Matte erhob, sich großspurig hinstellte und eine lange Rede schwang, indem er mir mitteilte, daß das ganze Gebiet ihm gehöre und niemand ohne seine Erlaubnis darin jagen dürfe, daß er der König der Mana-Gola sei und die weitestgehenden Rechte besäße, da wurde mir die Sache denn doch zu dumm. Da ich keine Soldaten bei mir hatte, glaubte er, sich Frechheiten herausnehmen zu dürfen. Ich stand also auch auf, trat mit meiner Peitsche in der Hand ganz dicht an ihn heran und schnauzte

ihn auf englisch so an, daß ihm Hören und Sehen verging. „Soldaten“ sagte ich, „Soldaten, wozu denn? Für Euch lumpiges Gesindel ist diese Peitsche hier gut genug!“ Ich hatte mich so in Wut hineingeredet, daß es nur Browns begütigendem Zureden zu verdanken war, daß Balakamo nicht auf der Stelle inmitten seiner Würdenträger eine ordentliche Tracht Prügel bekam. Diese freundliche Anrede meinerseits hatte aber den gewünschten Erfolg. Augenblicklich war das ganze Völkchen wie ausgewechselt. Balakamo konnte sich garnicht genug entschuldigen. Alles sei ja doch ein Mißverständnis, meinte er beschwichtigend. „Sieh mal, ich habe mich geärgert; Du kamst gestern hier so plötzlich an, ohne daß ich Dich gebührend begrüßen konnte. Ich wußte von nichts. Der Lump“ und damit ging er auf den erstaunten Führer zu, der mich hierher gebracht hatte, und zog ihm mit seiner Häuptlingspeitsche einige Schläge über, „hat Dich auf seine eigene Verantwortung hierher gebracht, ohne mir etwas zu sagen. Der allein trägt die Schuld an dem ganzen Mißverständnis. Ich freue mich ja, daß Du gekommen bist, Elefanten kannst Du hier schießen, so viele Du willst. Wir wollen Dir auch behülflich sein, das Zwergflußpferd zu fangen.“ —

Die größte Sehenswürdigkeit für die Leute war mein Zelt. Da noch niemals vorher ein Europäer in dieser Stadt gewesen war, hatten sie noch keins zu sehen bekommen. Das Gerücht war mir vorangegangen, daß ich mitten im tiefsten Busch, wie ein Zauberer, in einem Augenblick eine große Stadt aufschlagen könnte.

Hier muß vor dem Mandingo-Kriege eine große Stadt gestanden haben. Von diesem verzweifelten Kriege

(1880 - 91) scheint sich das Land nicht wieder erholt zu haben. Im Jahre 1892 vereinigten sich die Gola und trieben die Mandingo nicht nur aus ihrem Lande, sondern bis an die liberianischen Ansiedelungen. Aus dieser Niederlage entkamen Sio und sein Bruder Madêké, denen es gelang, den ganzen Pesse-Stamm für sich zu gewinnen. Gegen diese vereinigte Macht konnten die Gola nicht Stand halten und flohen nun ihrerseits zu den Liberianern. Sio und Madêké verlangten von der liberianischen Regierung, daß die Gola in ihr Land zurückgeschickt würden, sonst, drohten sie, würden sie ans Meer kommen, um Salzwasser zu trinken. Es gelang jedoch der Regierung, die beiden Rädelsführer zu fangen. Sio starb im Gefängnis, Madêké lebt noch jetzt in Clay Ashland. Der Gola-König, Quaw-Seppe starb ebenfalls im Gefängnis. Die Macht der einst so großen Mandingo ist jetzt vollständig gebrochen. Die Regierung versucht mit wenig Erfolg, die Mandingo in Boporo wieder anzusiedeln.

In Mana-Gola sollte ich auch meine erste Bekanntschaft mit einem Frauentufel der Gola-Leute machen.

Dieser Teufel stattete mir am zweiten Tage seinen Besuch ab. Die ganze Erscheinung machte einen überaus grotesken Eindruck. Eine alte Frau, in ein Gewand aus losem, schwarzgefärbten Bast gehüllt, mit einer grotesk geschnittenen Maske aus Wollbaumholz, führte in Begleitung einiger Weiber allerlei Tänze vor. Ich versuchte von dieser Person eine photographische Aufnahme zu machen, was mir von den Leuten sehr übel genommen wurde.

Auf meiner zweiten Liberia-Reise in Taquema, wo ich mit den Leuten in nähere Beziehungen getreten war, hörte

ich Verschiedenes über die Teufelsgebräuche und werde noch ausführlicher davon berichten.

Tagtäglich unternahm ich Streifzüge in der Umgebung, die, wenn auch an und für sich erfolglos, doch recht interessant waren.

Fortwährend findet man zerfallene Dörfer, die während des Mandingo-Krieges niedergebrannt wurden. Jetzt ist das ganze Land zwischen Mana-Gola und Boporu unbewohnt.

Elefanten findet man in dieser Gegend sehr häufig, sie sind äußerst zudringlich und kommen schon am hellen Tage in die Farmen der Eingeborenen, die sie sehr fürchten.

Ich habe im ganzen Mana-Gola-Lande keinen einzigen richtigen Elefantenjäger getroffen. Dann und wann sollen jedoch von benachbarten Gola-Stämmen Leute zur Jagd hierher kommen.

Wie dreist die Elefanten hier sind, kann man am besten aus folgender Schilderung sehen.

Ich hatte wieder einmal einen Tag wegen des wolkenbruchartigen Regens im Dorfe bleiben müssen. Als es gegen vier Uhr sich etwas aufklärte, beschloß ich noch einen kleinen Streifzug in die nahegelegenen alten Farmen zu unternehmen. Denn, wie mir die Leute sagten, sollten die Elefanten am frühen Nachmittag hier schon zu finden sein. Kaum eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, direkt an einer Reisfarm, wo die Leute in einer Küche den Tag zubrachten, um durch Rufen und Schreien die Vögel zu verscheuchen, sichteten wir die Fährte einer Kuh mit Kalb, die am Morgen hier durchgewechselt waren. Da es schon zu spät war, um die Fährte aufzunehmen, so machte ich noch

einen Spaziergang in der Richtung, welche die Elefanten genommen hatten, schlug einen Bogen und kam an derselben Stelle wieder heraus, ohne die Fährte der Elefanten gekreuzt zu haben. Trotzdem es schon reichlich spät war, nahm ich die Fährte doch noch auf, und richtig, nach kaum einer Viertelstunde hörten wir die Elefanten vor uns pusten. Das Gestrüpp war so dicht, daß wir uns nur mit Mühe und Not hindurcharbeiten konnten, wodurch wir so viel Geräusch machten, daß es mir nicht ratsam erschien, weiter an die Tiere heran zu pürschen. Ich nahm daher Ansicht in der vorher erwähnten Küche. Die Elefanten mußten aber doch schon Lunte gerochen haben, denn anstatt, wie sie doch sicher vorgehabt hatten, auf die Farm herauszutreten, wechselten sie durch den Busch weiter. Die Kuh mit dem Kalb hatte also den ganzen Tag über an einem Platz gestanden, wo sie unausgesetzt Leute reden und rufen hörten, ohne sich im geringsten darum zu kümmern.

Die Geschichten, die hier von Elefanten umlaufen, grenzen ans Unglaubliche. Als ich nach Führern zur Elefantenjagd fragte, hieß es, ich müsse mich nach Leuten erkundigen, die „Elefanten hinter sich hätten“; auf meine Frage, was das bedeute, erzählte mir Simbweku, ein alter Elefantenjäger, folgende Geschichte:

„Hier im Lande gibt es Leute, die verschiedene Tiere, manche sogar Elefanten, „hinter sich haben“. Es sind nicht immer Männer, sondern meistens sogar Frauen. Willst Du mit Bestimmtheit einen Elefanten erlegen, so mußt Du einer solchen Person etwas Weißes zum Geschenk machen und ihr etwas Tabak zum Rauchen und kaltes

Wasser zum Trinken geben.“ Mit „kaltem Wasser“ ist aber bei Leibe nicht aqua pura gemeint sondern der Tradegin (Schnaps). Macht man einem Häuptling ein Geschenk, so gibt man ihm Zeug und außerdem etwas Tabak und Gin mit den Worten: „Here ist your tobacco to smocke and your cold water to drink.“

„Die Person“, fuhr er dann fort, „weist dem Jäger an einem bestimmten Tage einen Platz an, wo er auf die Elefanten warten muß. Den ersten Elefanten, der kommt, darf er aber nicht schießen, denn in diesen hat sich die Person verwandelt; wohl aber die folgenden.“

Diese Geschichte ist mir späterhin in den verschiedensten Variationen unaufgefordert bestätigt worden. So wurde mir in Taquema von einem Elefantenjäger erzählt, dessen Frau diese Gabe besaß. Sie hat ihn mit der Warnung, nicht den ersten Elefanten zu schießen, in den Busch geschickt. Als aber der erste, der kam, so besonders schöne Zähne hatte, konnte der Mann seine Jagdleidenschaft nicht zügeln und schoß. Er schweißte das Tier an, ohne es zur Strecke zu bringen. Als er nach Hause kam, fand er seine Frau mit einer großen Wunde sterbend in der Hütte, und als er sie nach der Ursache fragte, antwortete sie ihm, daß er ja doch den ersten Elefanten angeschweißte hätte, trotzdem sie es ihm ausdrücklich verboten und gesagt hätte, daß sie es sei.

Woher die Leute diese Gabe haben, konnte ich nicht feststellen. Natürlich nahm ich zuerst an, daß es sich hier um Totemglauben handelte.

Diese Theorie ließ sich aber nicht aufrecht erhalten, denn die erste Bedingung des Totem ist, daß der Ein-

geborene nie das Fleisch des Tieres ißt, welches er als Totem führt. Einwandfrei konnte ich aber bei den Gola-Leuten feststellen, daß auch die Familie der Leute, wenn nicht die Leute selbst, ruhig das Fleisch der Tiere essen, welches sie, wie sie sich ausdrücken, hinter sich haben. Am 28. Juli war ich unterwegs, um den Boje-Fluß zu erkunden, wo viele Zwergflußpferde vorkommen sollten. Simbweku Ta hatte mich allerdings hauptsächlich der Elefanten wegen hergebracht. Er hatte sich einen Assistenten zu verschaffen gewußt, der manchmal (allerdings wurde das „manchmal“ besonders betont) auch Elefanten „hinter sich“ habe. „Heute sichten wir bestimmt Elefanten“, erklärte er mir vor dem Aufbruch und prüfte vorsichtig das Schloß seines alten Vorderladers. So marschierten wir hoffnungsfreudig ab. Einige hundert Meter hinter dem Dorf schlug er sich seitwärts in die Büsche und erschien gleich darauf mit einer Anzahl in eine Matte gehüllter Elefantenpfeilen wieder. Die Eingeborenen in Liberia schießen die Elefanten nicht mit der Kugel, sondern mit Pfeilen, die von eingeborenen Schmieden aus inländischem Eisen hergestellt werden, an einem etwa ein Meter langen Schafte befestigt sind und genau in den Lauf der Elefantenbüchse passen. Die Gewehre sind selbstverständlich alte Vorderlader. Die meisten, die ich sah, stammten aus dem 19. Jahrhundert. Vielfach werden von den Faktoreien extra zu diesem Zweck hergestellte Gewehre in den Handel gebracht. Eine solche Donnerbüchse wird mit einem unheimlichen Quantum grobkörnigen Pulver geladen und der Pfeil an Stelle der Kugel in den Lauf gesteckt, so daß die Eisenspitze herausguckt. Der Eingeborenen-Jäger pürscht

sich auf wenige Schritte an den Elefanten heran und jagt ihm, das Gewehr mit gestreckten Armen weit von sich haltend, den Pfeil in den Leib. Die Idee ist an und für sich vorzüglich. Ein Geschloß dieser Art von einer solchen Pulverladung getrieben, dringt dem Elefanten natürlich tief in den Körper ein und verursacht eine viel wirksamere Wunde als eine einfache Kugel. Die Pfeile selbst, von denen der Jäger vier oder fünf bei sich führt, werden in Matten gehüllt und von dem Jagdgehülfen getragen. Sie werden niemals mit ins Dorf genommen, sondern stets außerhalb desselben im Busch versteckt, damit keine Frau sie erblickt, denn das würde dem Jäger unbedingt Unglück bringen.

Unser Weg führte uns den Boje-Fluß aufwärts. Gegen zehn Uhr sighteten wir die noch ganz frische Fährte eines Flußpferdes, der ich, von Simbweku begleitet, vorsichtig folgte. Das Tier hatte ein Rudel Pinselohrschweine vertrieben, war dann in den kleinen Fluß gewechselt und für mich verschwunden. So sorgfältig ich auch suchte, nirgends konnte ich die Fährte wiederfinden. Heute, wo ich die Gewohnheit des Tieres kenne, weiß ich ganz genau, daß es die ganze Zeit in meiner nächsten Nähe unter dem Flußufer versteckt gewesen ist. Eine ganze Zeit darauf stießen wir auf frische Elefantenfährte. Es war eine kleine Herde, bei der sich aber einige fangbare Kälber befanden. Die Elefanten hatten den Morgen in einer Niederung am Bach zugebracht, wo sie aus den Weinpalmern das Mark herausgerissen hatten. Dann führte die Fährte über einen Hügel durch etwas lichterem Hochwald, wo sie auf dem harten steinigen Boden nur schwer zu halten war. Plötzlich

war der Elefantenmann verschwunden. Wir pfffen, bekamen aber keine Antwort. Ich sagte schon zu Momoro: „Siehst Du, jetzt wo wir uns wirklich den Elefanten nähern, hat der Kerl sich gedrückt!“ Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als er wohlgenut wieder erschien und zu mir sagte: „Kommt, dort unten zwischen den Palmen stehen die Elefanten.“ Und gleich darauf hörten wir sie durch den sumpfigen Talkessel brechen.

Nur gefolgt von Momoro, stieg ich mit dem Führer zur Niederung herab. Brown, kein Elefantenjäger, zog es vor, mit den Trägern auf dem Hügel zu warten. Die ganze Niederung stand unter Wasser. Vorsichtig pirschten wir vorwärts. Lustig hörten wir im Dickicht die Elefanten brechen. Aber jeder Versuch, in dieses undurchdringliche mit Palmen aller Art durchsetzte Dickicht einzudringen, war vergeblich. Wir gingen nach der Seite, denn von dort mußten die Elefanten eingewechselt sein, und auf dem Wechsel konnten wir sicher folgen. Aber hier unten im Talkessel war der Wind unruhig, und gerade, als wir einen etwas freien Platz gefunden hatten, schlug der Wind um. Totenstille — — Dann hörten wir nur noch das leise Sch' Sch' der flüchtenden Elefanten. Im Grunde genommen war ich ganz froh, daß es so gekommen war, denn in diesem undurchdringlichen Dickicht wäre der Kampf mit einem angeschossenen Elefantenbullen mein sicheres Verderben gewesen. Da der Regen gegen Abend wieder zunahm und auch am nächsten Morgen noch kein Zeichen einer Aufklärung war, kehrte ich wieder ins Dorf zurück.

Schon seit einigen Tagen hatte ich etwas nordwestlich (genau 355 abgelesen am prismatischen Kompaß) eine



Zelt des Verfassers in Manatown, wo er einen Teil der Regenzeit verbrachte.
Häuptlingsgrab in Gorjetown
Blick auf den Feuerberg von Mana aus.

fortwährende Dampfsäule aufsteigen sehen. Ich hatte es für Nebel gehalten, aber jetzt erschien es mir eigentümlich. Ich fragte die Leute, was dort sei, aber keiner wollte mir Antwort geben. Dann schickte ich Momoro aus, um Erkundigungen einzuholen, der mir abends folgendes berichtete: In der Trockenzeit soll dort aus einem Felsen Feuer kommen, welches jetzt natürlich durch die Wassermengen niedergehalten wird und das Wasser zum Verdampfen bringt. Nach der Beschreibung der Leute mußte es sich um einen kleinen Vulkan handeln, der ständig in Tätigkeit ist. Aber da sich in ganz Liberia keine vulkanische Formation findet, ist dies ausgeschlossen. Ich nahm mir vor, sobald als möglich eine genauere Erkundigung einzuziehen. Aber auf dieser Reise sollte ich nicht dazu kommen.

Am folgenden Abend erklärte mir Brown, der mich bisher wirklich mutig begleitet hatte, daß es ihm jetzt zu anstrengend geworden sei. Ich konnte es ihm nicht verübeln, denn der ständige und ewige Regen griff einen nicht nur körperlich an, sondern wirkte hauptsächlich auf die Nerven. Brown war Liberianer, ein Farbiger, und auf den anstrengenden Reisen, die wir zusammen gemacht hatten, waren wir wirkliche Freunde geworden. Er war immer willig und hilfsbereit, und selbst in den gefährlichsten Situationen stand er mir treu zur Seite. Er war der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte, und, da er die Gola-Sprache beherrschte, mir von unschätzbarem Wert. Er versuchte, mich zu überreden, mit ihm nach Monrovia zurückzukehren, denn nach seiner Ansicht war es die höchste Zeit, wenn ich nicht vom Wasser eingeschlossen

dort für Monate sitzen wollte. Aber ich wollte noch nicht nachgeben. Verschiedentlich waren schon Zwergflußpferde in die von uns angelegten Gruben gefallen, aber jedesmal ohne Mühe wieder herausgeklettert, denn die Gruben waren voll Wasser gelaufen und so Entweichen für die Tiere leicht. Trotzdem gab ich's nicht auf und wollte bis zum Äußersten ausharren. Ich beschloß, weiter zu jagen, um, wenn nicht anders möglich, wenigstens ein Zwergflußpferd zu schießen.

Als ich zum erstenmal nach Mana-Gola kam, und Balakamo mir Sinkbeweku Ta und seinen Gehilfen als Führer vorstellte, hatte mich der Alte mit geringschätzigen Blicken gemustert und sich bereit erklärt, den Weißen zu führen, aber der werde schon bald ermattet zurückkehren. Nun teilte ich ihm mit, daß wir am folgenden Tage unser Lager nach den Quellwassern des Bojé-Flusses verlegen würden, um von dort aus Streifzüge zu unternehmen. Da fiel der alte Mann vor mir auf die Knie und bat flehentlich, ihm doch wenigstens einen Ruhetag zu gönnen. „Wie“, sagte ich, „hast Du nicht, als ich ankam, gesagt, daß Du in kurzer Zeit den armen Weißen toslaufen würdest? Und nun, wo ich jetzt erst beginne zu jagen, kannst Du nicht mehr? Das ist aber Shame-palaver für Dich!“

Das shame-palaver ist für den Reisenden in Liberia ein wahrer Segen, wenn er nur versteht, es richtig anzuwenden. Während in Ost-Afrika der richtige Buschnigger sich garnichts daraus macht, ob man ihn lächerlich findet oder nicht, hat der Eingeborene in Liberia, der von Natur großes Selbstbewußtsein besitzt, eine grenzenlose Scheu davor, sich lächerlich zu machen, oder sonst durch irgend

einen Verstoß gegen die Sitte ein shame-palaver auf sich zu laden. Kommt man als Reisender zu einem Chief und glaubt, von ihm nicht mit der genügenden Achtung behandelt zu werden, so ist es ratsam, nicht zu versuchen, durch Grobheit oder gar Schläge seinen Zweck zu erreichen, sondern man steht in aller Ruhe auf, markiert einen Aufbruch, fordert die mitgebrachten Geschenke wieder ein mit den Worten: „Gut, ich sehe, Du bist ein Buschnigger und verstehst nicht, wie man einem Europäer zu begegnen hat. Ich werde weiter gehen und allen Leuten erzählen, wie Du mich behandelt hast.“ In neunundneunzig Fällen wird der Chief dadurch zur Vernunft kommen und auf jede Weise zu verhindern suchen, daß der Fremde ihn so verläßt; denn dadurch würde er zum Gespött aller seiner Leute werden. „Shame-palaver done catch him, him be shame-palaver for true“ würde es dann überall von ihm heißen. Man darf aber auch nicht, wie ich es während meiner ersten Liberia-Reise fälschlicherweise einmal getan, dem Brauch zu ideale Bedeutung beimessen. Im Grunde dient der so behandelte Chief seinen Nachbarn nicht deswegen zum Gespött, weil er es nicht verstanden hat, den Europäer durch sein gutes Benehmen bei sich zu halten, sondern nur deshalb, weil er nicht durch Takt und Zuvorkommenheit den Europäer zum Bleiben veranlaßt hat, um möglichst viel Geschenke und gute Bezahlung für Verpflegung von ihm zu erhalten.

Von Central- und Ost-Afrika her war ich gewohnt, daß die Leute meist in ihrer Seele froh waren, wenn ein Europäer ihr Dorf verließ. Die Lebensmittel sind dort niedrig und werden, selbst wenn es im Dorf daran mangelt,

nur niedrig bezahlt. Das Geschenk, das man dem Jumben gibt, ist von verhältnismäßig geringem Wert. In Liberia berührte es mich daher auf das Angenehmste, daß die Chiefs im Gola-Lande alles daran setzten, mich möglichst lange bei sich zu behalten. Nur zu bald sollte ich aber merken, daß ich sozusagen für das ganze Dorf die Gans war, die die goldenen Eier legte. Mich selbst, dessen bin ich ganz sicher, haben sie nicht so gern gesehen, wohl aber sahen sie es gern, daß ich die Lebensmittel, an denen sie reichlichen Ueberfluß hatten, zu hohen Preisen abkaufte und alle Dienste freigiebig bezahlte. Dadurch erhielt ich anfänglich einen viel zu guten Eindruck von den Gola, im Gegensatz zu den Mamba, wo mir die Leute durchweg unfreundlich begegnet waren. Ich führte dorthin meine Verpflegung aus Monrovia mit, da ich wußte, daß am Duquea-Fluß Hungersnot herrschte. Arbeiten wollten sie nicht, und konnten auch teilweise wirklich nicht, weil sie ihre Felder bestellen mußten.

Auf meiner zweiten Liberia-Reise ging mir ein Licht auf. Ich mußte mich nur zu bald dem Urteil Büttikofers anschließen, der die Gola-Leute als ein rachsüchtiges, streitliebendes, diebisches Volk hinstellt.

Mein alter Führer sah wirklich müde und abgespant aus — er war in den Tagen, wo er mit mir gejagt hatte, sichtlich abgemagert und bat mich höflich, ihm wenigstens einen Ruhetag zu gewähren. Ich gab nach und brach erst einen Tag später auf. Auf sein Anraten änderte ich auch meinen Plan und statt nach dem Bojé-Fluß zu marschieren, ging ich nach dem Wié-Walo.

Obwohl die Jagdzüge, die ich von hier aus unternahm, auch jagdlich keinen Erfolg hatten, so waren sie doch äußerst interessant, da ich dieses Gebiet als erster Europäer bereiste und wichtige Kartenaufnahmen mit heimbringen konnte.

Der Busch selbst ist hier, außer an den Stellen, wo vordem Mandingo-Dörfer gestanden haben, höher und lichter. In der Trockenheit müssen hier Elefanten vorkommen, die an den dann reifen Früchten des Palmenbaumes eine willkommene Aesung finden.

Ich fand verschiedene Antilopenfährten, aber die einzigen Lebewesen, die ich unausgesetzt zu Gesicht bekam, waren die verschiedenen Arten Colobus-Affen. Darunter auch eine, die mir bisher unbekannt war und die ich der schönen schwarz-weiß-roten Färbung halber den „deutschen“ nannte. Es war der Diana-Affe (*cercopsthecus diana ignita*). Leider konnte ich keins dieser munteren Tierchen, die in der Gefangenschaft besonders possierlich werden sollen, in meinen Besitz bringen. Ich wagte nicht zu schießen, weil ich höheres Wild zu finden erwartete, sonst hätte ich ein weibliches Tier, das sein Baby mit sich herumtrug, zur Strecke bringen können.

Drei Tage hielt ich es hier noch aus, trotzdem es die ganze Zeit schon in Strömen goß. All mein Zeug war vollkommen durchnäßt, die Stiefel verschimmelt, das Bettzeug feucht und kalt. Das Zelt hielt wohl den Regen von oben ab, aber die Feuchtigkeit schien förmlich aus der Erde zu quillen. Die Sonne hatte ich auch schon seit mehr als acht Tagen nicht zu Gesicht bekommen. Für meine Leute hatte ich Zelte mitgenommen, trotzdem erkrankte

einer nach dem andern. Selbst diesen Naturkindern, die im Lande geboren sind und von Jugend auf die Regenzeiten mitgemacht haben, wurde es zu viel hier im Busch. Ich mußte nachgeben. Gegen die höhere Macht kann man nicht ankämpfen. Mit Freuden begrüßten meine Leute den Entschluß, am folgenden Tage nach Mana-Gola zurückzukehren und von dort die Reise nach Monrovia anzutreten.

Ich war bis an den Dinya-Fluß vorgedrungen und konnte ein ganzes Flußnetz auf die Karte bringen, das vorher selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt war.

Der Dinya-Fluß — Elefantenkopf — fließt WNW in den Bama-Fluß, von Boporo kommend, SSW in den Mahé-Fluß mündend. Dieser wiederum ist ein bedeutender Nebenfluß des Little Cape Mount-Flusses. Der Bama ist schon ein stattlicher Fluß, etwa dreißig Meter breit. Der Name Dinya stammt von den Kwe-Pesse-Stämmen, die hier früher ansässig waren, bis sie von den Mana-Leuten vertrieben wurden.

Einer meiner Leute war am Nachmittag vor unserem Abmarsch zum Fischen an den Fluß gegangen, der an meinem Zelt vorüberfloß. Als er am Abend nicht zurückkehrte, nahm ich an, daß er auf eigene Faust ins Dorf zurückgekehrt sei. Auf unserem Rückmarsch nach Mana-Gola stieß er am folgenden Tage unerwartet zu uns, vollständig unbekleidet und total verstört. Er hatte die Sprache verloren und stieß fortwährend ein tierisches Geheul aus das uns durch Mark und Bein ging. Unterwegs stürzte er sich auf einen der anderen Leute und verbarg seinen Kopf an dessen Schultern wie ein verängstigtes Kind. Nie in meinem Leben hatte ich zuvor einen Menschen mit einem

solch furchtentstellten Blick gesehen! Es dauerte Stunden, ehe er die Sprache wiederfand. Ich fürchtete schon, er sei wahnsinnig geworden. Spät am Abend, im Dorfe erst, kam er wieder zur Vernunft und erzählte mir dann in abgerissenen Sätzen, fortwährend mit entsetzter Miene um sich blickend, er habe am Abend den Weg zum Lager verfehlt und die Nacht im Busch zubringen müssen. In seiner Angst sei er auf einen Baum geklettert. In der Nacht sei dann ein mächtiges Tier an diesen Baum gekommen. Kein Elefant sei es gewesen, sondern „etwas sehr Langes, Behaartes“, das fortwährend unter dem Baum herumkroch. Endlich habe es ihn bemerkt und mit so fürchterlichen Augen angesehen, daß er fast irrsinnig vor Angst geworden sei. — Die eingeborenen Liberianer sind sehr abergläubisch und werden durch die Täufelstänze und die verschiedenen Geheimbünde noch ganz besonders darin bestärkt.

Am nächsten Tage marschierte ich über Gorje nach Virginia zurück, von wo mich die Woermann-Barkasse am Nachmittag des 8. August nach Monrovia brachte.

Mit schweren Herzen mußte ich mich entschließen, am nächsten Tage ein Kabel an Hagenbeck zu senden, des Inhalts, daß die Aussicht, Flußpferde während der Regenzeit zu fangen, absolut gleich Null sei, ich aber mit Sicherheit in der Trockenzeit einen Erfolg erzielen würde.

DEN KONGO AUFWÄRTS.

DEN KONGO AUFWÄRTS.

Die Aussicht, den Rest der Regenszeit, also mindestens drei Monate untätig in Monrovia zubringen zu müssen, konnte mich fast zur Verzweiflung bringen. Mit umso größerer Freude begrüßte ich daher ein Telegramm aus Hamburg, in dem mir Hagenbeck vorschlug, eine Reise den Kongo aufwärts bis an das neue Kameruner Gebiet zu unternehmen, um dort das Land zu besichtigen und die Möglichkeit festzustellen, welche der Tierhandel dort bieten könnte.

Von Hamburg aus war von einem Franzosen in Lefini am mittleren Kongo ein Elefant angekauft worden, den ich auf der Rückreise mit nach Europa bringen konnte.

Sofort nach Empfang des Telegrammes wurde alles zur Abreise vorbereitet, und schon am folgenden Sonntag schiffte ich mich mit meinem Diener Momoro auf der Thekla Bohlen nach dem Kongo ein.

Endlich sollte ich nun die Mündung des Kongo, des gewaltigsten Stromes Afrikas, den ich im Jahre 1908 als kleines Bächlein in der Nähe des Tanganyka-Sees in Nord Ost Rhodesia entspringen sah, kennen lernen.

Im Jahre 1867 entdeckte Dr. Livingston auf seiner letzten Reise, die er zur Erforschung der Wasserscheide des Njassa und Tanganyka-Sees unternahm, einen großen nach Westen strömenden Fluß. Später erfuhr er, daß derselbe unter dem Namen Tschambesi in der Nähe des Tanganyka-Sees entspringt. In der Ansicht, die er mit vielen Geographen der damaligen Zeit teilte, die äußerste Quelle des Nils entdeckt zu haben, folgte er dem Flußlauf und fand, daß

derselbe auf dem 11. Grad südlicher Breite und dem 29. Grad östlicher Länge in den Bangweolosee einmündete. In den folgenden Jahren stellte er fest, daß der Fluß den Bangweolosee unter dem Namen Luapula verläßt, um dann nordwärts in den Moero-See zu fließen, dem er unter dem Namen Lualaba wieder entströmt. Livingston sah diesen Fluß zum letzten Mal im Lande der Manjuema, also ungefähr 2000 km von der Quelle entfernt als mächtigen Strom gen Westen fließend. Die von Livingston gemachten Entdeckungen konnte Stanley auf seiner ersten Durchquerung Afrikas, die er im Jahre 1876 antrat, bestätigen, indem er den von Livingston entdeckten Fluß bis zur Mündung verfolgte. Hierdurch stellte er unumstößlich fest, daß der Tschambesi, der Luapula und Lualaba der Kongo-Strom sei, dessen Mündung vor 400 Jahren von den Portugiesen entdeckt wurde.

Im Jahre 1484 sandte der König Dom Jao II von Portugal eine Expedition zur Aufsuchung von Ost-Indien aus, die unter dem Befehl eines Marine-Offiziers namens Diego Gao, oder wie er auch genannt wurde Cam, stand. Diese Expedition segelte an der afrikanischen Küste entlang und landete die Mündung des jetzigen Kongos. Zur Erinnerung an diese Entdeckung wurde am südlichen Ufer der Flußmündung ein steinerner Pfeiler errichtet, wie ihn die Portugiesen zur damaligen Zeit in ihren Schiffen mitführten, um wichtige Landesmale damit zu kennzeichnen. Nach diesem Steinpfeiler führte der Kongo eine Zeitlang den Namen Rio de Padrao oder Pfeilerfluß. Ein gewisser Martin Behaim, der an der Expedition und Entdeckung teilnahm, benannte ihn nach den großen Wassermengen die er in

den Ocean ergießt, den Rio Poderoso oder mächtigen Strom.

Im Jahre 1578 beschrieb Lopez, der Angola besucht hatte, den Fluß als den größten Fluß im Kongo, der in der Sprache des Landes Zaire hieß. Diese Bezeichnung soll nach Lopez heißen „ich weiß“. Auch die übrigen Reisenden die Lopez über ein Jahrhundert später folgten, de Barras und Merolla, gaben dem Fluß diesen Namen, den die Portugiesen noch bis in die 80iger Jahre gern beibehalten haben.

Aber schon im Anfang des 17. Jahrhunderts begann man auf den damaligen Karten den Fluß am Unterlauf „Congo“ zu nennen, während für den Oberlauf der alte Name Zaire beibehalten wurde. Trotzdem also die Mündung des Kongo schon im Jahre 1484/1485 entdeckt wurde und der Kongo unbedingt Anspruch darauf erheben darf, nicht nur der größte Fluß Afrikas, sondern der ganzen Welt zu sein, ist seine Geschichte ärmer als die irgend eines anderen großen Flusses des afrikanischen Continents.

Man mag über Stanley als Mensch denken wie man will, seine Verdienste als Afrikaforscher sind so gewaltig, wie wohl kaum eines anderen Reisenden. Er war es auch, der dem Kongo Leben einhauchte.

Von den alten Reisenden sind es Duarte Lopez, der im Jahre 1578 eine oberflächliche Beschreibung des unteren Kongo brachte, ein Kapuzinerpater, der von Papst Paul V. eine Missionsexpedition nach dem unteren Kongo führte, und Pater Merolla, der im Jahre 1682 den unteren Kongo bereiste, schreibt unter anderem:

„Da die Gewässer des Zaire gelb sind, kann man den Fluß 100 Meilen in See noch wahrnehmen, und dadurch wurden viele bisher unbekannte große Königreiche entdeckt“ und behauptet, daß der Zaire an seiner Mündung 28 Meilen breit sei.

Der Engländer Purchas scheint sich nur an Chroniken der alten Jesuiten gehalten zu haben, sodaß seine Beschreibungen des unteren Kongo wenig zuverlässig sind.

Die erste Expedition, die wirklich zur Erforschung des Kongos beigetragen hat, ist im Jahre 1816 von der englischen Regierung unter dem Befehl des Kapitäns James Kingston Tuckey ausgesandt, die bis 277 km weit ins Innere dem Flußlauf folgend vordrangen und zuverlässige Zeichnungen mitbrachten. Wahrscheinlich hätte diese Expedition noch bedeutend größere Erfolge zu verzeichnen gehabt, wenn sie nicht von Anfang an vom Unglück verfolgt gewesen wäre und 18 Europäer in der Zeit von nicht ganz 3 Monaten durch den Tod verloren hätte.

Die weiteren Erforschungen des mächtigen Flusses blieben Stanley überlassen, der ihn auf seinen verschiedenen Reisen von der Quelle bis zur Mündung und von der Mündung aufwärts bereist hat und ihn und die an seinen Ufern liegenden Länder dem grauen Dunkel der Vorzeit entriß.

Heute ist der Kongo einer der verkehrsreichsten und bekanntesten Ströme Afrikas. Er wird von Dampfern aller Nationen befahren, und wo sich Stromschnellen dem Verkehr hindernd in den Weg stellen, sind Bahnen gebaut, um die Verbindung der schiffbaren Stellen zu vermitteln.

Schon fünfzehn Seemeilen vor der Mündung macht sich deutlich die Wirkung des Kongostromes bemerkbar. Das bisher so klare grüne Seewasser nimmt eine schmutzig-graue Färbung an. Dies ist eins der wenigen Zeichen für die Kapitäne, daß sie sich der Kongomündung nähern. Da keine See-Zeichen irgendwelcher Art vorhanden sind, hat schon mancher Dampfer stundenlang kreuzen müssen, bis er die Einfahrt fand.

Ohne jede Zögerung brachte Kapitän Franzelius, der schon seit 15 Jahren diese Gewässer kennt, die „Thekla Bohlen“ auf der Reede von San Antonio vor Anker. San Antonio ist der nördlichste Hafenplatz des portugiesischen Kongo. Auf der anderen Seite der hier etwa 20 km breiten Kongomündung liegt Banana im belgischen Kongo. Weit hinaus ins Meer erhebt sich eine schmale Landzunge, auf der vor Jahrzehnten die Holländer die ersten Faktoreien anlegten. Jetzt ist Banana sozusagen das Sanatorium für den unteren Kongo. Kranke selbst aus der höher gelegenen Hauptstadt des Belgischen Kongo, Boma, werden zur Erholung dorthin geschickt, denn da von beiden Seiten der Platz der Seebrise ausgesetzt ist, herrscht dort selbst in der heißen Jahreszeit ein verhältnismäßig angenehmes Klima. Zwei Tage lagen wir auf der Reede. Abends freuten wir uns, die dort ansässigen Kaufleute und Beamten mit ihren Frauen an Bord begrüßen zu dürfen. Dann ging die Fahrt weiter den Kongo hinauf. In Banana nehmen die Dampfer einen vom Staat angestellten Lotsen. Diesen Dienst versehen meistens Skandinavier oder Deutsche. Vor Fetishrock, drei Stunden oberhalb Bananas, mußten wir liegen bleiben, denn nur Dampfer mit ganz

geringem Tiefgang können diese Stelle passieren. Eigenartig berührt es den Reisenden, wenn ein großer Dampfer, ähnlich wie ein Frachtwagen, an den Bäumen des Stromes vertaut wird. Die Eingeborenen haben sich schon vollkommen an den Anblick gewöhnt, und nur ganz wenige stellen sich ein, die am Ufer mit gleichgültiger Miene das Schauspiel betrachten. Am nächsten Tage kam ein Leichter von Boma, um einen Teil der Waren überzunehmen, um dadurch dem Dampfer die Durchfahrt zu ermöglichen.

In Boma stellte sich eine neue Schwierigkeit ein. Wir hatten Pulver verladen und mußten erst nach Noqui, einer Station im portugiesischen Kongo, hinauffahren, um von dort aus das nach Matadi bestimmte Pulver zu löschen. Gerade jetzt waren die Bestimmungen über das Pulver besonders streng geworden, da auf dem vorigen deutschen Dampfer „Edea“ der Hapag eine Explosion stattgefunden hatte, bei der drei Europäer und etwa zehn Schwarze ihr Leben eingebüßt hatten.

Bis Boma ist die Fahrt eintönig, die Ufer sind ganz flach. Aber kurz hinter Boma wird der Strom in ein engeres Bett gezwängt, das bei dem sogenannten „Teufelsloch“ wohl die engste Stelle von etwa 100 m erreicht. Nur Dampfer von einer Fahrtgeschwindigkeit von über 8 Knoten können diese Stelle passieren. Es ist schon manchmal vorgekommen, daß ein Dampfer, dessen Kräfte nicht ausreichten, vom Strom ergriffen und von den Wirbeln im Kreise herumgedreht wurde.

Matadi ist das Endziel der Dampfer und der Ausgangspunkt der Bahn zum Stanley-Pool.

Leider ist der Strom nur bis hierher schiffbar; denn von hier bis Leopoldville am Stanley-Pool ist er von Stromschnellen und Felsen durchsetzt, die jede Schifffahrt selbst für Ruderboote, unmöglich machen. Hierdurch verlor das damalige Kongoabkommen für uns bedeutend an Wert, denn wenn wir auch mit einer Seite unseres Gebietes den internationalen Kongostrom erreichten, so war uns dadurch doch kein Ausgang zum Meer geschaffen, und wir waren stets auf die 339 Kilometer lange Belgische Bahnstrecke für den Transport unserer Produkte angewiesen.

Schon damals konnte diese Schmalspurbahn kaum den Güterverkehr für den belgischen Kongo bewältigen. Fortwährend werden noch große Konzessionsgesellschaften ins Leben gerufen, wie z. B. das Unternehmen der englischen Sunlight Ges., die mit einem Aktienkapital von 25 Millionen arbeitet und zur Gewinnung von Palmöl große Gebiete erworben hat, und deren ganzer enormer Transport ebenfalls von dieser kleinen Bahn besorgt werden muß. Die Bahngesellschaft wurde 1894 mit einem Kapital von 65 Millionen Francs gegründet und die Bahn mit einem Kostenaufwand von 150000 Francs für den Kilometer gebaut. Die Durchschnittsfracht betrug s. Zeit 2,50 Francs für 1 Tonne-Kilometer, und unsere Kaufleute hatten nicht nur mit dieser unverhältnismäßig hohen Fracht, sondern auch mit großem Zeitverlust zu rechnen.

Matadi ist ein Eingeborenen-Name und bedeutet „auf den Felsen gebaut“, weil dieser Ort auf den dort steil vom Ufer aufsteigenden Felsen erbaut ist. Mächtige Sprengungen waren nötig, um überhaupt das Bauen von europäischen

Häusern zu ermöglichen. Diese günstige Lage machte Matadi zum Haupthandelsplatz des belgischen Kongo.

Morgens um 7 Uhr sollte der Zug nach Leopoldville gehen und setzte sich mit europäischer Pünktlichkeit in Bewegung. Es ist eine Schmalspurbahn mit 76 Zentimeter Spurweite und wird nur von schwarzen Maschinisten und Heizern bedient, denn kein Europäer würde unter der glühenden Sonne in der engen Kabuse der kleinen Lokomotive imstande sein, regelmäßig die Fahrt zu machen. Pustend und schnaufend bewältigt die Maschine die erste Anhöhe, und wiederum sahen wir den Kongo zu unserer Linken. Der Schienenweg ist direkt in den Felsen eingehauen und eingesprengt. Links gähnt ein steiler Abhang, mehrere 100 Meter tief, und zur Rechten hebt sich ebenso steil eine gewaltige Bergmasse empor. Große Felsen ragen manchmal hoch und weit über den Schienenweg hinaus. Mit scharfen Kurven werden die Biegungen genommen. Unwillkürlich klammert man sich an den Sitz, doch da sind wir schon herum, hinweg über die schmale Brücke, unter der ein brausender Gebirgsstrom seine Wasser dem Kongo zuführt. In Serpentinien, von denen man oft vier zur gleichen Zeit sieht, schlängelt sich die Bahn höher und höher hinauf. Brücken werden passiert, die in sich zwei Kurven aufweisen. Ein herrliches Panorama bietet sich dem Auge! Man glaubt sich in die Schweiz versetzt! Kahle Höhenzüge wechseln mit dem tiefen Grün des Urwaldes an den Hängen und in den Schluchten. Alle zwei Stunden ungefähr wird auf einer kleinen malerisch gelegenen Station, die von einem schwarzen Beamten verwaltet wird, gehalten, um dem



Flußdampfer vor Brazzaville.
Stapelplatz in Kinshassa.
Station an der Kongobahn.

braven Dampfroß einen wohlverdienten Trunk zu verabreichen. Nach 40 Kilometern haben wir die Höhe erreicht.

Von hier geht es weiter durch welliges Gelände nach Thysville, so genannt nach dem Miterbauer der Eisenbahn, Colonel Thys. Thysville hat nicht nur einen vollkommen europäischen Anstrich, sondern auch ein empfindlich kaltes, an Europa gemahnendes Klima.

In dem mit modernem Komfort eingerichteten Hotel der A. B. C. finden wir für die Nacht ein Unterkommen. Mindestens drei Waschungen waren notwendig, bevor man sich, auch nur einigermaßen von dem Kohlenstaube gesäubert, zum Essen begeben konnte.

Es war noch bitterkalt, als wir am nächsten Morgen um sechseinhalb Uhr die Fahrt nach Kinshassa fortsetzten. Dieser zweite Tag führt durch langweiliges, afrikanisches Busch- und Steppenland, das dem Auge wenig Reize bietet. Ganz ohne Unfall ging auch diesmal die Reise nicht vonstatten. Einige Stunden nach Thysville brach der Kolben der Maschine, sodaß wir auf freier Strecke warten mußten, bis wir von dem uns folgenden Güterzuge Hilfe bekamen, der uns auf eine kleine Station brachte, wo glücklicherweise eine Extra-Maschine stand. Nun dauerte es nicht lange, da hielten wir wieder mit einem Ruck. Der Maschinist hatte versucht, einen von Elefanten über das Geleise geworfenen Baum einfach mit Gewalt aus dem Wege zu fahren. Mit einer Verspätung von drei Stunden kamen wir nachmittags um sechs Uhr in Kinshassa an. Damit hatte ich die Fahrt auf einer Bahn beendet, deren Bau jeder Kilometer das Leben eines Europäers und jeder Meter das Leben mindestens eines Farbigen gekostet hat.

Kinshassa ist der Handelshafen für den oberen Kongo. Leopoldville, der Regierungshafen, liegt neun Kilometer weiter unterhalb am Stanley-Pool. In Kinshassa mußte ich einige Tage warten, um einen Dampfer nach Brazzaville zu bekommen.

Von einem Portugiesen hatte ich für verhältnismäßig wenig Geld einen wunderbaren Schimpansen, oder richtiger gesagt, eine Schimpansen-Dame gekauft, die ich aus leicht begreiflichen Gründen „Cleo de Congo“ taufte.

Brazzaville ist die Hauptstadt des französischen Kongo. Während meines Aufenthalts in Kinshassa hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, welch enorme Quantitäten Kautschuk und Elfenbein der obere Kongo liefert. Am Orte war nur eine einzige deutsche Firma, die ihr Geschäft ständig erweiterte und allmählich Faktoreien am ganzen Kongo anlegte.

Brazzaville ist der Ausgangspunkt für sämtliche französischen Dampfer, die nach Ugambi und Sangha fahren. Es existierte sogar eine besondere Schiffahrtsgesellschaft, die Messagerie Fluviale. Brazzaville liefen außerdem auch die Dampfer der Gesellschaft Südkamerun an, die als einzige deutsche Firma selbständig ihre Transporte über den Kongo führte. Die Dampfer sind Heckrad-Dampfer, die ganz flach gebaut sein müssen, da der Fluß in der Trockenzeit sehr seicht ist. Sie werden mit Holz geheizt und müssen deshalb ein- bis zweimal am Tage an den vorhandenen Holzstationen anlegen. Auf einem solchen Dampfer fuhr ich den Kongo aufwärts. Bei Beginn der Fahrt sind die Ufer bergig und der Fluß verhältnismäßig schmal, etwa 400 Meter breit. Je weiter man flußaufwärts

kommt, desto flacher wird die Umgebung und desto breiter der Fluß. Wir passierten Unmengen von Inseln, teils bewaldet, teils unbewaldet, auf denen sich in der Mittags-sonne Scharen von trägen Krokodilen wälzten.

Nach fünftägiger Fahrt erreichte der Dampfer die Mündung des Sangha, den südlichsten Punkt unseres damaligen neuen Gebietes. An dieser Stelle liegt der Hauptplatz Bonga, berüchtigt durch die Unmengen Moskitos, die dort den Menschen plagen. Der dort lebende Europäer ist sogar gezwungen, in seinem Hause zum Schutz gegen die Moskitos ein besonderes moskitosicheres Zimmer einzubauen. Aber weit mehr hat der Passagier auf dem Dampfer zu leiden, da ihm nur ein einfaches Moskitoneß zur Verfügung steht, um sich vor den Plagegeistern, denen die schwüle Luft auf dem Dampfer besonders anziehend erscheint, zu schützen.

Der Sangha bildet bei seiner Einmündung ein mächtiges Delta, sodaß man die eigentliche Mündungsstelle nicht bezeichnen kann. Der Dampfer benützt in der Trockenzeit nicht den eigentlichen Fluß, sondern einen schmalen seitlichen Arm, der den Namen Buyenge-Kanal führt. Bis zur Einmündung tritt der dichte Urwald an das Ufer heran, dann aber wechselt Galerie-Wald mit Grasflächen ab. Bis zur Südostecke des alte Kamerun, der Einmündung des Tscha, ist das Gebiet sehr flach und sumpfig und war von jeher wenig bewohnt. Diese spärliche Bevölkerung ist in den letzten Jahren durch die Schlafkrankheit noch stark verringert worden.

Alles in allem erschien mir dieses neue Gebiet wenig einladend. Dichter Urwald und das so gefürchtete Pota-

Pota (Sumpf) wechseln miteinander ab. Für ständige europäische Ansiedlungen ist das Gebiet durchaus ungeeignet. Die Regelung der politischen Verhältnisse würde viel Geld und Arbeit gekostet haben. Sicherlich ist das Land einst äußerst gummireich gewesen, aber schon seit Jahren durch französische Konzessionen ausgebeutet worden.

Auf dem Rückwege holte ich in Lefini den von Hagenbeck gekauften Elefanten ab. Wir hatten unbeschreibliche Schwierigkeiten, das Tier zu verladen, da es, wie die meisten Elefanten, nicht die Planken betreten wollte, die an Bord führten. In Brazzaville mußten wir ihn aufs Neue nach Kinshassa verladen. An einem großen Affenbrotbaum brachten wir eine Winde an, um ihn so mit ungefähr vierzig Schwarzen auf den Eisenbahnwagen zu heben. Unterdessen hatte ich noch zwei kleinere Schimpansen gekauft und trat nun mit meiner Menagerie auf dem Dampfer „Leopoldville“ meine Reise nach Antwerpen an, wo ich mit allen Tieren wohlbehalten am 25. Oktober 1911 anlangte.

Vom Kongo aus hatte ich den Tag meiner Ankunft in Antwerpen Hagenbeck telegraphisch mitgeteilt. Ich erwartete, daß mich ein Wärter dort treffen würde, um mir die Tiere abzunehmen, aber so sehr ich auch meine Augen anstrengte, kein bekanntes Gesicht war am Kai zu sehen. Ich bat den Kapitän, mir zu gestatten, meine Tiere noch eine Nacht an Bord zu lassen, aber er verweigerte mir die Erlaubnis. So stand ich nun nachmittags auf dem Kai und wußte nicht, wohin mit den Tieren in der fremden Stadt. Durch den Hafenzwischen wurden sie ängstlich. An jedem Bein hatte ich einen kleinen Schimpansen und um

den Hals den großen, und alle drei klammerten sich nach Kräften an mich. Der Elefant benahm sich wie ein Irrsinniger in seiner Holzkiste. Gott sei Dank waren die Bretter stark genug, um all' seinen Versuchen, zu entkommen, Widerstand zu leisten. Die kleinen Affen und die übrigen Tiere taten ihr Bestes, um das Konzert zu vervollständigen. Es muß ein hübsches Bild gewesen sein!

Als Retter in der Not erschien endlich ein Angestellter des Zoologischen Gartens, der von meiner Ankunft mit den Tieren gehört hatte. Liebenswürdigerweise wurde mir dort für meine Pfleglinge ein Unterkommen angeboten. Als ich abends mehr tot als lebendig mein Bett aufsuchte, konnte ich mich wenigstens mit dem sicheren Bewußtsein schlafen legen, daß für meine Menagerie aufs Beste gesorgt sei.

Die Reise von Antwerpen nach Hamburg verlief ohne weiteren Zwischenfall und in bester Verfassung konnte ich meine Pfleglinge dort abliefern.

DER FANG
DES ZWERGFLUSSPFERDES.



Einseßungsfeierlichkeiten des neuen Präsidenten.

Das europäische diplomatische Korps erwartet den neuen Präsidenten.
Major Brown, welcher den Verfasser auf der ersten Liberiareise begleitete.
Die Festtribüne.

HINEIN INS UNBEKANNTE

Nach kaum sechswöchentlichem Aufenthalt in der Heimat trat ich zum zweiten Male die Ausreise nach Liberia an. Ich war froh, wieder hinaus zu kommen, denn während meiner Anwesenheit in Europa wurden meine Entdeckungen recht skeptisch aufgenommen. Niemand wollte mir glauben, daß ich wirklich ein Zwergflußpferd, eine neue Art, gesehen hatte. Immer und immer wieder hieß es, es wäre sicher ein junges Flußpferd gewesen, in der Aufregung hätte ich mich getäuscht. Als ich in Hamburg den Dampfer bestieg, wußte ich, daß diese Reise für mein ganzes zukünftiges Leben von Entscheidung sein würde. Diesmal mußte ich einen Erfolg erringen, mußte mindestens ein Tier lebend nach Europa bringen, denn allen Freunden und Bekannten hatte ich die Versicherung gegeben, daß ich nicht ohne das gesuchte Tier zurückkehren würde. Eine kalte, unfreundliche Fahrt bis beinahe nach Madeira trug nicht dazu bei, meine Stimmung zu heben. Aber als erst die Sonne durchbrach und das Tropenklima sich bemerkbar machte, stieg auch mein Mut, und mit froher Zuversicht fuhr ich meiner Bestimmung entgegen. Als am Nachmittag des 24. Dezember 1911 die Lucia Woermann um das Cape Mesurado herum dampfte, waren es nur frohe Gefühle, die mich beseelten. Ich freute mich, wieder im Lande meiner Tätigkeit zu sein, alte Freunde begrüßen zu können und hinauszuziehen in den mir lieb gewordenen Busch, um dort mein freies Leben wieder zu beginnen.

Als wir in Monrovia anlangten, war alles in freudiger Erregung. Ueberall wurden Vorbereitungen für die am

1. Januar stattfindende Einsetzung des neuen Präsidenten getroffen. Acht Jahre hindurch hatte Präsident Arthur Barclay, der mir auf meiner vorigen Reise so hilfreich zur Seite gestanden hatte, das Liberianische Staatschiffchen mit sichererer Hand durch die Wogen des politischen Ozeans geführt. Zwei Amtsperioden, denn nach je vier Jahren muß nach dem Gesetz die Wahl erneuert werden, hat er am Steuer gestanden. Sein Nachfolger war der in Liberia geborene Charles Howard.

Die Einsetzungsfeierlichkeiten fanden unter dem begeisterten Mitwirken der gesamten Bevölkerung statt. Sämtliche europäischen Staaten waren durch ihre Konsuln vertreten. Aus dem Innern kamen die Häuptlinge mit großem Gefolge, um dem neuen Präsidenten ihre Huldigung darzubringen, natürlich nur jene, die sich der liberianischen Regierung angeschlossen hatten. Durch diese Festlichkeiten wurde meine Abreise ins Innere bedeutend verzögert. Wie sein Vorgänger, so hat auch Präsident Howard alles getan, was in seinen Kräften stand, um mir meine Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern. Seinerzeit wurde von der liberianischen Regierung ein Offizier gesucht, um den westlichen Teil Liberias bis an die englische Grenze hin kartographisch aufzunehmen. Ich bewarb mich um diesen Posten und wurde, da ich lange in englischen Diensten gewesen war, mit dem Range eines Majors am geographischen Stabe eingestellt. Damit ich auf meinen Reisen im Innern eine größere Machtbefugnis hätte, wurden mir die Rechte eines Bezirksamtmannes verliehen. Auch von allen Europäern wurde ich aufs herzlichste willkommen geheißen und darf wohl sagen, daß ich mich auf meinen



Gola-Schmied.



Alte Korbflechterinnen im Gola Land.

langen Reisen durch Afrika nirgends so heimisch gefühlt habe wie nun in Liberia. Da ich jetzt im Lande bekannt und, wie ich wohl sagen darf, auch beliebt war, wurde es mir leicht, genügend Träger für eine große Reise ins Gola-Land anzuwerben. Nachdem dann noch die nötigen Vorbereitungen getroffen waren — alle Gewehre und Expeditionslasten wurden wiederum auf Verfügung des Präsidenten zollfrei ins Land gelassen — konnte ich meine Reise antreten.

Diesmal war es eine Freude, den mächtigen Urwald zu durchstreifen. Wenn auch bei diesen Urwaldreisen der weite Blick der ostafrikanischen Steppe fehlt, so wird man andererseits doch wieder entschädigt durch die reiche Flora und die Kühle unter den mächtigen Urwaldriesen. Meine Reise führte mich wieder über Mana, wo ich in der Regenzeit so schreckliche Tage verlebt hatte. Von hier aus versuchte ich mich dem sogenannten Vulkan zu nähern, von dem man übrigens vom Dorfe aus jetzt in der Trockenheit nichts gewahrte. Aber alle Versuche, bis an den Berg vorzudringen, waren vergeblich. Ich konnte feststellen, daß dieser Berg äußerst eisenreich ist. Verschiedentlich traf ich auch, im Busche versteckt, kleine Weiler, sogenannte Half-Towns, in denen Schmiede ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten. Aber nirgends gelang es mir, Führer zu bekommen, und Versuche, allein durch den dichten Urwald durchzudringen, mußte ich leider aufgeben.

Die Eingeborenen behaupteten Angst zu haben, denn auf dem Berge hause ein großer Fetisch! Kleine Zwerge sollen dort wohnen, die ein Feuer unterhalten. Leute, die in den Busch gegangen waren, sollen sie manchmal ge-

sehen haben. Ich nehme an, daß diese Geschichte von den Schmieden in Umlauf gesetzt wurde, um andere Leute davon abzuhalten, den Berg zu besuchen, von dem sie ihr Eisen beziehen.

Zuviel Zeit durfte ich auf diese, wenn auch noch so interessante Entdeckung nicht verwenden, denn mein Hauptziel war und blieb der Fang des Zwergflußpferdes. Nach einigen Tagen marschierte ich weiter und kam ohne Zwischenfälle nach Yangaia, der ersten großen befestigten Gola-Stadt. Da ich den Eingeborenen dem Namen nach hier schon bekannt war, wurde ich auf das freundlichste aufgenommen. Yangaia ist die fröhlichste Stadt, die ich in Afrika kennen gelernt habe. Alt und jung eilte herbei, mich zu begrüßen, und selbst die jungen Mädchen, die sonst in Afrika schüchtern und zurückhaltend sind, fielen mir vor Freude bald um den Hals. Selten habe ich so viel hübsche junge Mädchen in Afrika zusammen gesehen wie hier. Der Häuptling bat mich, mein Zelt im Dorf aufzuschlagen, aber da war es mir zu lustig. Denn sofort nach meiner Ankunft wurden große Krüge Palmwein herbei geschafft, und nur mit Mühe gelang es mir, meine Träger überhaupt noch zu bewegen, vor der Stadt mein Zelt aufzuschlagen. Die ganze Nacht wurde im Dorfe getanzt und gesungen. Am Abend war ich hingegangen, um mir das Fest anzusehen. Meine Träger spielten die großen Herren von der Küste. Sie hatten ihre besten Sachen angelegt und schienen den Schönen von Yangaia mächtig zu imponieren. Jeder von ihnen hatte in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit mindestens zwei Bräute gefunden. So ganz nüchtern schien keiner mehr im Dorf

zu sein, aber dennoch waren die Leute anständig und höflich. Dann ging ich hinunter zu meinem einsamen Zelt. Kein Lagerfeuer brannte, selbst meine Diener und Momoro hatten um Urlaub gebeten.

Mein Koch und meine Diener waren die einzigen, die mich am nächsten Morgen beim Erwachen begrüßten. Dann kam Momoro, ihm schien nicht sehr wohl zu sein. Von den Trägern war niemand da. Sonst herrscht im Lager vor Tagesanbruch schon ein reges Leben. Die Lasten werden zusammengepackt, und kaum hat man Zeit, sich im Zelte anzuziehen, schon stürzen sich die Träger darauf, um es umzulegen und zu verpacken. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Momoro, den ich ins Dorf geschickt hatte, mit den Trägern erschien. Endlich kamen sie langsam und widerwillig, ohne ihre eigenen kleinen Pakete und ohne die Stricke, die sie zum Zusammenschnüren der Lasten brauchen. Ich merkte, daß etwas in der Luft lag, nahm aber die Sache nicht ernst, da ich ihnen wohl glaubte, daß die durchtanzte und durchzechte Nacht nicht ganz ohne Folgen geblieben war. Sie traten geschlossen vor mein Zelt, sechzig Mann, niemand schien zu fehlen. Ein Murmeln ging durch die Reihen. Keiner wagte als Sprecher hervorzutreten. Etwas Feindseliges lag in ihrer ganzen Haltung. Ich merkte, daß sie nicht als Bittsteller auftreten wollten, sondern den Versuch machten, mich einzuschüchtern. Bisher hatte ich sie lächelnd angesehen und alles als Folgen des Nachtfestes betrachtet. Als nun aber ein Mann vortrat und im Namen seiner Kameraden erklärte, sie wären müde, verlangten einen Tag Rast, und wollten dannerst beraten, ob sie überhaupt weiter marschierten,

da vor ihnen im Gola-Lande Krieg sei, war es mit meiner Geduld zu Ende. Die ganze Expedition stand auf dem Spiele. Hätte ich ihnen auch nur das kleinste Zugeständnis gemacht, wäre alles verloren gewesen. Ich forderte die Leute nochmals auf, ihre Lasten zu nehmen und das Zelt zu packen. Ein drohendes Gemurmel war die Antwort. Sie waren alle bewaffnet mit kleinen Äxten, Speeren und Holzknütteln. Sie faßten ihre Waffen fester, und als gar einige wagten, sie drohend gegen mich zu schütteln, stieg mir das Blut zu Kopf. Das bedeutete offene Meuterei.

Ich sprang ins Zelt, steckte die Brownings zu mir und ergriff meine Peitsche. Im nächsten Augenblick war ich zwischen den Leuten, und rechts und links sauste die Peitsche auf die nackten Körper. Und bald hatte ich sie zusammengetrieben wie eine Herde Schafe. Ich trieb sie zum Dorf. An dem engen Eingang stauten sie sich. Jetzt schienen sie wirklich wie eine Herde dummer Tiere. Jeder drängte als erster hinein zu kommen. Sie versuchten sogar, übereinander zu klettern. Im Dorfe selbst war noch alles ruhig, nur Frauen und Mädchen waren zu sehen. „Bwakukama“, riefen ihnen meine Leute zu, „Bwakukama!“ — Die Frauen wollten fortlaufen, doch als ich ihnen zulächelte und Momoro mit ihnen sprach, blieben sie stehen, aber in respektvoller Entfernung. Mit großen erschrockenen Augen wurde ich betrachtet. Bwakukama, flüsterten sie ängstlich, Bwakukama. Schon mehreremale war mir auf der Reise dieses Wort zu Ohren gekommen. Abends am Lagerfeuer der Träger machte es die Runde. Es sprang plötzlich heraus aus der Nacht, wenn die Leute tanzten



Montoro mit dem Fahrrad, das der Verfasser in Liberia benutzte. Als Sattelstütze eine gebogene Liane.

Momoro mit zwei Schönen aus Yangaia.

und sangen. Ich hatte bisher nicht darauf geachtet. Jetzt fragte ich Momoro und erfuhr, daß Bwakukama der Name sei, den mir die Gola gegeben. Im Zululande (1898 bis 1901) hieß ich Isipaqua (qu als Klicklaut gesprochen), weil ich jung und auffallend schlank war. Ein Missionszögling, der mir schmeicheln wollte, sagte, weil ich eine Leuchte der Menschheit sei. Ihm habe ich heimgeleuchtet. Auf meiner Afrikadurchquerung behielt ich den Namen Shiamby, den mir meine Soldaten in N.W.-Rhodesia gegeben hatten. Nun war Bwakukama mein Landesname geworden. Kama heißt in der Gola-Sprache Elefant; Bwakukama: „Lord Elephant who breaks the bush before him“. Ins Deutsche übersetzt würde es ungefähr heißen: „Der Lord Elefant, welcher jeden Widerstand des Busch vor sich niederbricht.“ Der Neger will damit sagen, daß ich wie der Elefant unbeirrt trotz aller Hindernisse meinen Weg ging. Als Bwakukama wurde ich im ganzen Lande bekannt. Es war ein Ehrenname, auf den ich stolz war. Aus Eitelkeit, ich will es hier ganz ruhig bekennen, habe ich ihn daher auch als Titel dieses Buches gewählt. Im Lande leistete er mir große Dienste. Weigerte sich ein Eingeborener, einem von mir gegebenen Befehl nachzukommen, so brauchte nur einer meiner Leute ganz freundlich „Bwakukama“ zu flüstern, das immer wie ein Zauberwort auf die Gemüter wirkte, um sofortigen Gehorsam zu erreichen.

Nachdem die Lasten gepackt, ließ ich die Träger abmarschieren. Ich blieb als letzter im Dorf. Die Leute kamen, um sich zu verabschieden und nochmals das weiße Wundertier mit dem Rade zu bestaunen. Für sie war es ein Fetisch, ein neuer Zauber, von dem selbst die weit-

gereisten Männer, die schon am Meere, in Monrovia waren, nichts zu erzählen wußten, denn auch dort gab es keine Fahrräder. Ich mußte noch ein Schaufahren im Dorfe veranstalten. Alt und Jung lief singend und johlend hinterher. Bwakukama, Bwakukama ho, sesse-se ho — Bwakukama, in endloser Wiederholung. Und als ich noch zum Schluß ein junges Mädcl ergriff und lachend aufs Rad setzte, kannte der Jubel keine Grenzen. Dann fuhr ich ab, folgte meiner Karawane, hinter mir her das halbe Dorf. Doch da der Weg von Yangaia nach Taquema viel benutzt und daher gut ausgetreten war, ließ ich meine Begleitung bald zurück. — Bwakukama-ho hörte ich noch lange in der Ferne. Gespannt war ich auf das Verhalten meiner Träger. Bestimmt würden sie für die nächsten Tage mürrisch und brummig sein. Ich hörte vor mir singen. Sicher Leute, die von Taquema kamen. Kräftig trat ich in die Pedale. Es ist herrlich, in Afrika auf einem glatt getretenen Negerpfade mit einem guten Rade dahinzusausen. Selbst auf schlechten Buschwegen war mir das Rad lieb. Wenn ich auch nur ein Viertel des Tagemarsches das Rad benutzen konnte, war es doch eine Kräfteersparnis, die man wohl spürte. Ganz nahe hörte ich jetzt das Singen und siehe da, als ich um eine Wegbiegung herumkam, war es meine eigene Karawane, die fröhlich singend dahinzog. Lustige Zurufe, als ich an den Leuten vorbeifuhr. Schelmische Augen, lachende Gesichter. „Massa, you done catsch me for true!“ (Herr, Du hast mich gut erwischt!) „You be strong for true“ (Du bist sehr stark) riefen sie mir lachend nach. „You be fit for dash us cold water“ (Du wirst uns doch Schnaps schenken) meinte noch ein besonders Kluger.

Das ist der Neger — wie ein Kind. Er versucht etwas durchzusetzen, wird frech, empfängt dafür eine gerechte Strafe, im nächsten Augenblick ist alles vergessen, wird als Scherz aufgefaßt, und dann versucht er, wenn möglich, noch einen kleinen Profit herauszuschlagen.

Meine singende Karawane ließ ich hinter mir. Fuhr weiter auf der glatten Straße. Nur hier und da ein alter Baumstamm quer über den Weg, über den ich mein Rad hinwegheben mußte. Man hatte mich in Yangaia gewarnt. Marodierende Pesse-Banden seien diesseits Taquema gesehen. Doch noblesse oblige, hieß ich doch Bwakukama, wie durfte ich da Furcht zeigen. Offen gestanden, war ich sicher, daß die Yangaia-Leute mir dies auf Veranlassung meiner Träger erzählt hatten, um mich zurückzuhalten. Es war also leicht, mutig zu sein. — Was ist überhaupt Mut? Nach meinen Erfahrungen ist im tropischen Afrika der Mut vom Magen abhängig und vom Wetter. Mit gesundem Magen und bei Sonnenschein bin ich jedem Elefanten sorglos zu Leibe gegangen. Aber wehe, wenn der Magen streikt und man bei kaltem, regnerischem Wetter auf der Fährte ist. Ein aufschwirrendes Rebhuhn läßt das Herz stocken. Man verflucht den Tag, an dem man auf die Idee kam, Elefantenjäger zu werden. Innerlich hoffend, daß der Wind einen verraten möge, pirscht man mißmutig weiter. Man muß ja weiter, denn seinen Leuten darf man nicht zeigen, wie einem zu Mute ist. Plötzlich ein Windstoß im Nacken, vorne ein Krachen und Brechen, fort sind die Elefanten. Erleichterndes Aufatmen. Dann ein Fluchen, wie es sich für einen braven Jäger gehört, aber nicht aus tiefem Herzen wie sonst. Nur zur Schau.

für die Neger. Das sind keine schönen Jagderinnerungen. Es gibt auch Leute, die keine Nerven haben, keine Furcht kennen. Mein verstorbener Freund, Mc. Neill, mit dem ich in Ostafrika jagte, kannte weder Magenbeschwerden noch Furcht. Auch im Kriege habe ich solche Leute kennen gelernt. Glückliche Naturen. Sie wissen nicht, was andere leiden. Es gibt keine größere Angst, als die Angst vor der eigenen Angst! — Am frühen, kalten Morgen, wenn noch der Nebel liegt, ein Pferd über die Hindernisse der Rennbahn zu bringen, erfordert Willenskraft und Mut. Am sonnigen Renn-Nachmittag vor vollbesetzten Tribünen dieselbe Strecke zu reiten, ist ein Vergnügen. Vor einem großen Publikum ist wohl kein Mann feige. Nach dem, was wir während des Krieges täglich erleben konnten, noch von Mut auf der Jagd zu sprechen, erscheint vielleicht lächerlich, und doch bewundere ich noch einen Mann, der ohne zu zögern, einem angeschweißten Elefantenbullen in dichtes Dschungel oder Gras folgt.

Weiter trägt mich mein braves Stahlrößlein auf der Straße nach Taquema. Vorne wird geschossen. Bumbum, der Schall der Vorderlader. Ich halte, horche, höre trommeln und singen. In Taquema scheint es hoch herzugehen. Der Weg wird breiter. Der Urwald macht Kornfeldern Raum. Auch einige Baumwollpflanzungen liegen dazwischen. Plötzlich wieder dichtes Gestrüpp durch den sich eng der Pfad in Schlangenlinien windet. Dann stehe ich vor dem ersten Tor der Stadt. Schießen, trommeln, johlen in der Stadt. Ein Wächter mit langer Musquete staunt mich an. Ungehindert läßt er mich passieren. Das Tor ist so eng, daß ich nur mit Mühe mein Rad hindurchzwänge. Dicke



König Tawe-Dadwe feiert den Friedensschluß mit den Kwe-Pesse.

Das große Palaverhaus in Taquema.



Der König reist.

Bohlen liegen zur Seite, um es Nachts zu schließen. Drei weitere Tore folgen, dann bin ich in der Stadt. Durch enge winklige Gassen, über denen sich die Strohdächer berühren, winde ich mich hindurch zum Stadtplatz, auf dem das große runde Palaverhaus steht. Es ist still geworden, meine Ankunft war also gemeldet. Verödet liegt der Platz im grellen Sonnenschein. Doch im Palaverhaus und dahinter ist es schwarz von Menschen. Wie Meeresbrandung schlägt das Gemurmel der Menschenmenge an mein Ohr. Ich springe auf mein Rad, um hinüber zu fahren und mir so einen guten Auftritt zu verschaffen. Ich hatte von Yangaia Boten geschickt, um meine Ankunft anzuzeigen. Aber mit der Schnelligkeit des Rades hatte man nicht gerechnet. Ich trat in das Palaverhaus, die Leute wichen vor mir zurück. Nur Männer waren zugegen. Alle bewaffnet mit ihren Donnerbüchsen und dem kurzen zweischneidigen Schwert, das ihnen ohne Scheide über die Schulter hängt. Ich blieb stehen und steckte mir eine Zigarette an, um eine Ruhe zu zeigen, die ich innerlich nicht besaß. Aus einer Hängematte erhob sich ein großer, gut aussehender Neger, in eine Toga aus schönem, im Lande gewebtem Baumwollstoff gekleidet, in der Hand einen schönen Speer, das Schwert über der Schulter. Er war nicht mehr ganz nüchtern, schwankte wie ein Schiff auf hoher See. Dabei war es erst elf Uhr morgens. Er wankte auf mich zu, hielt mir seine Hand entgegen, die ich nicht beachtete. „Wo ist Tawe Dadwe, der König?“ fragte ich einen älteren, vernünftig aussehenden Mann. Verlegen zeigte er auf den Mann vor mir, den ich natürlich schon lange als den König erkannt hatte

„Warum belügst Du mich, Freund? Tawe Dadwe, der Gola mächtigster König, wird nie in betrunkenem Zustand seinen Fremdling begrüßen!“ — Nachdem der Alte, der recht gut pidgin english sprach, diese Rede übersezt hatte, erhob sich drohendes Gemurmel. Meine Lage war, gelinde gesagt, ungemütlich. Ganz allein einem betrunkenen Gola-Häuptling inmitten seiner Krieger in seiner eigenen befestigten Hauptstadt zu imponieren, ist nicht ganz einfach. „Tawe Dadwe, hat man mir gesagt, ist ein großer König, der Anstand und Landessitten kennt. Dieser betrunkene Sklave bringt Schande auf seinen Namen. Ich bin Bwakukama, der Fremde (Fremde bedeutet in diesem Zusammenhang Gast) des Landes, der weiße Fetischmann. Ihr habt gehört, daß ich in wenigen Minuten mitten im Urwald eine Stadt bauen kann. Empfängt Ihr mich nicht, wie es die Sitte verlangt, werde ich gehen. Ich gehe zu den Kwe-Pesse, gegen die ich Euch helfen wollte, denn sie sind auch die Feinde der Regierung am Wasser!“ Meine Rede wirkte, wie ich aus dem beifälligen Nicken der Leute ersah. Jeder Afrikaforscher müßte eigentlich ein guter Pokerspieler sein, der es gelernt hat, einen Bluff mit ruhigen Nerven durchzuführen. Aber Tawe war zu betrunken. Er begann eine große Rede, halb Gola, halb pidgin-english, aus der ich entnahm, daß er nach seiner Meinung der größte König sei, dem Land und Leute, Wald und Wild, kurz gesagt Himmel und Erde gehöre. Dann wurde er zudringlich, in seiner Trunkenheit wollte er mich anfassen. Da packte ich ihn an Brust und Hals und unsanft warf ich den König des Himmels und der Erde seinen Ministern in die Arme. „Weg mit ihm in sein Haus!“ Kein Laut

erhob sich. Unheimliche Stille. Mein Schicksal stand auf des Messers Schneide. Aber Tawes umnebeltes Gehirn hatte der kalte Schreck gepackt. So etwas war ihm noch nie geschehen. Willig ließ er sich fortführen von seinen alten Beratern. Langsam zerstreute sich die Menge. Ein Alp fiel mir von der Brust, es war doch eine peinliche Situation gewesen.

Singend zogen meine Träger ein, geführt von Momoro. Ich teilte ihm mit, was geschehen. „Damned bushnigger!“ war seine einzige Antwort. Er fragte, wo er das Zelt aufbauen sollte. „Außerhalb der Stadt, we bring shame palaver on Tawe“ (um Tawe zu beschämen) entgegnete ich. Die Träger nahmen die Lasten auf. Als wir abmarschieren wollten, kam mein alter Freund, der meine Brandreden verdolmetscht hatte und bat flehentlich, ich möchte ihnen das nicht antun. „Dem shame palaver live for kill us for true-true (die Schande wird uns wahrlich töten), wenn Du nicht in der Stadt bleibst“, versicherte er mehrmals. Ich gab nach, unter der Bedingung, daß man mir das große Palaverhaus für die ganze Zeit meines Aufenthaltes zur Verfügung stellte und der Bevölkerung ohne Ansehen der Person öffentlich bei Strafe verböte, dasselbe ohne meine Aufforderung zu betreten. Sofort wurde es mir zugestanden. Der Alte schickte einen Boten, und schon während mein Zelt, das in dem herrlichen großen, offenen Haus reichlich Platz hatte, aufgebaut wurde, hörte ich den Ausrufer durch die Straßen laufen und den Befehl des Königs ausrufen. Genau wie früher in Europa, hat jede große Stadt in Afrika ihren sogenannten Stadtschreier, Ausrufer. Anstatt der Glocke, die der europäische

Ausrufer schwang, folgt ihm ein Knabe mit einer Trommel. Nach einigen Trommelschlägen stellt er sich in Positur und ruft: „Gola-Leute, Männer und Frauen, Einwohner von Taquema, laßt Eure Arbeit liegen, kommt herbei und hört das Wort des Königs,“ dann folgt der Befehl. Auch Marktstage, Preise der Waren und alle Neuigkeiten werden auf diese Weise verkündet.

In den ersten Tagen, welche ich in Taquema verlebte, wagten die Leute, besonders die Frauen und Mädchen, kaum, an meinem Lager vorbeizugehen. Ich lebte in vornehmer Abgeschlossenheit. Später haben sie sich an mich gewöhnt, und ich wurde gut Freund mit Jung und Alt, aber niemals wagte jemand mein Haus zu betreten, ohne vorher um Erlaubnis getragt zu haben.

Als ich am Nachmittag erfuhr, daß Tawe seinen Rausch ausgeschlafen, ließ ich ihm meinen Besuch melden. Ich mußte ihm zeigen, daß ich als gebildeter Mann die Landessitte kannte, die verlangt, daß der Fremde zuerst dem König seinen Besuch abstattet. Tawe empfing mich in einem zweiten Palaverhaus, nicht ganz so groß wie das meine, im Kreise seiner Minister, würdevoll in der landesüblichen Hängematte ruhend. Ich ging auf ihn zu, gab ihm die Hand und ging die ganze Formel der Begrüßung durch. Meinen Stuhl ließ ich neben Tawes Hängematte stellen, hinter mir standen Momoro und meine Diener in sauberem Khaki-Zeug. Ich hatte weiße Uniform angelegt, aber keine Waffe. Einige Träger mit den für Tawe bestimmten Geschenken standen hinter meinen Leuten. Als ich zu der üblichen Frage kam: „What news live for town?“ (Was gibts Neues in der Stadt?) begann er von seinen Sorgen wegen des Einfalles

der Kwe-Pesse zu erzählen. (Anmerkung des Verfassers: Professor Westermann, der noch während des Krieges in Liberia war, spricht nur von den Kwe-Pelle. Ich will zwar Herrn Professor Westerman, der ersten Autorität auf dem afrikanischen Sprachgebiet, nicht nahetreten, muß jedoch ausdrücklich betonen, daß ich die Bezeichnung Kwe-Pelle nie gehört habe. Landläufig Pesse, korrekt gesprochen Kwe-Pesse, nannten die Gola stets ihre Feinde. Sir Harry Johnston spricht von Kpwesi. Kwe ist jedoch ein Praefix, darüber besteht wohl kein Zweifel. Büttikhofer spricht stets nur von den Pesse. Vierzehn Jahre afrikanischer Wanderungen hatten doch damals schon mein Ohr für Phonetik geschult, sodaß ich wohl berechtigt bin, meinen Standpunkt zu vertreten. Ich spreche auch hier ständig von den Gola-Leuten, während man fast in allen Büchern den Namen Gora liest. Da aber r und l in den meisten afrikanischen, besonders in den Bantusprachen auswechselbar sind, darf ich ohne weiteres Gola sagen, besonders, da mir das Wort, von den Eingeborenen ausgesprochen, immer so klang).

Als ich Tawe versprach, ihm gegen seine Feinde zu helfen, war er selig, sprang aus seiner Hängematte und führte vor versammeltem Volke einen Kriegstanz auf. Für den nächsten Morgen ließ er eine große Kriegerversammlung einberufen. Von meinen eigenen Wünschen sprach ich aus diplomatischen Gründen einstweilen noch nicht. Nachdem ich Tawe seine Geschenke überreicht hatte und ihm meine Vollmachten der Regierung gezeigt, die ihm Momoro vorlesen mußte, der allerdings nicht lesen konnte, aber den Inhalt schon in Monrovia auswendig

gelernt hatte, war die Audienz beendet. Die Ereignisse des Morgens wurden höflicherweise beiderseits nicht erwähnt.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr ins Lager kam Tawe, meinen Besuch zu erwidern. Hunderte von Kriegeren begleiteten ihn. Trommler und Bläser auf prachtvollen aus Elefantenzähnen geschnitzten Trompeten führten den Zug. Sklaven trugen die für mich bestimmten Geschenke: Lebensmittel und ein prachtvolles Tuch, im Lande gesponnen und gewebt, wie ich es nie schöner in Afrika gesehen. Heute gehörte es als Türvorhang zu den besten Stücken meiner Sammlung. In einiger Entfernung hielt der Zug. Tawe schickte einen seiner Minister, seinen Besuch zu melden. Ich ging ihm entgegen und führte ihn in die Hütte. Auf einen meiner Stühle ließ ich ihn Platz nehmen. Als ich ihm sagte, daß ich mich jederzeit freue, wenn Tawe, mein Freund, mich besuche, daß ihm Tag und Nacht mein Haus offen stehe und er selbstverständlich nie um Erlaubnis fragen brauche, war unsere Freundschaft besiegelt. Bevor er ging, sagte er mir noch, ich möge nicht erschrecken, wenn nachts geschossen würde, getrommelt oder Kriegshörner geblasen. Dies geschehe nur, um etwa herumstreifenden Pessekundschaftern zu zeigen, daß man in Taquema wachsam sei.

Tomüde ging ich am Abend zu Bett, froh, daß der Tag, der so viel Aufregung gebracht hatte, so gut geendet. Viel Ruhe sollte ich aber nicht haben. Fortwährend donnerten Schüsse, unheimlich klang das langgezogene Tu-uf der Kriegshörner. Fortwährendes Rufen zwischen den Barrikaden.

Am nächsten Morgen sandte ich einen Boten mit meiner Post nach Monrovia und gleichzeitig ein Schreiben

an die liberianische Regierung, daß ich Tawe gegen die Kwe-Pesse, die ja auch gegen die Regierung im Aufstand waren, helfen würde, aber auf eigene Verantwortung.

Ein junger liberianischer Beamter, namens Wright, meldete sich bei mir mit zehn Soldaten der Frontier-Force. Diese Truppe war von einem englischen Hauptmann ausgebildet, gut einexerziert und von vorzüglicher Disziplin. Die Leute waren inzwischen verlottert, nachdem ich aber das Kommando übernommen hatte, waren sie bald wieder zu gebrauchen. Zwei Vey-Leute, ein Sergeant und ein Corporal, hatten in der deutschen Schutztruppe in Kamerun gedient. Es waren Freunde von Momoro, Vey-Leute wie er, auf die ich mich im Falle eines Gefechtes verlassen konnte. Dann ging ich zum Kriegsrat.

Ich fand Tawe inmitten aller seiner Häuptlinge, die er zusammen gerufen hatte. Wir besprachen die Lage. Ein Kundschafter war gekommen und hatte gemeldet, daß die Pesse einige Kilometer vor der Stadt ein Kriegslager errichtet hätten. Ich fragte Tawe, ob es möglich sei, einen Boten an die Feinde zu schicken, einen Unterhändler? Er bejahte es. Mir war eine Idee eingefallen, die mir schon einmal vor langen Jahren im Walunda-Lande an der Wasserscheide des Kongo und Zambesi einen unerwarteten Erfolg gebracht hatte. Ich jagte dort mit meinem Freunde Capitän H. S. Lammond-Hemming. Wir waren auch dort die ersten Europäer und hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Als wir eines Tages ein Dorf besuchten, wurden wir mit Schüssen empfangen. Wir stürmten das Dorf und nahmen einige Frauen und Mädchen als Geiseln fest. Am Abend kamen die Dorfleute, um ihre

Frauen einzulösen. Wir gaben sie zurück und schlossen einen Freundschaftsbund. Einige Monate später kam derselbe Häuptling in unser Lager. Er teilte uns mit, daß er sich im Krieg befände und von seinen Feinden angegriffen wäre. Wir mußten ihm helfen, denn so fordere es die Landessitte. Wir hätten ihn besiegt, er hätte sich uns unterworfen und mit uns einen Freundschaftsbund geschlossen, dadurch wären wir verpflichtet, auch ihm in Nöten beizustehen. Ich war allein im Lager, hatte keine Lust, tageweit zu marschieren und mich in Streitigkeiten der Eingeborenen einzumischen. Abschlagen aber durfte ich ihm die Hilfe nicht, wenn ich nicht meinen Ruf untergraben wollte. Da kam mir ein guter Gedanke. Ich gab dem Mann ein altes Gewehr von mir, zwar fehlte das Schloß, und die Patronen, die ich ihm mitgab, paßten nicht hinein, aber glücklich zog er von dannen. Nach ungefähr vierzehn Tagen erschien er wieder mit einer Kuh, die er mir zum Geschenk brachte. Er hatte mit dem Gewehr einen großen Sieg erfochten; er hatte es seinen Feinden durch einen Parlamentär zeigen lassen zum Zeichen, daß die Weißen mit ihm kämpfen würden. Ich dachte mir, was den Walunda Recht ist, ist den Pesse billig. So gab ich denn auch Tawe eins meiner Gewehre, aus dem ich vorsichtigerweise den Schlagbolzen entfernte, sonst war es in Ordnung. „Tawe“, sagte ich, schicke einen Boten mit diesem Gewehr an die Pesse, lasse ihnen sagen, daß Bwakukama mit vielen Gewehren und Soldaten in Deiner Stadt weilt und dir zu helfen versprochen hat!“ Noch am selben Tage ging der Bote ab.

Geführt von Tawe, unternahm ich jetzt einen Rundgang,



Eingang von Taquema.

Gola-Zauberer.

Die Stelle des Lofa-Flusses, wo der Verfasser ein Zwergflußpferd im Wasser sah.

um die Befestigungen zu besichtigen. Taquema ist eine Stadt von etwa 500 Häusern. Viereckige und runde Hütten stehen wahllos durcheinander. Die viereckigen Hütten sind in den Urwaldgebieten üblich, während die runden schon den Mandingoeinfluß erkennen lassen. Die Stadt ist mit vier Pallisaden umgeben. Diese Pallisaden sind aus starken Bambusstäben errichtet und mit dichten, eigens angepflanzten Dorngebüschchen durchrankt. Sie sind fast 5 Meter hoch. Hinter jeder Pallisade sind Plattformen angebracht, auf denen die Schützen stehen, um die Stadt zu verteidigen. Vor und zwischen den Pallisaden sind Fallgruben und Fußangeln, die aus spitzen im Feuer gehärteten Stäben bestehen, eingegraben. Auch in den Fallgruben findet man spitze Stäbe, auf welche die Leute, die das Unglück haben, hineinzufallen, aufgespießt werden. Die Stadt hat drei Tore, so eng, daß gerade ein Mann sich hindurchzwängen kann. Die Tore werden mit festen Holzbohlen verschlossen. Sie sind im Zick-Zack angelegt, um zu verhindern, daß man vom ersten bis zum letzten Tor hindurchschießen kann. Neben jedem Tor liegen trockene Bambus-Bündel aufgeschichtet. Zwischen jeder Pallisade gehen des Nachts je vier Posten, immer zwei zusammen, und zwar so, daß sie bei ihrem Rundgang um die Stadt sich an einem bestimmten Platze treffen. Sie gehen also vom Ausgangspunkt in entgegengesetzter Richtung fort. Ein Mann jedes Postens trägt ein brennendes Bambus-Bündel, das er an dem Treffpunkt mit dem ihm begegnenden Posten austauscht. Sobald sie sich treffen, rufen sie den zwischen den anderen Pallisaden gehenden Posten an, der ihnen antwortet. Auf diese Weise ist es sofort fest-

zustellen, wenn ein Posten schläft oder ihm irgend etwas zugestoßen ist. Sobald das erste Bambusbündel abgebrannt ist, nimmt der Wächter von dem an den Toren aufgeschichteten Haufen ein neues, welches er ansteckt und nun weiter trägt. Nähert sich dem Posten ein Fremder, so wird er genau wie in Europa angerufen „Yinde“ (Halt wer da!). Dann muß er das Losungswort geben, welches aber scheinbar nur selten oder garnicht gewechselt wird. In Taquema war es Tawe, einfach der Name des Häuptlings, und bei den Pesse sollte es Yakpau lauten, der Name des dortigen Führers. Als während des Weltkrieges deutsche Heerführer feindliche Städte belagerten und dabei nur von drei Seiten zum Angriff übergingen und die vierte Seite offen ließen, glaubte man an eine neue Art der Kriegsführung. In Liberia ist es seit jeher so gewesen. Man läßt dort immer ein Tor frei, um den Frauen und Kindern Gelegenheit zu geben, sich in den Busch zu flüchten. Die Eingeborenen gehen dabei von der Ansicht aus, daß es viel leichter sei, eine Stadt einzunehmen, wenn den Verteidigern die Möglichkeit zur Flucht gegeben werde. Im Busch versteckt liegen dann auf der freien Seite kleinere Truppen, die die Fliehenden verfolgen, um möglichst viel Gefangene zu machen. Der Angriff auf eine Stadt geschieht immer morgens gegen vier Uhr und scheint sonderbarerweise in den meisten Fällen zu glücken. Feiglinge gibt es allenthalben, und beginnt erst die Flucht durch das offen gelassene Tor, so werden die zurückgebliebenen Krieger demoralisiert und folgen den Flüchtlingen. Vor dem Angriff ruft der Feind vier mal: Sesse ho ho! Die Pesse-Leute sind wie die Gola mit Vorderladern, Speeren,

vielfach auch noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Ihre gefährlichste und gefürchtetste Waffe ist aber das kurze Schwert, das sie beim Angriff an einem Riemen um das rechte Handgelenk tragen und mit großer Geschicklichkeit von unten nach oben zu gebrauchen wissen. Die Kwe-Pesse standen unter ihrem berühmten Führer Nyakpalopae, der schon seit zwei Jahren mit der liberianischen Regierung und allen ihr befreundeten Stämmen im Kriege lag. Die vor Taquema liegenden Pesse wurden von einem Unterführer befehligt, dessen Namen ich leider versäumt habe festzustellen. Nyakpalopae hat es durch persönliche Tapferkeit verstanden, vom gewöhnlichen Soldaten zum Führer und König des gesamten Pesse-Stammes aufzusteigen.

Von den Kwe-Pesse-Leuten erzählten die Gola die haarsträubendsten Geschichten, unter anderem auch, daß sie Kannibalen seien und ihre Gefangenen auffräßen. Dies ist aber nicht der Fall. Zwar gibt es im Hinterlande von Liberia verschiedene Stämme, so zum Beispiel die Barline und Bussi, die noch heute Menschenfresser sind und Kriegsgefangene systematisch mästen. Soll ein Gefangener verzehrt werden, so geht jemand mit ihm zum Wasserholen, und während er sich bückt, um das Wasser zu schöpfen, schlagen ihn seine Begleiter mit Keulen zu Boden. Wie man mir erzählte, wird diese Todesart gewählt, um das Fleisch süß zu erhalten, denn, sagen sie, wenn der Mann weiß, daß er getötet werden soll, hat er große Angst, und dann behält das Fleisch nicht seine Frische.

Eine hübsche Geschichte, für deren Wahrheit ich aber nicht bürgen möchte, trotzdem ich sie auch schon in ähnlicher

Form am Kongo gehört habe, ist folgende: Ein Barline oder Busse will ein Fest geben, zu dem er unbedingt Menschenfleisch braucht. Gefangene sind nicht vorhanden, so muß er sich anderweitig umsehen. Er geht nun zu einem Freund, der eine alte Mutter oder Schwiegermutter hat, erzählt ihm von seinem beabsichtigten Fest und bittet ihn, ihm doch seine Mutter oder Schwiegermutter, die ja doch alt und unbrauchbar sei, für sein Fest zu schenken. Er sei gern bereit sich dafür zu revanchieren. Diese Bitte soll nie abgeschlagen werden. Er nimmt nun die Verwandte seines Freundes mit nach Hause, dort wird sie geschlachtet und verspeist. Nach einiger Zeit kommt nun der Freund, der ebenfalls Fleisch braucht, um sich für die geliehene Schwiegermutter eine andere Anverwandte zu holen. Es lebt sich doch schön in Afrika! Diese Geschichte ist mir verschiedentlich erzählt worden, jedoch muß ich die Verantwortung für die Wahrheit meinen Golafreunden überlassen.

Nachdem ich die Stadt und die Verteidigungsanlagen besichtigt hatte, ließ ich mir von Tawe den Platz anweisen, den ich mit meinen Soldaten im Falle eines Angriffes einzunehmen hatte. Nachdem ich so Tawes Wünschen in jeder Weise entgegengekommen war, begann ich mit ihm auch über meine Pläne und Wünsche zu sprechen. Er sagte mir seine Hilfe bereitwilligst zu, wenn der Krieg beendet sei. Nach seinen Erzählungen sollten Zwergflußpferde, Elefanten und anderes Wild in der Umgegend und besonders am Lofa-Fluß häufig vorkommen. Am Abend mußte ich noch eine Zaubervorstellung geben, mit Grammophonmusikbegleitung. Nachdem ich bei meiner



Die erste Golaradlerin.

Deh-Gola-Schönheiten.

Ein Bundumädchen aus dem Vey-Stamm nach der Waschung
(bis zu seiner Entlassung darf es kein baumwollenes Tuch am Körper tragen).

Golafrau, welche sich aus irgend einem Grunde (Krankheit, Trauer) weiß ange-
strichen hat. Sie ist nicht mehr im Bundubusch.

ersten Liberia-Reise den Aberglauben der Eingeborenen zur Genüge kennen gelernt hatte, kaufte ich mir während meiner Anwesenheit in Deutschland einen erstklassigen Zauberkasten und kam bald durch die Vorstellungen, die ich mit Hilfe Momoros, den ich in die Geheimnisse eingeweiht hatte, gab, in den Ruf eines großen Fetischmannes. Ich bin überzeugt, daß dieser Zauberkasten nicht wenig zu meinen großen Erfolgen in Liberia beigetragen hat. Schade nur, daß keiner der eingeborenen Zauberer es wagte, mir seine Kunststücke zu zeigen; denn nachdem sie meine Kunst gesehen hatten, glaubten sie, daß ich sie sofort entlarven würde. Manchmal kam in dunkler Nacht heimlich ein eingeborener Zauberer zu mir, um unter größten Versprechungen zu versuchen, mir meine Geheimnisse zu entlocken.

Hier in Taquema und auch in verschiedenen anderen Dörfern war es mir aufgefallen, daß einige hochschwängere Frauen mit einem Fuß in einen kleinen Sklavenblock eingeschlossen waren. Dieser Block ist aus einem Stück weichen Holz angefertigt, durch dessen Mitte ein Loch geschlagen wird, groß genug, um den Fuß hindurchzuzwängen. Durch einen vorgetriebenen Keil wird der Block geschlossen, sodaß es unmöglich ist, den Fuß wieder herauszunehmen. Für Sklaven und Gefangene werden diese Blöcke aus schwerem harten Holz angefertigt, sodaß der Gefangene sich nicht mit demselben fortbewegen kann. In dem vorbeschriebenen Falle handelt es sich aber um einen leichten Block aus weichem Holz, mit dem die Frauen, wenn auch vorsichtig, sich doch von der Stelle bewegen können. Ueber diese Sitten sind die verschiedensten Er-

klärungen im Umlaufe. So behauptet z. B. Volz, die Frauen tragen den Block, weil sie hoffen, daß hierdurch das Kind, welches sie unter dem Herzen tragen, so gut wird, daß man nie nötig habe, es zur Strafe in den Block zu legen. Sie wollen also durch diese freiwillig auf sich genommene Buße das noch ungeborene Kind von späteren Sünden erlösen. In Baffilo im Norden Togos trafen wir auf unserer letzten Reise eine schwangere Frau, die einen dicken Knüppel am Bein befestigt hatte, den sie beim Gehen mühselig hinter sich herschleppte. Auf die besorgte Frage meiner Frau, warum sie dies tue, wurde uns durch den Dolmetscher erklärt, daß es sich hier um eine Vorsichtsmaßnahme handele, um die Frauen zu verhindern, eine unvorsichtige Bewegung zu machen, durch welche sie dem ungeborenen Kinde schaden könnte. Diese letzte Erklärung, die vollständig aus dem Stegreif gegeben wurde, erscheint mir nach allem, was ich in Afrika gesehen habe, als die Richtige. Man soll es doch vermeiden, den Negern zu große ideale Gesinnung zuzuschreiben. Ich kann mir mit dem besten Willen nicht vorstellen, daß eine Negerfrau aus dem liberianischen Busch für ein noch ungeborenes Kind eine Sühne auf sich nimmt, und zu diesem Zwecke einen Sklavenblock trägt. Warum nach weitschweifenden Erklärungen in solchem Falle suchen. Ist es nicht menschenverständlich und zu gleicher Zeit rührend, daß eine Negerfrau, die an sich die Schwangerschaft leicht übersteht, sich selbst durch ein unbequemes Hindernis ständig daran erinnert, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt und alles vermeiden muß, was ihm schon vor der Geburt schädlich sein könnte.

Die nächsten Tage benützte ich zu kleinen Ausflügen nach dem Süden und Westen, die ja noch von den Pesse frei waren. Als ich eines Abends nach Taquema zurück kam, fand ich das ganze Dorf in heller Aufregung. Die Boten mit meinem Gewehr waren zurückgekehrt, begleitet von einigen Pesseführern, die gekommen waren, um mit Tawe Frieden zu schließen. Am Abend kam der König zu mir, um mir mitzuteilen, daß jetzt nach dem Friedensschluß sofort der Bund-Bund eröffnet würde.

GEHEIMBÜNDE IN LIBERIA.



Bunduteufel „Bucko“ mit Schnurrbart und echten Menschenzähnen.

Der Bunduteufel schützt sich mit der Rute gegen die Kamera.



Entlassungsfest des Bundubusches.

Alle Mitglieder sind mit grünen Zweigen geschmückt.

GEHEIMBÜNDE IN LIBERIA.

Auf meinen früheren Afrikareisen waren mir die verschiedensten Fetischgebräuche bekannt geworden. Besonders im Walunda-Lande an der Wasserscheide des Kongo und Zambesi hatte ich die Macht der Fetischleute bewundert, aber Geheimbünde, die durch ihre glänzende Organisation beinahe mit Freimaurerlogen zu vergleichen sind, waren mir bisher nicht bekannt geworden. Dies findet zum Teil seine Erklärung darin, daß diese Bünde in anderen von mir bereisten Teilen Afrikas nicht so an die Öffentlichkeit treten und mithin auch nicht solch gewaltigen Einfluß auf das ganze Leben der Eingeborenen ausüben. Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich betonen, daß es bisher noch keinem Europäer gelungen ist, in die inneren Geheimnisse dieser Bünde einzudringen.

Und doch ist es möglich. Ich darf nach meinen Erfahrungen wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß einem Europäer, der lange genug unter den Gola-Leuten gelebt hat, keine Schwierigkeiten gemacht würden, in den Bund einzutreten, wenn er sich dem countrylaw, dem Landesgesetz unterwerfen würde. Dies gilt gleich für Mann oder Frau.

Daß ich vielleicht eine etwas tiefere Einsicht in die Geheimnisse des Bundu, oder wie die Gola es oft nannten, Grigri-Busch, tun konnte, verdanke ich dem Umstand, daß ich Tawe Dadwe zu einem schnellen Friedensschluß gegen die Kwe-Pesse verhellen konnte.

Sofort nach Beendigung der Feindseligkeiten konnte der Bundu seine Tagung beginnen, und da dies der Frauenbund ist, hatte ich mich besonders bei der holden Weiblichkeit beliebt gemacht und durfte mancher Zeremonie beiwohnen, die sonst vor dem Fremdling geheim gehalten wird.

Der Bundu ist ein reiner Frauenorden, zu dem Männer unter keinen Umständen Zutritt erhalten. Im Poro, dem Männerorden, können dagegen unter Umständen Frauen aufgenommen werden. Verschiedene andere Orden, von denen ich noch den Yassi erwähnen werde, sind dagegen gleichzeitig für Männer und Frauen. Der Bundu ist von allen Bunden zweifellos der mächtigste. Er ist eine ständige Einrichtung, hält aber aus leicht ersichtlichen Gründen nur in der Trockenzeit seine Tagungen ab. Sobald der Bundu beginnt, herrscht unbedingter Frieden. Kein Krieg kann ausgefochten werden und kein feindlicher Stamm würde es wagen, den Frieden zu brechen, so groß ist die Furcht vor der Zauberkraft des Ordens. Die Tagungen des Bundes finden im dichten Busche statt. Hier wird ein freier Platz geschlagen, der mit Matten, manchmal auch nur mit Lianenschnüren umgeben wird. Der Bundu fürchtet keine Überraschungen, denn wehe dem Mann, der es wagen würde, das Heiligtum zu betreten, oder die Frauen bei ihren Zeremonien zu beobachten. Sicherer Tod wäre die Folge, ohne daß jemand ahnen würde, was aus dem Schuldigen geworden ist. Auf keinen Fall würde es jemand wagen, darüber zu sprechen. Schon eine zufällige Annäherung wird mit schweren Geldstrafen belegt, unter Umständen kann der Schuldige auch als Sklave verkauft werden.

Auf dem Platze werden kleine Laubhütten errichtet, in denen die Zöglinge wohnen. In erster Linie ist der Bund-Busch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Alle freigeborenen Mädchen müssen, Sklavinnen können Mitglieder des Ordens werden, werden aber nicht in die höheren Grade aufgenommen. Die Mädchen im ersten oder Aufnahme-Grad heißen „Bumbwe-Sowe“ im zweiten Grad „Bockbinya“. Die Frauen im dritten und höchsten Grad, den nur einige wenige erreichen, heißen „Kinde“. Erst im zweiten Grad können die Mädchen zu besonderen Funktionen herangezogen werden. Aus diesem Grad werden hauptsächlich die „Digbwa“, die Boten gewählt. Im dritten Grad bekleiden dagegen alle Frauen hohe Ämter. Aus diesen „Kinde“ wird auch die höchste Vorsteherin des Bundes, die „Sowe“ gewählt. Ein bestimmtes Alter zur Aufnahme gibt es nicht, Bedingung ist nur, daß die Eltern, der Bräutigam oder sogar der Mann, das Eintrittsgeld bezahlen. Das Durchschnittsalter liegt jedoch zwischen acht bis fünfzehn Jahren. Die Aufnahmegebühren betragen ungefähr den Wert von £ 3 in Waren, richten sich aber nach den Vermögensverhältnissen der Angehörigen. Sie sind höher für eine Jungfrau als für ein älteres Mädchen oder eine verheiratete Frau. Der wichtigste Akt, der möglichst bald nach der Aufnahme erfolgt, ist die Beschneidung (Clitoris). (Anmerkung: Die Beschneidung der Frauen ist auch bei den Völkern im nördlichen Sudan üblich. Unter anderem erwähnt diese Sitte Dr. Nachtigall bei den Wadawa (Wadai). Es wäre interessant, festzustellen, ob die Sitte vom nördlichen Sudan ausgehend nach Liberia gelangt ist, oder ob

sie dort von jeher heimisch war). Während dieser Zeremonie, die in einer der Laubhütten vorgenommen wird, tanzen und singen die anwesenden Mitglieder zum Schlag der Trommeln und schütteln den Gede, einen kleinen langhalsigen Kürbis, der mit harten Samenkörnern, die auf Bindfaden gezogen sind, lose umgeben ist. Durch den Lärm des Tanzes sollen die Schmerzenslaute des Opfers überhört werden. Der operierte Teil wird getrocknet, mit Heilkräutern vermischt in ein kleines Ledertäschchen genäht und als Amulett getragen. Die Zeichen des Ordens werden auf den Leib tätowiert. Sie sind in jedem Grade verschieden. Vor dem Eintritt in den Bundu hat das Mädchen keinen Eigennamen, sondern heißt nach irgend einem Gegenstand, wie z. B. Stein, Holz, Blume; erst nach der Beschneidung erhält es einen Namen. Die Erziehung der Mädchen erstreckt sich auf alle weiblichen Pflichten, Geburtshilfe, Verwendung von Heilkräutern, besonders solcher, die bei künstlichen Aborten verwendet werden. Besonderer Wert wird aber auf den Tanz gelegt. Tag und Nacht hört man während der Tagung des Bundu die langgezogenen, wimmernden Töne, die die Mädchen während des Tanzes singen. Solange der Bund tagt, dürfen die Mädchen, die noch nicht entlassen sind, keine baumwollenen Tücher tragen. Als einzige Bekleidung dienen ihnen breite Gürtel aus Perlschnüren, die aus zerschlagenen und polierten Palmkernen oder aus einem harten Rohr gemacht werden. Diese Sitte scheint allerdings in neuerer Zeit nicht mehr so streng genommen zu werden.

Sobald die neu aufgenommenen Mädchen in die Geheimnisse des ersten Grades eingeweiht sind, erscheint



Bundu-Mädchen mit zwei Kinde oder Hauptfrauen (Deh-Gola).

eines Abends der Bundu-Teufel, gefolgt von einer Reihe Bockbinya (2. Grad) und den Kinde (3. Grad) in der Stadt und verkündet, daß der Bundu die Stadt am nächsten Abend besuchen werde. Die Besuche des Bundu finden fast ausschließlich während des Vollmondes statt.

Der Bundu-Teufel ist in ein Gewand aus schwarzgefärbten Fasern gekleidet, die auf Eingeborenen-Tuch genäht sind. Auf dem Kopfe trägt er eine Holzmaske, deren Mund häufig mit echten Menschenzähnen geschmückt ist. Diese Zähne sollen von Männern herkommen, die von dem Teufel getötet wurden. Kein Teil des Körpers darf sichtbar sein. Die Enden der Ärmel und Hosen sind zugenäht. In der Neuzeit wird auch europäisches Tuch verwandt, und an den Füßen der Teufel prangen häufig die schönsten Kommißstiefel. Daß für den Europäer ein solcher Teufel mehr grotesk als schreckenerregend ist, läßt sich wohl denken. In der Hand trägt er eine Rute, mit der er Zeichen gibt. Diese Zeichen werden von der Soodji, der Dolmetscherin, übersetzt. Nie spricht er selbst, denn niemand darf auch nur ahnen, wer der Teufel sein kann. Die Soodji trägt eine Matte, die sie sofort vor dem Teufel ausbreitet, wenn sich bei den Tänzen, die derselbe ausführt (gegen die die Bewegungen eines Nilpferdes graziös sind), ein Teil der Kleidung verschiebt, oder derselbe, um Luft zu schöpfen, die Maske lüften will. Der Name des Hauptteufels richtet sich stets nach dem Poronamen des Häuptlings, er hieß in Taquema Buko, der Poro-Name Tawe Dadwe's. — Die Rute des Teufels ist der mächtigste Fetisch des Landes. Es genügt, daß er nur mit der Rute auf einen Mann zeigt, um seinen Tod

herbeizuführen. Der Glaube an diesen Fetisch ist bei den Eingeborenen Liberias so groß, daß ein Mann durch reine Autosuggestion zugrunde gehen würde, wenn der Teufel ihn mit der Rute verwünschte.

Am nächsten Abend erscheint nun der Bundu in der Stadt, geführt von der Vorsteherin, der Sobwe. Ihr folgt der Teufel mit den begleitenden Digbwa, die fast alle mit der Gede, dem Musikinstrument, bewaffnet sind. Die Mattenträgerin und Dolmetscherin bleibt immer in der Nähe des Teufels, aber immer in einem solchen Abstand, daß eine körperliche Berührung möglichst vermieden wird. Dann folgen die Zöglinge unter der Aufsicht der Kinde. Die Zöglinge (Bumbwe Sowe) erscheinen weiß angemalt. Zu diesem weißen Anstrich wird eine mit Fett vermischte weiße Tonerde verwandt. Bei den Vey- und Mende-Leuten dürfen die Zöglinge die Stadt nicht betreten, sondern müssen ihre Tänze außerhalb ausführen. Bei den Gola dagegen kamen sie während meiner Anwesenheit häufig in die Stadt, um vor dem Palaverhaus auf dem freien Platze zu tanzen. Die Zöglinge müssen immer in geduckter Haltung gehen und dürfen, auch wenn sie sich niedersetzen, ihre Blicke nicht aufschlagen. Während des Tanzes sind sie von dieser Vorschrift entbunden.

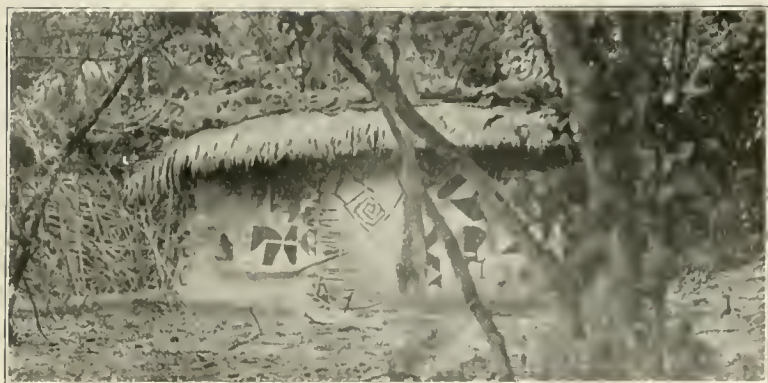
Es ist ein phantastisches Bild, im hellen Schein des afrikanischen Mondes diese schneeweiß gestrichenen Mädchenkörper zwischen den ebenholzfarbigen der älteren Frauen im wilden Tanze herumwirbeln zu sehen. Ohrenbetäubend der Schall der Trommeln, das Ratteln der Gede und der eigentümliche, langgezogene Gesang der Mädchen. Nach einigen gemeinschaftlichen Tänzen treten besonders

geschickte Tänzerinnen hervor, die einzeln oder in Paaren im Kreise ihre Kunst zeigen. Hat eine Tänzerin durch besondere Geschicklichkeit großen Beifall geerntet, so kommt es häufig vor, daß die Mutter in den Kreis stürzt und unter Freudetrillern ihre Tochter umarmt. Reich beschenkt zieht gegen Morgen der Orden wieder in sein Versteck im Busch zurück. Die jungen Mädchen dürfen aber auch einzeln ihre Eltern besuchen. Häufig trifft man zwei oder drei der Bundu-Mädchen, die allein ohne jede Furcht von Dorf zu Dorf wandern. Die Bundu-Mädchen sind heilig. Kein Mann würde es wagen, sie auch nur zu berühren.

Ein Mädchen bleibt durchschnittlich drei Jahre im Bundu-Busch. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß ein Bräutigam, der ein junges Kind von den Eltern als Frau gekauft hat, seine Braut so lange im Bundu-Busch läßt, bis er sie als Frau heimführen kann. Er muß nur dann während der ganzen Zeit, die sie in der Anstalt verbringt, regelmäßig für sie eine Pension bezahlen. Der Tag der Entlassung der jungen Mädchen ist ein allgemeiner Festtag für das ganze Land. Bei dieser Gelegenheit erscheinen sämtliche Mitglieder des Bundu einschließlich des Teufels mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt. Dieser grüne Schmuck wird nur zur Feier der Entlassung angelegt, während sie sonst ungeschmückt zu den Tänzen ins Dorf kommen. Dem Zug schließen sich jetzt die weiblichen Verwandten der Mädchen an, die ebenfalls grüne Zweige in den Händen tragen. Kein Mann darf dieser Zeremonie beiwohnen, wohl dürfen aber die Männer von den Hütten aus das Fest beobachten. Die

jungen Mädchen werden dann zum Wasser hinuntergebracht und mit Kräuter-Arzneien gewaschen. Hiernach werden sie im Triumph in das Dorf zurückgeführt und im Palaverhaus unter der Aufsicht der Vorsteherin und der weiblichen Angehörigen für drei Tage und drei Nächte untergebracht. Nach Ablauf dieses Zeitraumes sind sie endgültig als Zöglinge aus dem Busch entlassen und können gehen, wohin sie wollen. Sie sind hierdurch zu vollwertigen Mitgliedern ihres Grades und Stammes geworden.

Unter Umständen steht es einem Häuptling auch zu, in Verbindung mit der Sobwe eine Sondertagung des Bundu-Busches einzuberufen. So hatte damals zum Beispiel ein Fetischmann, Tauwe-Dadwe, dem König der Gola gesagt, er müsse, um im nächsten Kriege erfolgreich zu sein, drei junge Mädchen königlichen Blutes opfern. Dieses Opfer wurde nun durch den Bundu-Busch vollzogen. Die drei Mädchen wurden in ein Haus in der Stadt gebracht. Hier blieben sie drei Tage. Dann wurden sie für die drei folgenden Tage in den Busch gebracht und während dieser Zeit beschnitten. Für die nächsten drei Tage kamen sie in eine Blätterhütte nahe der Stadt und wurden nach drei weiteren Tagen unter Mitwirkung des gesamten Bundu-Busches im Triumph in die Stadt gebracht, gewaschen, gefettet und angezogen. Um die Mädchen wurde dann der Dessaude, der Tanz der höchsten Loge der Frau, ausgeführt, und nun galt das Opfer als erbracht. In diesem Falle standen je drei Tage für ein Jahr, denn wie schon gesagt, muß ein Mädchen zum mindesten drei Jahre im Busch bleiben.



Eingang zum Porobusch



Tanzteufel im Veyland einen Raubvogel nachahmend.
 Bunduteufel, links Soodji, zur Entlassungsfeier der Zöglinge
 mit grünen Zweigen geschmückt.

Da während meiner Anwesenheit in Liberia in den Ortschaften, die ich bereiste, kein Poro-Busch tagte, so kann ich hierüber nur das sagen, was ich von den Eingeborenen gehört habe. Er scheint im großen ganzen aber ziemlich mit den Sitten und Gebräuchen des Bundus übereinzustimmen. Die Knaben werden kurz nach der Aufnahme ebenfalls beschnitten und bekommen ihren Poro-namen, der aber nicht wie bei den Frauen der einzige Name ist, denn bei Häuptlingen kommt es vor, daß sie Familien-, Kriegs- und Poro-Namen nebeneinander führen. In den Poro-Busch kann unter Umständen auch eine Frau aufgenommen werden, die dann gleichzeitig als Mann und Frau von ihren Mitbürgern angesehen wird. Jedenfalls findet man in jeder größeren Gola-Stadt eine oder zwei Poro-Frauen. Während der Bundus-Busch sich kaum äußerlich schließt, tagt der Poro-Busch immer in einem von hohen Matten eingefriedeten Raum, zu welchem ein mit grotesken Malereien versehener Torweg führt. Die Tür wird durch eine ebenfalls bemalte Strohmatten geschlossen.

Der dritte Bund, dem Männer und Frauen angehören können, ist der Yassi. Seine Mitglieder müssen unbedingt Mitglieder des Bundus bez. Poro sein. Es ist aber nicht nötig, daß Bundus- und Poro-Mitglieder auch dem Yassi-Orden angehören. Die Zeichen des Yassi sind runde Punkte, während der Tagung sowohl auf der Yassi-Hütte im Dorfe, als auch mit Lehm und Fett auf dem Rücken der Mitglieder aufgemalt. Der Yassi-Bund hat verschiedene Funktionen, von denen ich persönlich nur jene bei der Totenfeier kennen gelernt habe. Ist jemand im Dorfe gestorben, so tritt sofort der Yassi in seiner Hütte zu-

sammen. Nachdem dort wilde Tänze aufgeführt sind, begeben sich die Mitglieder nach der Hütte des Verstorbenen, den sie unter Gesang und Klagegeschrei in die Yassi-Hütte bringen. Während des Tanzes in der Yassi-Hütte sind die Frauen vollständig nackt. Nachdem nun der Körper einige Male um die Hütte herumgetragen worden ist, wird er hineingebracht. Einige der Frauen, die die Nacht vorher den Totentanz in der Hütte aufgeführt haben, bereiten jetzt eine Arznei aus Kräutern. Mehrere Hühner werden geschlachtet und die Federn in die Arznei getaucht. Mit diesen Federn laufen nun Mitglieder des Yassi-Ordens in die Stadt, um die Hütten zu besprühen und auch solche Leute, die nicht dem Yassi-Orden angehören. Hierdurch soll verhindert werden, daß der Geist des Toten dem Dorfe Schaden bringt. Zwei Tage nach dem Tode wird der Körper des Toten aufgeschnitten und die Milz herausgenommen. Sie wird dann in einen Kupferkessel geworfen, der mit einem Arzneiwasser gefüllt ist. Schwimmt die Milz oben, so ist es ein Zeichen, daß der Tote eines guten Todes, also ohne Zauberei gestorben ist. Sinkt die Milz, so ist es ein Beweis, daß er eines schlechten Todes starb. Im ersten Falle laufen die Frauen des Yassi sofort durch die Stadt, um alle von dem guten Tode in Kenntnis zu setzen. Die Angehörigen eilen herbei. Der Körper wird in Tücher eingewickelt, und die Klagen der Frauen dürfen beginnen. Der Tote wird unter allen Ehren in der Stadt selbst begraben. Ist er jedoch eines schlechten Todes gestorben, so wird er vor der Stadt an einem Wege unbekleidet eingescharrt.



Die Sobwe links vom Teufel verkündet die Entlassung der Zöglinge.



Yassi-Haus in einer Gola-Stadt.

IM UNERFORSCHTEN
URWALD LIBERIAS.

IM UNERFORSCHTEN URWALD LIBERIAS.

Mein erster Zug ging nach dem Lofa-Fluß. Ich reiste leicht mit einer kleinen Karawane von acht Trägern ohne Zelt, da wir uns in der Trockenzeit befanden. Als ich am ersten Abend mein kleines Jagdlager am Flusse aufschlug, fühlte ich mich zurückverseßt nach Ost-Afrika in die Zeit, wo ich noch als Elefantenjäger das Land durchstriefte. In der Frühe des nächsten Morgens fuhr ich mit einem Kanu den Fluß hinunter, denn durch den dichten Urwald am Ufer hindurchzudringen war unmöglich. Eine Otter tauchte vor uns auf, wie man sie häufig in den liberianischen Flüssen findet. Ich nahm mein kleines Tesching und als ich es an die Schulter brachte, sah ich etwa dreißig Schritte entfernt etwas Schwarzes an die Oberfläche kommen. „Mwe-Mwe“, flüsterte aufgeregt hinter mir mein Führer. Richtig, ein Zwergflußpferd. Aber bevor ich mein Jagdgewehr ergreifen konnte, war es untergetaucht und bald darauf hörte ich es am Ufer heraufklettern, ohne daß es mir möglich war, einen Schuß anzubringen. Einige Tage darauf sahen wir ein zweites Zwergflußpferd in ziemlicher Entfernung, das ebenfalls, sobald es uns gewahrte, ans Ufer ging, um im dichten Urwald zu verschwinden. Dies war für mich sehr interessant, denn das große Flußpferd rettet sich bei Gefahr sofort ins Wasser, während ich hier feststellen konnte, daß das kleine seine Zuflucht auf dem Lande sucht. Die nächsten Tage zogen wir den Lofa-Fluß aufwärts. Die Gegend beginnt hier hügelig zu werden. Das Flußbett wird breit und steinig, sodaß man es mit einem Boote nicht befahren kann, der Urwald dagegen

lichter und höher. Und wenn er auch noch dicht und undurchdringlich schien, so konnten wir uns doch ohne allzu große Schwierigkeiten einen Weg hindurchbahnen. Allenthalben sahen wir viele Elefantenspuren, aber alle älteren Datums. Auch fanden wir das Skelett eines Elefanten, und stolz erklärte mein Führer, daß er denselben erlegt habe. Es war ein kleines Tier, nach meiner Schätzung kaum drei Jahre alt. Ich ärgerte mich und machte dem Jäger Vorwürfe, daß man hier im Lande solch junge Tiere schösse. Erstaunt schaute er mich an, schien mich jedoch nicht zu verstehen. Er ging fort und kam bald darauf mit einem winzigen, aber schon voll ausgebildeten Elefantenschädel zurück. „Wie kannst Du sagen, daß ich junge Elefanten schieße. Das Skelett hier vor Dir ist das einer ausgewachsenen Elefantenkuh. Der Schädel, den ich Dir hier zeige, ist der ihres Kindes, das sie noch im Leibe trug. Aber das konnte ich nicht wissen. Wir schießen das Tier, an das wir herankommen, ob es nun ein Männchen oder ein Weibchen ist.“ Ich ließ mir Näheres erzählen und stellte fest, daß die Eingeborenen hier vier Arten von Elefanten unterscheiden. Als erste Art den Bwinne, einen großen Elefanten mit kurzen Zähnen. Als zweite den Madyanga, ebenfalls ein großer Elefant, aber mit langen dünnen Zähnen, der besonders bösartig sein soll und meistens als Einzelgänger vorkommt. Als dritte Art den Sarra, dies ist die größte Art mit großen schweren Zähnen. Von dieser Art sollen selbst die weiblichen Tiere große Zähne tragen. Diese drei Arten sind jedenfalls die gewöhnlichen westafrikanischen Elefanten, die nur von den Eingeborenen besonders nach der Größe der Zähne benannt

werden. Nun kommt aber eine vierte Art hinzu, Sumbi genannt, und dies ist unbedingt eine neue Art, die dem von Mr. Garner im Kongo entdeckten Massala ähnelt. Im Zoologischen Garten in New-York befindet sich ein Zwergelfant aus dem französischen Kongogebiet, dem die Wissenschaft den Namen *Elephas pumilio* gegeben hat. Ich persönlich glaube, daß es sich bei diesem Elefanten um einen Zwerg des afrikanischen Elefanten handelt, aber nicht um den Vertreter einer wahren Zwergart, wie sie Mr. Garner im Kongo entdeckte. Während meiner fünfjährigen Reise, die mich von den Viktoriatällen in Rhodesia nach Westafrika nahe St. Paul de Loando und von dort durch den Kongo, Nord-Rhodesia und durch Ost-Afrika nach Daressalam führte, hatte ich Gelegenheit, den afrikanischen Elefanten zu studieren, wie wohl kaum ein anderer. Dreiundsechzig Elefanten habe ich allein erlegt, dazu kommen noch einige wenige, die von mir angeschweift und später von meinen Jägern oder Eingeborenen gelunden wurden. Ich hatte das Glück, den ersten ostafrikanischen Elefanten nach Europa zu bringen. Bevor ich nach Liberia kam, war ich der Meinung, daß es nur zwei verschiedene Arten Elefanten in Afrika gebe, nämlich eine Art mit langen Beinen und schlankem Körper, die meistens dünne lange Zähne haben, und eine zweite Art, kleiner, gedrungener, mit kürzeren Beinen und schweren Zähnen. Diese Meinung wurde von allen Elefantenjägern, die ich kennen lernte, geteilt. Die Namen der Eingeborenen für Elefanten haben nichts zu sagen, sie basieren nur auf der Größe und Verschiedenheit der Zähne. So haben die Awemba in Nord-Ost-Rhodesia einen besonderen Namen für jede Zahn-Art.



Der Golajäger, dem der Verfasser die Entdeckung des Zwergelefanten verdankt.
Eingeborenen-Brücke [monkey-bridge] über einen Urwaldbach.

Ich erinnere mich dieser Namen nicht mehr, aber den zahnlosen Bullen, den man häufig in ihrem Lande findet, nennen sie N'tendo, während sie den Elefanten mit nur einem Zahn Chipembe nennen.

Als ich in Ostafrika jagte, traf ich am 15. Mai 1908 auf eine große Herde Elefanten nahe am Ober-Ruaha im offenen Dornengelände, die in drei Rudeln an mir vorbeigingen. In der ersten und zweiten Gruppe waren nur Kühe und Kälber, während ich in der dritten Gruppe, die von mir am weitesten entfernt war, zwei starke Bullen sichtete. Nachdem die erste Gruppe an mir vorbeigegangen war, ging ich nicht drei Meter hinter dem Schwanz des letzten Elefanten auf die nächste Gruppe zu. Hier sah ich, kaum zehn Schritte von mir, einen Elefanten, nicht größer als ein drei Jahre altes Kalb — ungefähr 5 Fuß hoch — mit langen dünnen Zähnen, die das kurze Gras berührten. Ich hatte volle zwei Minuten Gelegenheit, dieses interessante Tier zu beobachten. Die Elefanten wechselten langsam von einem Futterplatz zum anderen. Im Spiel brachen sie Zweige, ohne richtig zu äsen. Während der ganzen Zeit schlugen sie mit den Ohren, so daß ich nicht bestimmt sagen kann, ob die Ohren des Zwerges unter ihnen kleiner als gewöhnlich waren, aber ich bin sicher, daß ich hier zum ersten Male einen wirklichen Zwerg unter Elefanten sah, so wie wir ja auch Zwerge unter Menschen haben.

Während ich heute schreibe, sinken die Wände des Zimmers vor meinen Augen, ich bin wieder zwischen den Dornen auf der Ussangu-Mbuga (Ebene), fühle die Erde beben unter dem Tritt der Riesenfüße von sechzig oder

mehr der größten Kreaturen der Welt. Meine Hände umklammern das schwere Elefantengewehr. Eng angepreßt stehe ich gegen einen schützenden Busch. Jeder Nerv zittert vor Aufregung. Ich sehe die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf der schwarzen Haut der Elefanten fallen, die geisterhaft erscheinen. Diese glücklichen Tage sind vorbei, nie werden sie wiederkehren. Ich zog durch Afrika, ein froher fröhlicher Großwildjäger. Schwere Tage der Entbehrung waren es, aber auch der herrlichsten Aufregung und Erfolge der Großwildjagd.

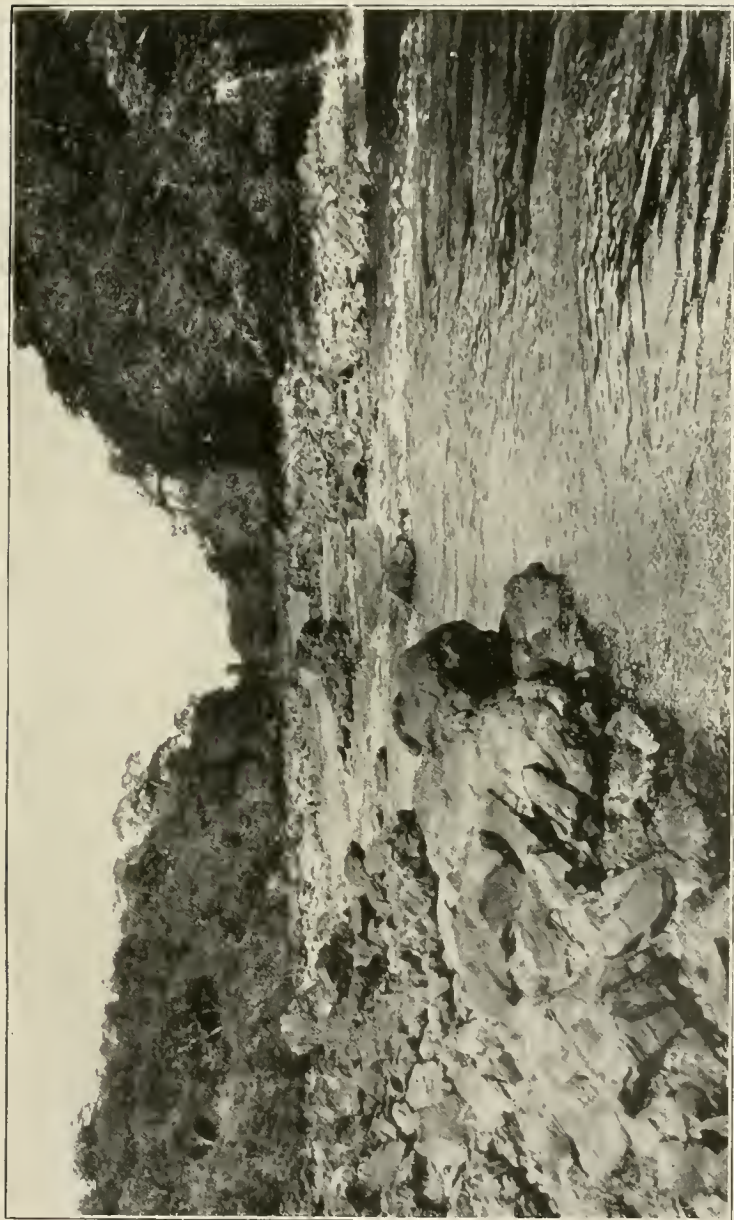
In seiner Beschreibung des Messala betont Garner besonders die spielerische Art und ihren Zusammenschluß in größere Herden als sonst üblich. Dies kann ich nicht als eine Sonderheit in der Gewohnheit der Elefanten anerkennen. Auf der Simikwe-Mbuga nahe dem Ruaha in Deutsch-Ost-Afrika beobachtete ich mehrere Wochen eine Herde Elefanten von über dreihundert Stück. Alle Elefanten des ganzen Bezirks zogen sich hier während der letzten zwei oder drei Monate der Trockenzeit zusammen. Ich lagerte hier über einen Monat, nur um die Elefanten zu studieren, indem ich zugleich versuchte, gelegentlich einen einsamen Bullen, der sich von der Herde absonderte, zu erlegen. Er war unmöglich in der Ebene selbst den Elefanten beizukommen, da man dort ständig bis zur Brust im Wasser war. Das Resultat dieser Beobachtung war, daß die Elefanten ihre Angewohnheiten an dem Tage änderten, wo sie sich in diesen Schlupfwinkel der Trockenzeit zurückzogen. Sie fingen an, auf der offenen Ebene zu grasen, wo nicht ein einziger Baum stand, und ihre einzige Nahrung während dieser Zeit war das Sumpfgras und

Schilf. Manchen Morgen habe ich mich auf fünfzig oder sechzig Schritte an die Herde herangepirscht, um die jungen Tiere beim Spiel zu beobachten. Besonders eines Morgens erinnere ich mich deutlich, an welchem ich zwei junge Bullen beobachtete, die spielten, wie zwei riesige Katzen, wenn man diesen Vergleich bei Elefanten anwenden darf. Sie stießen sich mit den Köpfen hin und her, schlugen mit Zähnen zusammen und wanden sich ihre Rüssel gegenseitig um den Hals. Alle Elefanten sind spielerisch veranlagt. Ich habe im Jiam-Jiam in Ost-Afrika einen riesigen zahnlosen Bullen beobachtet, der mit einem großen Stück Holz spielte. Er nahm es mit seinem Rüssel hoch, hielt es dann über seinen Kopf und ließ es auf die Steine niederfallen. Je mehr es beim Niederfallen klapperte, desto mehr schüttelte er vergnügt seinen Kopf und grunzte befriedigt. Dann begann er das Spiel von Neuem.

Mr. Deacon, ein erfahrener Elefantenjäger, erzählte mir, daß er zwischen Bismarckburg und Udjiji, nahe am Tanganika-See, eine Herde von Elefanten einer kleinen Art traf, die besonders böse waren und gemeinschaftlich annahmen, wenn sie einen Menschen nur sahen oder witterten. Und wenn er auch von kleinen Elefanten sprach, dachte er hierbei niemals an eine Zwergart, sondern an die langbeinigen Elefanten mit dünnen, kleinen Zähnen. Nach allem aber, was ich von Garner über die Zwerg-elefanten im Kongo gelesen habe, bin ich felsenfest davon überzeugt, daß es sich hier tatsächlich um ein Pygmäen handelt, die im französischen und belgischen Kongo vorkommt. Daß es sich bei den Sumbi oder Zumbi um eine neue unbekannte Art des Zwerg-elefanten handelte, davon

konnte ich mich später noch persönlich überzeugen, obwohl mir schon das Skelett und der Schädel des vor mir liegenden Elefanten zur Genüge den Beweis erbrachte. Jeder Eingeborene, den ich später fragte, versicherte mir, daß ein ausgewachsener Bulle des Sumbi niemals höher als fünf Fuß würde. Die Zähne, von denen ich später vom Präsidenten Barclay in Monrovia ein Exemplar erhielt, das von einem alten Elefanten stammte, wie man deutlich am Elfenbein erkennen konnte, werden nicht mehr als einen Fuß lang.

Wir folgten dem Lofa-Strom aufwärts auf einem Elefantenwechsel, von dem aus man aber das Strombett nicht sehen konnte. Wir hörten das Wasser rauschen, je weiter wir vordrangen, desto stärker wurde der Schall. Es klang wie ein Wasserfall. Da arbeiteten wir uns durch das Dickicht zum Flußufer hinab. Vor uns lag der mächtige Strom, durch eine Reihe Inseln in verschiedene Arme geteilt. Weiter aufwärts waren große Stromschnellen, in denen das Wasser munter über die Steine sprang. Als Entdecker nannte ich sie Howard-Schnellen, nach dem damaligen Präsidenten der Republik. An einem entzückenden Platze, an welchem wir den Fluß übersehen konnten, schlugen wir unser kleines Jagdlager auf. Am späten Nachmittag unternahm ich noch einen Pirschgang mit dem alten Elefantenjäger. Er verstand es vortrefflich, auf einem Grashalm Antilopen heranzurufen, genau wie der europäische Jäger den Rehbock anblattet. Auf diese Weise brachte er mir eine Zebra-Antilope (*cephalophus doriae*) zu Schuß. Diese kleine interessante Antilope, leider von ihrem Entdecker nach dem Vornamen seiner



Die vom Verfasser am Lofa-Fluß entdeckten und nach dem damaligen Präsidenten Liberias, Howard-Fälle genannten Siromschnellen.

Frau „Doria“ genannt, ähnelt in ihrer Streifung vollkommen dem Zebra, nur daß die schwarzen Streifen auf rotem Untergrunde stehen. Sie wird, wie eine Reihe anderer Antilopen und auch das Zwergflußpferd, nur in Liberia angetroffen. Wenn ich hier von Liberia spreche, meine ich natürlich nicht das politische Liberia, sondern den ganzen Länderstrich von der Sierra Leone bis weit in die französische Elfenbeinküste hinein. Ich jagte noch einige Tage in dieser Gegend und konnte zu meiner Freude einen starken männlichen Bongo (*Boocecerus eurycerus*), der am späten Nachmittag auf unbewachsenes altes Feld ausgetreten war, zur Strecke bringen. Dann kehrte ich nach Taquema zurück, um das Anlegen der Fanggruben für die Zwergflußpferde zu überwachen. Wenn das Zwergflußpferd auch nicht so ständigen Wechsel hat wie sein großer Vetter, so findet man auch im Busch immer Pfade, die es mit einer ziemlichen Regelmäßigkeit benutzt. Hier wird nun die Fallgrube angelegt. Sie ist ungefähr ein-einhalb Meter tief und so schmal, daß ein ausgewachsenes Zwergflußpferd, wenn es hineinfällt, gerade darin eingeklemmt ist. An den beiden Schmalseiten der Gruben wird unten eine schräge Stufe angelegt, die hart gestampft und möglichst geglättet wird. Die Zwergpflußpferde sind ausgezeichnete Kletterer und um zu verhindern, daß sie den Rand der Grube erreichen, dienen diese Stufen, auf denen sie, wenn sie sich aufrichten wollen, immer wieder abrutschen. Die Grube wird mit dünnen Zweigen verdeckt und hierauf wird wieder eine dünne Schicht Erde aufgelegt, die man vorsichtig zuerst beim Anlegen der Grube ausgestochen hat. Die übrige Erde aus der Grube wird in

Körben und Säcken möglichst weit fortgetragen. Hat es erst einige Male geregnet, leichte Regenschauer fallen ja auch in Liberia wöchentlich während der Trockenzeit, so ist die Menschenspur verwischt, und das ahnungslos dahinziehende Tier, durch nichts gewarnt, fällt in die Grube, sobald es nur die Vorderfüße auf die lose Decke gesetzt hat. Als erstes fing sich allerdings ein Gola-Mann in der Grube, der aber außer einem verstauchten Arm mit dem Schrecken davon kam. Die nächsten vierzehn Tage benutzte ich, um sämtliche Nebenflüsse des Lofa in der Umgebung von Taquema abzupatrouillieren. Da der dichte Urwald ein leises Vorwärtskommen unmöglich machte, benutzte ich die Bäche und Flüsse als Wege, in denen jetzt zur Trockenzeit das Wasser nur einige Fuß hoch stand. Bei einem dieser Ausflüge konnte ich einen liberianischen Büffel zur Strecke bringen. (Siehe 2. Teil, „Büffel, die ich erlegte“.) Wenn auch jagdlich die Erfolge, hauptsächlich dadurch, daß ich immer nur nach dem Zwergflußpferd suchte und sogar frische Elefantenspuren unbeachtet ließ, nicht bedeutend waren, so konnte ich doch eine große Anzahl Flüsse auf die Karte bringen, die bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, und gleichzeitig den Beweis liefern, daß der bisher auf allen Karten eingezeichnete Lauf des großen Lofa-Stromes vollständig falsch war.

Da ich hörte, daß in Jenne, einer Stadt nahe der englischen Grenze, vor einigen Tagen ein junges Zwergflußpferd gefangen, natürlich aber auch gleich von den Eingeborenen verzehrt worden sei, beschloß ich dorthin einen Ausflug zu unternehmen. Es kam mir jetzt in erster Linie

darauf an, möglichst viele Häuptlinge und Städte kennen zu lernen, um die Eingeborenen zu veranlassen, Fallgruben anzulegen. Auf dem Wege nach Jenne erlegte ich mit einem bildschönen Schusse ein starkes Pinselohr-Schwein (*Potamochoerus porcus*).

Jenne-Town soll die älteste Stadt im ganzen Gola-Lande sein. Einmal ist sie von den Engländern von Sierra-Leone aus erstürmt worden, wurde aber nicht zerstört. Hier waren also vor mir schon Europäer gewesen, aber es mußte eine geraume Zeit her sein, denn ich wurde ebenso wie in allen anderen Dörfern als ein Wundertier bestaunt. Von besonderer Wichtigkeit war es für mich, daß ich mit Jenne meine Karte an die englischen kartographischen Aufnahmen anschließen konnte. Dicht hinter Jenne beginnt der große Sue-Busch, der sich tagelang ohne menschliche Ansiedlung erstreckt und voll von Elefanten sein soll. Ich war schon halb und halb entschlossen, einen größeren Jagdzug in den Busch zu unternehmen, kämpfte noch mit mir selbst, ob ich meiner Jagdpassion folgen oder weitere Städte aufsuchen sollte, um mit den Eingeborenen wegen des Zwergflußpferdes Abkommen zu treffen. Ein Fieberanfall, der erste, den ich während dieser Zeit erlitt, entschied. Ich mußte drei Tage das Bett hüten. Daher schickte ich Momoro mit einigen Leuten aus, der mir die Aussagen der Eingeborenen bestätigte, daß Zwergflußpferde in der Umgegend vorkämen. Das Wetter war prachtvoll, nicht zu heiß, und die Abende märchenhaft schön, die man voll genießen konnte, da man nicht von Moskitos geplagt wurde.

Im Hinterlande von Liberia kommt an verschiedenen Stellen Seifenstein (*Steatite*) vor. Beim Graben auf den

Feldern finden die Eingeborenen manchmal kleine Götzen aus diesem weichen Stein modelliert. Diese Götzen werden von den Eingeborenen als Fetisch-Teufel hochgeschätzt. Sie werden von dem glücklichen Besitzer in großen Ehren gehalten und nie verkauft. Übernatürliche Kraft wird ihnen zugeschrieben. Der Eigentümer kann sich durch den Besitz großes Ansehen erwerben. Vor allen wichtigen Unternehmungen werden sie zu Rat gezogen. Sie entscheiden manchmal über Krieg und Frieden. Keine Reise wird angetreten, ohne den Götzen zu fragen.

Ihren Haupteinfluß sollen sie aber auf die Reisernte ausüben. Man findet daher einen solchen Götzen manchmal mitten in einem Reisfeld unter einem winzigen Schuttdach, auf einem kleinen Thron aus Bambus. In aller Heimlichkeit wird er nachts von dem Eigentümer hier hingestellt. Niemand darf davon wissen, wie auch niemand wissen darf, wer einen solchen Reisgott, wie er landläufig genannt wird, in seinem Besitz hat. Von hieraus sollen sie das Reisfeld gegen zwei- und vierbeinige Räuber schützen. Jeder von diesen Götzen soll eine Anzahl Untergebene haben, die seinen Befehlen gehorchen. Jeden Tag muß ihm eine Gabe gebracht werden. Reis, Palmwein und sogar Hühner werden ihm geopfert. Er scheint sehr empfindsamer Natur zu sein, denn wenn das Opfer vergessen wird, ist er beleidigt und rächt sich an seinem Herrn. Jedesmal, bevor er um Rat gefragt wird, muß ihm außerdem etwas Reismehl dargebracht werden.

Nur durch Diebstahl kann man einen solchen Götzen in seinen Besitz bringen, und zwar so, daß man ihn von dem Diebe kauft, der Angst hat, bei Ausführung des Raubes



Steinskulptur, einen Reisgözen darstellend ($\frac{1}{4}$ nat. Größe).



Wandmalerei in Jenne, eine Elefantenjagd darstellend.

beobachtet worden zu sein. Der gestohlene GöÙe soll eine noch größere Zaubermacht gewinnen. Der Eigentümer war nicht wachsam und der Dieb hat sein Vertrauen in die Zauberkräft dadurch bewiesen, daß er die Gefahren des Diebstahles auf sich nahm. Wird aber der Dieb gefaßt und der Häuptling erfährt davon, so wird er sowohl wie der Eigentümer mit einer schweren GeldbuÙe belegt, der Eigentümer, weil er dem Häuptling nicht gemeldet hat, daß er einen ReisgöÙen in seinem Besiß hat. Der große Mann, wie der kleine GöÙe in aller Ehrfurcht genannt wird, geht aber in den Besiß des Häuptlings über.

Der Ursprung dieser GöÙen ist unbekannt. Steinbildhauer hat es seit Menschengedenken unter den Eingeborenen nicht gegeben. Uralt sind diese GöÙen, darüber besteht kein Zweifel. Es ist nur die Frage, ob sie im Lande angefertigt oder von Fremden in das Land gebracht sind.

Auf einer Taubenjagd fand ich durch Zufall einen ReisgöÙen im Reisfeld. Kurz entschlossen steckte ich ihn ein, zu meiner Schande muß ich es gestehen. Ich folgte aber nur der mir bekannten Landessitte. Am nächsten Tage marschierte ich ab, ohne daß der Diebstahl entdeckt war. Mit meiner ganzen Sammlung kam er zu meinen Eltern. Eines Tages war er verschwunden. Alles wurde durchsucht, aber er war nicht aufzufinden. Die nächsten Jahre hatte ich wenig Glück mit meinen Unternehmungen. PlöÙlich war er wieder da, wie hingezaubert. Jetzt steht er auf meinem Schreibtisch. Hoffentlich wird mir der garstige, kleine Teufel aus Liberia weiter Glück bringen.

Ein altes Mütterchen, namens Gumbobwile, die mir als älteste Frau des Gola-Landes vorgestellt wurde, be-

suchte mich. Sie hat fünf Generationen, von denen die jüngste zehn Jahre alt ist, gesehen und war von einer entfernten Stadt hergekommen, um noch vor ihrem Tode einen Weißen kennen zu lernen. Sie erzählte mir, daß noch in ihrer Jugendzeit das ganze Land zwischen dem Sue-Busch und Boola ein großer Busch ohne jede menschliche Niederlassung gewesen sei. Ein König namens Dabumbo, der Urgroßvater von Tawe, hat dann nahe am Lofa-Strom eine kleine Stadt gebaut, die er Godja-Bimbo nannte.

Nachdem ich mit dem Häuptling von Jenne wegen des Fangs der Zwergflußpferde alles besprochen hatte und zwei meiner Leute dort zurückgelassen hatte, kehrte ich wieder nach Taquema zurück. Hier wurde ich gleich mit der angenehmen Nachricht empfangen, daß zwar zwei Zwergflußpferde in die Grube gefallen, aber doch wieder entkommen seien. Jetzt beschloß ich, mein Lager nach Macca, von wo ich ausgezeichnete Berichte bekommen hatte, zu verlegen. Ueber Yangaia, wo ich meine Gruben inspizierte, marschierte ich über Bombo-Town und der auf einer Insel gelegenen Stadt Tindoa nach Macca. Macca liegt nahe bei Mr. Browns-Place, bis wohin Büttikofer vorgedrungen war. Hier befand ich mich im Lande der Konné-Gola, die an den Veystamm grenzen.

Von hier aus unternahm ich Jagdausflüge in die Umgegend. Als ich eines Tages auf meinem Rade weit vor meinen Trägern auf einem Eingeborenen-Pfade dahinfuhr, sah ich plötzlich einen Bongo (*Boocercus euryceros*), der kaum dreißig Schritte von mir entfernt verhoffte und mich mit erstaunten Augen ansah. Glücklicherweise hatte ich

mein Gewehr bei mir und konnte ihn mit einem guten Blattschuß zur Strecke bringen. Es war ein starkes, weibliches Tier mit unverhältnismäßig gut entwickeltem Gehörn.

Auf meinen Jagdzügen stieß ich fortwährend auf zerstörte Dörfer. Auf den verlassenen Feldern war der junge Busch dicht aufgewachsen und bot den Elefanten und anderem Wilde vorzügliche Aesungsplätze. Furchtbar war in dem Busch um Macca herum das haarscharfe Schwertgras, das meinen unglücklichen bloßen Beinen und Armen böse zusetzte.

Eines Morgens brach ich schon vor Tagesgrauen von Macca auf und stieß bald auf die Fährte von Elefanten, die in der letzten Nacht in einem alten Garten geäst hatten. Mein Führer wollte die Fährte nicht aufnehmen, da er sicher war, bald darauf noch frischere zu finden. Nach kaum einer halben Stunde hörten wir Elefanten. Sofort merkte ich zu meinem Verdruß, daß wir gerade mit einer Herde zusammengerannt waren, die von einem Aesungsplatz zum andern wechselten. Unglücklicherweise gingen sie auch noch in zwei Rudeln und nahmen uns so direkt in die Mitte. Nun war es sicher, daß eine Gruppe uns unbedingt winden mußte. Ich brach, nur gefolgt von Momoro, ohne Rücksicht auf den Lärm, den ich machte, durch den dichten Busch auf die eine Gruppe durch und hatte so wenigstens die Genugtuung, die Elefanten zu sehen. Schießen aber hätte ich nur ein ganz kleines Tier können, da die anderen fortwährend durch Gestrüpp gedeckt waren. Hier hatte ich zum ersten Male eine Herde Sumbi (Zwerg-Elefanten) vor mir. Es war ein eigentümlicher Anblick, ungefähr zwanzig Elefanten, und keiner davon

war größer als eine ausgewachsene Kuh. Jeder Zweifel war jetzt geschwunden, hier hatte ich es wirklich mit einer Zwergart von Elefanten zu tun, die bisher noch nicht bekannt waren. Während ich die Elefanten beobachtete, stand, kaum zehn Meter von mir entfernt, eine Zebra-Antilope (Antilope Doria Og.), die, von den Elefanten aufgeschreckt, diese interessiert anäugte, ohne mich zu gewahren.

Nach einigen Tagen verlegte ich mein Lager mitten in den dichten Busch ungefähr drei Stunden vom Dorfe entfernt, um von hier aus meine Pirschgänge zu unternehmen. Am 28. Februar 1912 fand ich wieder frische Fährte der Sumbi. Sie waren an einem Bach entlang gewechselt und leicht zu verfolgen. Mein Führer und Momoro blieben zurück, riefen mich und zeigten mir deutlich im Sande abgedrückt die frische Fährte eines Zwergflußpferdes. Sofort verließen wir die Elefanten und nahmen die Zwergflußpferd-Fährte auf. Bald darauf war sie im Wasser verloren, wie wir auch suchten, wir fanden sie nicht wieder. Plötzlich winkte der Führer und zeigte uns eine Röhre, in die, wie er behauptete, das Zwergflußpferd gekrochen sei. Zwei meiner Leute kletterten ans Ufer, wo sie einen zweiten Ausgang fanden. Ich glaubte nicht mehr an diese Höhlengeschichte. Wie viele Höhlen hatten wir schon durchgestöbert, ohne je ein Tier darin gefunden zu haben. Andererseits aber war häufig Losung der Zwergflußpferde vor diesen Löchern zu sehen. Oben am Flußufer begannen die Leute mit einem Stock in das Loch hinein zu stoßen. Alles blieb still. Plötzlich hörten wir ein Geräusch, und heraus trat das lang ersehnte Mwe

(Zwergflußpferd). Ich hatte noch die Elefantenbüchse in der Hand. Ein Schuß, und verendet brach es zu meinen Füßen zusammen. Groß war meine Freude, endlich ein Erfolg. Aber als ich mir die Sache näher besah, wurde diese Freude bedenklich gedämpft, denn wie leicht hätten wir es lebend fangen können, wir hätten nur die beiden Ausgänge zu verschließen brauchen und hätten dann in Ruhe ein starkes Gitter herumbauen können. Aber wie gesagt, ich glaubte ja garnicht daran, daß das Tier wirklich zu Hause sei. Als erster Europäer war es mir geglückt, ein Zwergflußpferd zur Strecke zu bringen. Nur wenige Exemplare, und die in schlechtem Zustande, existierten in den Museen der ganzen Welt. Sofort wurden die Maße genommen. Die Länge betrug zwischen zwei Stöcken gemessen von Nasenspitze zum Schwanzansatz 172 cm, Gurt hinter den Vorderbeinen 139 cm, vor den Hinterbeinen 173 cm. Es war also tatsächlich dicker als lang. Leider konnte ich das Skelett nicht präparieren, da ich zu weit von meinem Zelt entfernt war. An Ort und Stelle wurde es abgebalgt. Während wir bei der Arbeit waren, hörten wir in einiger Entfernung Elefanten. Ich konnte mich nicht darum kümmern, da ich die Neger beim Präparieren nicht einen Augenblick allein lassen durfte. Das Fell habe ich in tadellosem Zustande nach Deutschland gebracht und das ausgestopfte Tier steht jetzt im Senckenberg-Museum in Frankfurt am Main. Kaum hatte ich das Tier erlegt, als mein Führer darauf lossprang, um ihm mit seinem Buschmesser den Schädel zu zerhacken. Gerade im letzten Augenblick konnte ich ihn von seinem Vorhaben abbringen. Die Decke wurde zum Lager gebracht und die ganze Nacht

satz ich mit meinen Leuten, um die dicke Fettschicht loszulösen und das Fell sorgfältig zu präparieren. Am nächsten Tage ging ich wieder auf die Jagd. Die Hitze hatte inzwischen sehr zugenommen und es war anstrengend, sich durch den Busch hindurchzuarbeiten. Mein Führer erzählte mir, daß in der Nähe ein Berg sei, wo in alten Zeiten Europäer Gold gegraben hätten, aber lange bevor die Liberianer ins Land gekommen seien. Als ich zum Lager zurückkam, fand ich, daß meine faulen Neger so gut wie nichts an der Flußpferdecke gearbeitet hatten. Nun mußte ich wieder die halbe Nacht dabeisitzen, um den Schaden gutzumachen.

Am 1. März konnte ich auf der Jagd eine Herde Schimpansen längere Zeit beobachten. Es ist immer eine Freude, diese klugen, possierlichen Tiere in ihrer Heimat, wenn sie sich unbemerkt glauben, zu sehen. Kurz vor Dunkelwerden, als ich im Lager noch an meiner Flußpferdhaut arbeitete, kam einer meiner Leute, den ich in Tindoa zurückgelassen hatte und brüllte mir schon von weitem zu:

„Massa, Massa, dem Mwe done catch“ (Herr, Herr, ein Flußpferd ist gefangen.) Das Echo nahm den Ruf auf. Von allen Seiten brach es auf mich ein: Massa, dem Mwe done catch!“ — Endlich — mein Ziel erreicht! — Der Sieg errungen. Nässe und Kälte — Hunger und Krankheit, den ewigen Kampf mit dem Urwald und seinen Bewohnern, alles hatte ich freudig überstanden. Aber gelitten hatte ich, bitter gelitten an dem Unglauben meiner eigenen Landsleute. Gekocht habe ich innerlich vor Wut, wenn man mir in Europa achselzuckend auf alle meine Versicherungen entgegnete: „Lieber Herr, Sie haben sich



Das erste von einem Europäer, dem Verfasser, erlegte Zwergflußpferd.

Zwergflußpferd in der Fanggrube.

Verfasser mit Transportkorb an einer Grube, in der sich ein Zwergflußpferd gefangen hat.

in der Aufregung getäuscht.“ Ich fühlte, daß man mir überhaupt nicht glaubte, denn wenn er wirklich ein Tier gesehen, sagten sich die klugen Leute, hätte solch ein passionierter Jäger sicher geschossen. Die langen Monate hindurch hatte ich einen schier verzweifelten Kampf geführt. Bitterer Haß hatte sich mir ins Herz gefressen. Wer die Einsamkeit kennt, weiß, was es heißt, allein zu kämpfen und zu ringen, einem Phantom nachzujagen! Allein saß ich abends an meinem Lagerfeuer. Ideen kamen und gingen. Pläne, kaum geboren, wurden verworfen, Hoffnungen begraben, bevor sie entstanden. Und keinen Menschen, der mich verstand, nicht hier, nicht in der Heimat. „Er läuft einem Tier nach, das es nicht gibt“, sagte man dort, wenn jemand nach mir fragte! Die überspannten Nerven ließen nachts den Schlaf fliehen. Ich konnte nicht schreiben, mochte nicht lesen.

Ich stand wie erstarrt. Er sprang auf mich zu wie ein wildes Tier, packte mich und riüttelte mich bis ins Innerste, der Ruf: „Massa dem Mwe done catch.“ — Ich flüchtete in mein Zelt. Brach zusammen. Flog wie in Fieberschauern. Dann kamen mir die Tränen, mir, dem harten afrikanischen Großwildjäger. Bwakukama weinte. Lächerlich, nicht wahr? — Aber die überspannten Nerven verlangten gebieterisch ihr Recht. Es dauerte Minuten, bis ich mich sammeln und heraustreten konnte zu meinen vor Freude und Aufregung zitternden Leuten. Wie hatte ich mich auf diesen Tag gefreut, um den ich ein Jahr gekämpft und gerungen. Aber keine Freude wollte aufkommen, nur ein bitteres Gefühl der Genugtuung den Zweiflern gegenüber, die an meine Worte nicht geglaubt

hatten. Doch als ich meine braven Schwarzen sah, die mich strahlenden Auges umdrängten, als mein treuer Jäger Momoro mir immer und immer wieder die Hand schüttelte und mich beglückwünschte, schmolz alle Bitterkeit wie Eis in der Sonne. Was mir meine Landsleute versagten, gabt ihr mir, ihr einfachen Kinder des Urwaldes. Ihr schenktet mir Vertrauen. Unermüdtlich seid ihr mir gefolgt. Nicht einen Augenblick habt ihr daran gezweifelt, daß wir unser Ziel erreichen würden. Dabei kanntet ihr am besten die Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten, die den klugen Leuten in ihren bequemen Sesseln in Europa so klein erscheinen. Euch verdanke ich meinen Erfolg!

Noch am selben Abend marschierte Momoro ab, der brave Kerl, der Leid und Freud mit mir teilte. Man muß verstehen, was es für einen abergläubischen Vey-Mann heißt, nachts durch den Urwald zu reisen, um die Tat recht zu würdigen.

Nach schlafloser Nacht brach ich am nächsten Tage noch vor Morgengrauen auf. Dichter Nebel lag über dem Urwald, kroch zwischen den Bäumen dahin, schmiegte sich an einen Baum, umarmte ihn, um dann plötzlich in Nichts zu zerfließen. Auch uns umfingen die Nebelgeister, umarmten uns, daß uns vor Kälte und Nässe schauderte. Wir marschierten quer durch den Urwald, auf Elefantenspuren und alten Kriegswegen der Gola, die nur noch wenige Leute kannten. Still und schweigsam schritten wir dahin, bis die Sonne aufstieg, die bösen Schatten verscheuchte und uns mit der Wärme auch den Frohsinn zu-

rückgab. Wir marschierten und marschierten ohne Rast und ohne Pause und erreichten nach fünf Stunden Tindoa. Wir wurden über den Fluß gesetzt, kamen in die Stadt, wo mich schon Leute erwarteten, die mich weiter führten und auf der anderen Seite der Insel wieder über den Fluß setzten, und bald darauf stand ich vor der Grube, in der das Zwergflußpferd gefangen war. Momoro hatte schon Leute ausgesickt, und rings im Walde klangen Äxte, die Bäume fällten, um die Umzäunung anzulegen. Die Grube, in der das Tier lag, war mit dicken Baumstämmen bedeckt, damit es nicht wieder heraus konnte, wie es schon so oft geschehen war. Ein junger Halbliberianer namens Henry L. Sherman, den ich angestellt hatte, um in der Umgegend von Tindoa Gruben für mich anzulegen, hatte das Tier gefangen. Ihm gebührt die Ehre, das erste Zwergflußpferd gefangen zu haben, das je nach Europa gekommen ist. Mit den Eingeborenen zusammen hat er gearbeitet und die Grube angelegt. Die Leute hatten Zaubermittel gebraucht, und denen schrieben sie den Erfolg zu. Keiner der Leute, der an der Grube gegraben hatte, durfte die Nacht vor dieser Arbeit mit seiner Frau zubringen. Dies ist übrigens ein Aberglauben, den ich bei den meisten Elefantenjägern in Afrika gefunden habe. Der Jäger muß in der Nacht vor der Jagd enthaltsam sein. Beträgt ihn eine seiner Frauen, während er im Busche auf Elefantenjagd ist, bedeutet es für ihn den sicheren Tod.

Ich ließ vorsichtig einige Bohlen abnehmen, um mir das Tier zu besehen. Es war ein schönes, ausgewachsenes junges Männchen. Hier stand ich nun vor einem Tiere, das vor mir noch nie lebend von einem Europäer gesehen

worden war. Viele Expeditionen mit großen Mitteln waren ausgeschickt worden, das Tier zu fangen. Den wenigsten dieser Expeditionen war es überhaupt geglückt, ins Innere vorzudringen. Der frühere Hagenbecksche Tierwärter Schulz, der in der Gefangenschaft während des Weltkrieges mit Unterstützung des Zoologen Eduard Elogen ein Buch schrieb, behauptete zwar, er wäre dem Tiere auf der Spur gewesen. Ich muß hier ausdrücklich feststellen, daß Herr Schulz nie in das Innere von Liberia eingedrungen ist. Es ist möglich, daß er während seiner Anwesenheit an der liberianischen Küste, wo er für Hagenbeck Tiere aufkaufte, von dem Vorkommen des Zwergflußpferdes gehört hat. Mich wundert nur, daß Hagenbeck, der mir doch alle Informationen zur Verfügung stellte, nicht davon erzählte. Es wäre zu empfehlen gewesen, wenn sich Herr Schulz vor Bearbeitung seines Buches etwas mit der afrikanischen Literatur vertraut gemacht hätte. Er erhebt zum Beispiel Anspruch darauf, Entdecker des Jonstons Gnu (*Connochaetes johnstoni*) in Deutsch-Ost-Afrika zu sein. In meinem schon 1910 erschienenen Buch „Wild und Wilde im Herzen Afrikas“ brachte ich bereits eine Abbildung gerade dieses Gnu, ohne natürlich daran zu denken, Anspruch auf die Entdeckung zu machen, denn schon der Name johnstoni besagt zur Genüge, daß es von Sir Harry Johnston entdeckt wurde. Die von Schulz später beschriebene Filmexpedition wurde einzig und allein von meinem leider ganz im Anfang des Weltkrieges gefallenen Freunde Robert Schumann geführt, der allerdings eine Zeit lang mit Herrn Schulz zusammen reiste. Die Negative sind noch heute Eigentum der Gesellschaft resp. von derselben an die Ufa

abgetreten. Einem Toten auf diese Weise seine Verdienste zu schmälern, ist beschämend.

Auch mir war bei meiner Ankunft in Monrovia nur Schlechtes prophezeit worden. Wie ich schon erwähnte, hieß es allgemein, es existierten überhaupt keine Zwergflußpferde und ins Innere des Landes einzudringen wäre ohne größere bewaffnete Macht unmöglich. Einige Zeit vor mir habe ein Oesterreicher versucht ins Gola-Land einzudringen. Er sei jedoch von den Leuten ausgeplündert und halb totgeschlagen in einem erbärmlichen Zustande wieder an der Küste angelangt. Daß mich die Neger verprügelten, wagte ich zu bezweifeln. Andererseits war es natürlich möglich, daß sie mich überfallen könnten und ich dabei im Kampfe mein Leben lassen würde.

Die Hauptfrage, welche alle Leute an mich stellten, war, wie es mir denn möglich sein würde, ein Zwergflußpferd, das ja, nebenbei gesagt, garnicht existiere, wenn ich es erst gefangen hätte, aus der Grube herauszubekommen. Wie einfach dies war, wird sich ja herausstellen. Das gefangene Tier verhielt sich äußerst ruhig. Mit seinen kleinen Augen guckte es mich treuherzig an. Ich war sehr erstaunt, es so vernünftig zu sehen. Einige Kassadawurzeln, die sich die Leute zum Kochen geholt hatten, lagen umher. Im Scherz nahm ich eine Wurzel, spießte sie auf einen Stock und hielt sie dem Tier vor die Nase. Und nun geschah ein Wunder. Ich erwartete, daß es wütend auf den Stock losfahren würde, aber nein. Ruhig beschnupperte es die Kassadawurzel und fing dann zu meinem allergrößten Erstaunen an, dieselbe in aller Ruhe zu verzehren. Eine zweite und dritte folgte. Es verzehrte

sie alle. So etwas hatte ich in meiner langen Praxis noch nicht erlebt. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Denn an sich ist ja das Fangen wilder Tiere noch nicht das Schwerste, viel schwerer dagegen, sie zu bewegen, Futter zu nehmen und das richtige Futter für sie zu finden. Den ganzen Tag arbeiteten wir an einer festen Umzäunung der Grube. Gegen Abend war sie fertig. Jetzt ließ ich vor der Nase des Tieres Pfähle eintreiben, die nur oben lose von den Leuten gehalten wurden. Vor diesen Pfählen gruben wir nun eine schräge Fläche ab, auf der das Tier bequem heraussteigen konnte. Dann wurden die Pfähle hochgezogen. Wir stiegen über die Palisade. Ich schickte die Leute fort und blieb ruhig sitzen, um das Tier zu beobachten. Als es den Weg vor sich frei fand, kam es langsam herausspaziert. Ruhig besah es sich seine neue Wohnung. Ich hatte geschnittene Kassaden und Haufen grüner Blätter der süßen Kartoffel hinwerfen lassen. Sofort fing es in aller Ruhe an zu futtern. Mein Zelt hatte ich dicht an den Kraal heranbauen lassen. Sobald sich das Tier in der Nacht bewegte oder versuchte, einen Ausgang aus der Umzäunung zu finden, stand ich auf. Ich fürchtete, daß es, wie die meisten gefangenen Tiere ängstlich herauslaufen und vielleicht versuchen würde, mit dem Kopf gegen die Palisaden zu rennen. Aber nichts dergleichen geschah. Nachdem es sich satt gefressen und eingesehen hatte, daß es keinen Ausweg gab, kehrte es ruhig in seine Grube zurück und legte sich schlafen.

Den ganzen nächsten Tag saß ich und beobachtete das Tier. Es schien gegen die Sonne sehr empfindlich. Sobald es herauskam, bildete sich ein schleimiger weißer

Schaum auf seinem Körper. Als ich das sah, fiel mir die Geschichte ein, die mir allenthalben von den Eingeborenen erzählt wurde, sowohl am Duquea-Fluß wie im Gola-Lande und die ich eigentlich für ein Märchen gehalten hatte, trotzdem sie mir von Eingeborenen erzählt wurde, die nie mit einander in Berührung kamen. „Manchmal“, so erzählten sie mir, „finden wir im Busch das Zwergflußpferd schlafend. Es schläft ganz fest und hat sich dann über und über mit einem weißen Schaum bedeckt, so daß man von dem Tiere selbst nichts sieht. Wenn es so schläft, kann man ganz nahe herangehen, kann es sogar berühren und den Busch rund herum mit Äxten wegschlagen, ohne daß es aufwacht.“

Ueber die Gewohnheiten des Zwergflußpferdes war in Europa so gut wie nichts bekannt. Im Jahre 1844 bestimmte der Amerikaner Dr. Samuel G. Morten den Schädel eines der Wissenschaft unbekanntes Tieres, dem er den Namen *Choroepsis liberiensis* beilegte, was für die Welt eine neue Entdeckung bedeutete. Blättert man aber in der Geschichte Liberias, findet man in dem Buche des Holländers Dr. Dapper, welches im Jahre 1688 erschien und die Erforschung der Westküste Afrikas behandelt, in der Beschreibung der Tierwelt Liberias — der damaligen Piefferküste — die Schilderung von drei Schweinearten. Aus diesen Schilderungen sind das Pinselohrschwein (*potamochoerus pencillatus*) und das Warzenschwein (*phacochoerus aethiopicus*) sofort erkenntlich. Er erzählt ferner von einem riesigen schwarzen Schwein, das von den Eingeborenen sehr gefürchtet ist und dessen Zähne so scharf sind, daß sie alles glatt durchbeißen. Wenn nun

auch in Liberia sicher das Pinselohr- und das Warzenschwein und vielleicht auch noch das Riesen-Waldschwein (*hylochoerus Meinerzhageni*) vorkommen — von letzterem will der Engländer M. Pye Smith von den Eingeborenen gehört haben — so ist doch keine dieser Schweinearten dem Menschen gefährlich oder hat ein Gebiß, wie Dapper es schildert. Meiner sicheren Ueberzeugung nach kann hier nur das Zwergflußpferd (*choroepsis liberiensis*) gemeint sein. Die Gola-Leute beschrieben mir das Zwergflußpferd immer folgendermaßen: „Him be big past pig, but him be pig and love water, but him be saucy too much, we all fear him for true. Him teeth be like knife, he fit to bite man in two one time.“ (Es ist größer als ein Schwein, aber es ist ein Schwein und hält sich mit Vorliebe im Wasser auf, ist sehr gefährlich und wir alle fürchten es außerordentlich. Seine Zähne sind wie ein Messer und es kann einen Menschen glatt durchbeißen). Diese Beschreibung im Jahre 1686 gemacht, als man noch nicht an die Existenz des Zwergflußpferdes dachte, würde doch sicherlich die Vermutung hervorgerufen haben, daß es sich um ein Riesenschwein handle. So ist also eigentlich die Entdeckung des Zwergflußpferdes, wenn sie auch nicht auf wissenschaftlicher Basis beruhte, schon auf das Jahr 1686 zurückzuführen.

Das Verdienst, dieses seltene Tier der Wissenschaft bekannt zu machen, erwarben sich der deutsche Forscher Schweizer und später der bekannte Liberia-Forscher Büttikofer, denen es gelang, einige von den Eingeborenen erlegte Exemplare europäischen Museen zuzuführen, wenn sie selbst auch das Tier nicht lebendig zu Gesicht bekamen.

Ein wahrheitsgetreues Bild des Zwergflußpferdes konnte man sich aber trotzdem noch nicht machen. Die verschiedenen ausgestopften Exemplare in den europäischen Museen weichen ganz entschieden von der wahren Form ab, da eben noch kein lebendes Exemplar als Muster dienen konnte.

Nach Büttikofer geriet das Zwergflußpferd vollständig in Vergessenheit, sodaß man sogar annahm, es sei, wie viele andere Vertreter der afrikanischen Fauna, ausgestorben.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß das Zwergflußpferd einzeln oder paarweise durch den Wald streift. In der Trockenheit zieht es sich am Tage in Höhlen zurück, die vom Wasser unter den Ufern ausgewaschen sind. Das Tier erweitert sie zu einem bequemen und kühlen Ruheplatz. Ich habe derartige Höhlen zwanzig Schritt von dem Flußlauf entfernt gefunden. Das eine Zwergflußpferd, das ich geschossen habe, fand ich in einer solchen Höhle. Alle Höhlen, die ich gesehen habe, hatten einen Eingang, der nach dem Wasser zu lag und einen Ausgang, der auf der Höhe des Flußufers mündete. Nach meinen Erfahrungen darf ich ruhig behaupten, daß das Zwergflußpferd in der Regenzeit überhaupt nur dann ins Wasser geht, wenn es einen Fluß oder Bach überschreiten muß. Tagsüber schläft es in dunklen Verstecken im dichten Wald, meist auf erhöhtem Terrain, weit entfernt vom Wasser.

Das Zwergflußpferd ist viel geschickter im Graben als sein großer Vetter, da sich dieser nur mit Gras und Kräutern begnügt. Wenn man die Schneidezähne des Zwergflußpferdes betrachtet, so sieht man, daß sie fast immer un-

gleichmäßig durch eine harte Masse abgenutzt sind und dies kann nur durch Sand oder Erde geschehen, in der das Tier nach Wurzeln gräbt. Das Zwergflußpferd verschmäht die zarten Schößlinge der jungen Reispflanzen nicht, aber seine Lieblingsnahrung in den Plantagen der Eingeborenen ist doch Cassada (*manihot ultissima* pol.).

Die Jungen werden zu Anfang der Trockenzeit, im November oder Dezember, geboren und werden zu dieser Zeit manchmal von den eingebornen Frauen beim Fischen gefangen. Die Jungen bleiben bis zum dritten Jahr bei der Mutter. Wie die jungen Elefanten, Rhinoceros' und gewöhnlichen Flußpferde gehen die jungen Zwergflußpferde stets vor ihrer Mutter her. Wie bei allen Dickhäutern wird immer nur ein Junges geboren.

Die Eingeborenen fürchten die Zwergflußpferde sehr. Der König der Gola-Leute, Tawe Dadwe, erzählte mir, daß eingeborene Jäger häufig böse von den „Mwes“ zu-gerichtet und manchmal sogar getötet werden.

Das Zwergflußpferd ist nicht nur über den liberianischen Küstenstreifen verbreitet, sondern kommt auch an den Grenzen des französischen Sudan vor, kurz, in allen waldreichen Gegenden Liberias. Dort findet man es überall, jedoch scheinbar nirgends in größerer Anzahl.

Wie weit sich sein Vorkommen in das angrenzende Sierra Leone und die französische Elfenbein-Küste hinein erstreckt, entzieht sich meiner Kenntnis.

Wie leicht ist es in Ost-Afrika ein großes Flußpferd zu fangen. Dort liegen sie in den Tümpeln der sonst ausgetrockneten Flüsse, und tief ausgetretene Wechsel

zeigen deutlich die Stellen, an welchen die Tiere nachts aus dem Wasser zur Aesung herauskommen.

Das liberianische Zwergflußpferd dagegen hat keinen bestimmten Ruheplatz. Es streift durch den Wald wie ein Elefant und benützt nur selten zweimal den gleichen Wechsel. Manchmal dauerte es Tage, ehe ich einen geeigneten Platz für eine Grube fand.

Während jedoch beim großen Flußpferd die eigentlichen Schwierigkeiten erst nach der Gefangennahme beginnen, ist das Schwerste überwunden, wenn das Zwergflußpferd einmal gefangen ist. Der Transport eines großen „Hippos“ ist unglaublich schwierig. Das Tier ist so dumm und böseartig, daß es jedes Hindernis umzurennen sucht. Selbst im Transportkorb auf dem Wege nach Europa tobt es noch wild umher, rennt gegen die Eisenstäbe und verschiebt den Korb während einer Nacht manchmal mehrere Meter weit. Das Zwergflußpferd dagegen ist ein vernünftiges liebes, kleines Tier. Der einzige Versuch, den es macht, seine Freiheit wieder zu erlangen, ist, an den Wänden des Kraals hinaufzuklettern. Es ähnelt in seinem Wesen eigentlich mehr einem Tapir.

Am nächsten Tage begann ich mit Zähmungsversuchen. Mit einem dicken Stabe in der Linken und einer guten Peitsche in der Rechten begab ich mich in den Kraal. Sobald ich dem Tiere nahe kam, nahm es mich wütend an. Ich ließ es dann auf den Stab beißen, während ich ihm mit der Peitsche einige kräftige Hiebe versetzte. Einige Male kam es allerdings vor, daß es mich durch seine Schwere an die Wand drückte, die ich schleunigst erklettern mußte, um seinen Zähnen zu entgehen. Ich halte das

Zwergflußpferd geistig für bedeutend höher stehend als seinen großen Vetter. Schon am zweiten Tage ließ es mich ruhig herankommen. Ich konnte es anrühren, ohne daß es versuchte, mich zu beißen. Und nach wenigen Tagen war es ganz zahm und fraß mir aus der Hand.

Dadurch, daß es mir gelang, das Zwergflußpferd zu zähmen, erhöhte sich bei den Gola-Leuten mein Ruf als Zauberer. Dies kam mir später sehr zu statten.

Wir hatten den Kraal nicht stark genug gebaut, und eines Tages wäre mir mein wertvolles Tier um ein Haar entwichen. Ich war allein im Lager. Meine Leute hatten um Urlaub gebeten, um auf die Insel, in das Dorf Tindoa zu gehen. Ich saß in meinem Zelte und schrieb. Da bemerkte ich plötzlich, wie sich das Tier am Gitter auf die Hinterbeine stellte und versuchte, mit seinem Kopf die Pfähle auseinanderzustößen. Zu meinem Schrecken sah ich, daß es ihm gelang. Sofort sprang ich hinzu. Schon hatte es den Kopf durch die Stäbe gezwängt, und wo ein Tier einmal seinen Kopf durchbekommt, bekommt es bekanntlich immer den Körper nach. Ich schlug es jetzt so lange mit der Faust auf die Nase, bis es sich zurückzog. Aber nachdem es einmal gemerkt hatte, daß eine Möglichkeit da war, den Kraal zu durchbrechen, versuchte es dies immer und immer wieder. Ich verlebte böse Stunden, bis meine Leute wiederkamen. Dann machten wir uns sofort daran, den Kraal zu verstärken.

Ein Bote kam von Macca mit der freudigen Mitteilung, daß dort ein zweites, ganz junges Tier gefangen sei. Sofort machte sich Momoro auf. Auch ich beschloß, nach Macca zurückzukehren, um dort eine Sammelstation an-



Junge Zwergflußpferde nach der Zähmung.

Zwergflußpferde in Macca.

Der Verfasser mit dem in Tindoa gefangenen Zwergflußpferd in Europa.

zulegen. Als ich anlangte, fand ich, daß Momoro das kleine Tierchen schon dorthin gebracht hatte. Er hatte es mit Neßen aus der Grube geholt und an einen Stock gebunden, der von zwei Trägern getragen wurde. Er erzählte mir, daß es nach Macca gereist sei wie ein Häuptling, denn Häuptlinge im Gola-Lande reisen immer in einer Hängematte. Er hatte einen hübschen Kraal errichtet, mit einem Wasserloch, über das er ein Palmdach gebaut hatte. Es war ein allerliebstes junges Weibchen, ungefähr sechs Monate alt. Ich ging in den Kraal, um es zu begrüßen. Da fuhr der kleine Satan wie besessen auf mich los. Es hatte schon hübsche, scharfe Zähne. Nur dadurch, daß ich im letzten Augenblick einen Sack mit Grünfutter ergreifen konnte, den ich ihm vor die Schnauze hielt, gelang es mir, über die Barriere zu entkommen. Den Sack riß es wie besessen in Stücke. So klein es war, hätte es mich böß zurichten können. Der große Bulle in Tindoa hatte sich nie so wahnsinnig benommen. Wenn er mich auch einige Male annahm, er behielt immer seine Ruhe. Aber dafür war dies ja auch ein Weibchen und Frauen sind ja immer unberechenbar.

Das Geschäft blühte. Schon nach wenigen Tagen erhielt ich die Meldung, daß bei Gong-Town der dortige Häuptling Gongzoo ein weiteres Tier gefangen habe. Sofort marschierte ich dort hin. Es war ein junger Bulle, nicht ganz so groß, wie der bei Tindoa gefangene. In Macca hatte ich inzwischen eine Reihe fester Kraale angelegt und mit Wasserlöchern versehen, die Dächer gegen die Sonne bekamen. Ich beschloß jetzt, das in Gong-Town gefangene Tier sofort nach Macca zu bringen.

Gongzoo sagte mir Träger zu. An Ort und Stelle bauten wir einen Transportkorb, genau nach dem Muster eines afrikanischen Hühnerkorbes. Der Boden aus kräftigen Bambusstangen, geschmeidige kräftige Zweige wurden dachförmig darauf befestigt. Mit Stricken aus Baumrinde wurde alles festgebunden. Über das Ganze deckte ich eins der Netze, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte, mit denen ich ursprünglich beabsichtigte, die Tiere zu fangen. Diesen Plan hatte ich jedoch aufgeben müssen, da ich ja festgestellt hatte, daß sich die Zwergflußpferde nicht im Flusse aufhalten.

Als ich seinerzeit das Zwergflußpferd, welches aus der Höhle herauskam, erlegte, waren die Netze natürlich nicht zur Stelle.

An die Tür des Korbes band ich oben und unten je einen langen Strick, die ich auf der anderen Seite durch das Geflecht durchführte. Auf diese Weise konnte ich die Tür von oben schließen, ohne daß einer der Leute in die Grube hineinbrauchte. Bevor ich daran ging, das gefangene Tier in den Korb zu bringen, ließ ich vorsichtshalber erst wieder einen Kraal um die Grube herumbauen. In der Grube selbst kann sich das Tier nicht umdrehen. Vor seine Nase ließ ich wieder Pfähle einrammen. Dann wurde der vordere Teil der Grube abgeschrägt und der Korb hinuntergezogen. Nun zogen wir die Pfähle hoch und schoben den Korb herab, so daß das Tier, ob es wollte oder nicht, hinein mußte. Es fiel hinein, da wir ihm ja die Vorderfüße unter dem Leib fortschoben. Als es beinahe im Korbe war, zogen wir die Tür von oben zu. Es fühlte sich von hinten geschoben und ging auch ganz

ruhig hinein. Nun wurde der Korb herausgeholt, die Tür fest verschnürt und dann das Netz auch hinten drüber gebunden. Mit meinen Leuten brachte ich das Tier ins Dorf und bat Gongzoo um die versprochenen Träger. Er machte Ausflüchte, trotzdem er sie mir zugesagt hatte. Es wären keine Träger da. Die Leute wären alle auf den Feldern. Dabei saßen mindestens zweihundert kräftige Männer um ihn herum. Ich mußte das Tier sofort nach Macca bringen, denn auf unbestimmte Zeit konnte ich nicht wagen, es im Korb zu lassen. Ich mußte noch einmal im Gola-Lande Poker spielen, mit nichts in der Hand einen großen Bluff wagen. Mit dem Revolver in der Rechten holte ich mir Gongzoo aus seinen Leuten heraus. „Was“, sagte ich, „Du wagst es, Bwakukama Träger zu verweigern? Weißt Du nicht, wie ich mit Deinem Herrn, dem mächtigen König Tawe verfahren bin? Du bist kein König, denn nur ein Sklave bricht sein Wort. Ich brenne Dein Dorf nieder und Dich hänge ich an den nächsten Baum.“ Freudestrahlend machte Momoro einen Strick fertig. Er, der Veymann, war immer selig, wenn ich einen Gola-Häuptling demütigte. Mein Bluff half. In einigen Minuten waren die Träger zur Stelle. Sicherheits halber befahl ich Gongzoo, mich bis Macca zu begleiten.

Schon am nächsten Abend hatte ich die Freude, mein Tier wohlbehalten in seinem neuen Kraal herumspazieren zu sehen. Nach einigen Tagen marschierte ich nach Tindoa, um auch das dort gefangene Tier nach Macca zu überführen. Während in Tindoa der Korb gebaut wurde, marschierte ich weiter nach Yangaia, um dort nach dem rechten zu sehen. Meine Karawane war vor mir ab-

marschiert. Ich folgte auf dem Rade. In einem kleinen Weiler (Halftown) fand ich meinen Koch in einem erregten Palaver mit einem Eingeborenen. Sie stritten sich um ein Huhn. Mein Koch erklärte mir, er habe das Huhn gekauft, jetzt wolle es der Mann wieder haben. Der Eingeborene, ein auffallend langer, frech aussehender Gola-Mann, bestätigte, daß er das Huhn verkauft habe, habe aber seine Meinung geändert und verlange es zurück. Auch Gongzoo, den ich dort zufällig auf seinem Wege nach Taquema traf, war bei dem Verkauf zugegen gewesen. Ich hielt das Huhn in der Hand. Plötzlich sprang der Eingeborene auf mich zu und versuchte, es mir zu entreißen. Das war zu viel. Ein kurzer Rechtshaken warf den Rüpel zu Boden, Gongzoo, der dem Schauspiel beiwohnte, konnte sich vor Freude nicht halten. Er erstickte beinahe vor Lachen. Er schlug sich auf den Mund, das Zeichen der Freude und Bewunderung. Ganz erstaunt erhob sich der Lange. „Siehst Du,“ sagte Gongzoo, noch immer vor Lachen prustend, „habe ich es Dir nicht gesagt, habe ich Dich nicht gewarnt, Du sollst mit Bwakukama keinen Streit anfangen? Das hast Du davon.“ Unter dem Lachen meiner Leute und der Einwohner schlich sich der Schuldige beschämt von dannen.

In Yangaia waren die Leute wütend, daß es ihnen nicht zuerst gelungen war, ein Zwergflußpferd zu fangen. Sie scheinen sich wirklich Mühe gegeben zu haben, hatten aber bisher noch kein Glück gehabt. Nachmittags ging ich mit meinem kleinen Tesching in der Nähe des Dorfes spazieren, um Vögel zu schießen. Ich hatte nur Tennisschuhe an, keine Strümpfe oder Gamaschen. Plötzlich

stand kaum einen Schritt vor mir eine schwarze Giftschlange auf. Nur durch einen Sprung gelang es mir, aus dem Bereich ihrer Zähne zu kommen. Leben und Tod sind Nachbarn in Afrika.

Mit dem bei Tindoa gefangenen Tiere kehrte ich nach Macca zurück. Jetzt hatte ich schon drei Tiere auf meiner Sammelstation und war daher an das Lager gebunden. Es folgten langweilige Zeiten. Ich wagte kaum noch auf die Jagd zu gehen. Schon nach dem Fang des zweiten Tieres hatte ich einen Boten mit einem Kabel nach Monrovia gesandt, um Hagenbeck zu bitten, mir einen Wärter zu schicken. Für mich allein war die Verantwortung zu groß. Wenn ich mich auch auf Momoro verlassen konnte, er war doch immer nur ein Neger, dem ich die Tiere nicht für längere Zeit allein anvertrauen mochte.

Ein viertes Tier wurde gefangen, ein kleiner Bulle, ein wenig größer als das junge Weibchen. Es wurde Zeit, alles zur Abreise vorzubereiten. Ich mußte deshalb nach Monrovia und beschloß schweren Herzens, die Tiere unter Momoros Obhut zu lassen. In Eilmärschen, nur von ausgesuchten Trägern begleitet, marschierten wir ab. Ich benutzte mein Rad. Der Weg war fürchterlich. Fortwährend mußte ich das Rad über umgefallene Baumstämme hinwegheben. Eine Nacht lagerte ich nahe an einem Fluß, und hier machten sich zum ersten Male auf dieser Reise die Moskitos bemerkbar. Nach Dunkelwerden mußte ich schleunigst unter mein Moskitonez kriechen. Ich hatte nur das Zeldach mitgenommen, um leichter zu marschieren. Ohne Dach zu schlafen, war nicht mehr möglich, da es schon fast jede Nacht wieder regnete. In Monrovia be-

reitete ich alles zur Abreise. Ich beschloß, die Tiere nach Cape Mount zu bringen, da ich von Japaca aus Boote benutzen konnte. Ein Kabel, daß ein Wärter unterwegs sei und mit dem nächsten Dampfer eintreffen werde, erreichte mich dort. Ich besuchte den Präsidenten, um mich von ihm zu verabschieden und ihm für alles zu danken, was er und seine Beamten für mich getan hatten. Zu meiner Freude verlieh er mir die höchsten Klassen des Ordens der Republik von Liberia für meine Entdeckungen und die Karte, die ich ihm im rohen Entwurf vorlegen konnte. Ich habe mich sehr über die Verleihung des Ordens gefreut. Ich lasse nachstehend die Übersetzung der nebenstehend faksimilierten Urkunde folgen:

Republik Liberia.

Allen, denen diese Urkunde gezeigt werden wird, zum Gruß.

Wißt, daß ich, Daniel E. Howard, Präsident der Republik Liberia, nachdem ich Ihre Menschlichkeitsgefühle, welche Sie, Major Schomburgh, gezeigt haben, berücksichtigt und Ihren ernsthaften Wunsch kennen gelernt habe, ein nützlicher Helfer bei dem christlichen Werke der Zivilisierung unserer Brüder, die das Nachbarland unserer Republik bewohnen, zu sein, wünsche, Ihnen ein öffentliches Zeugnis unserer Dankbarkeit zu geben, und so benutze ich die Möglichkeiten die uns die Gesetze der Republik geben, Sie durch diese Urkunde zum Ritter und Kommandeur des Liberianischen Menschlichkeitsordens der afrikanischen Erlösung zu kleiden, einzusetzen und zu ernennen. Kraft dessen ist es Ihnen erlaubt, von diesem Tage an die Abzeichen des Ordens in der genannten Klasse zu tragen

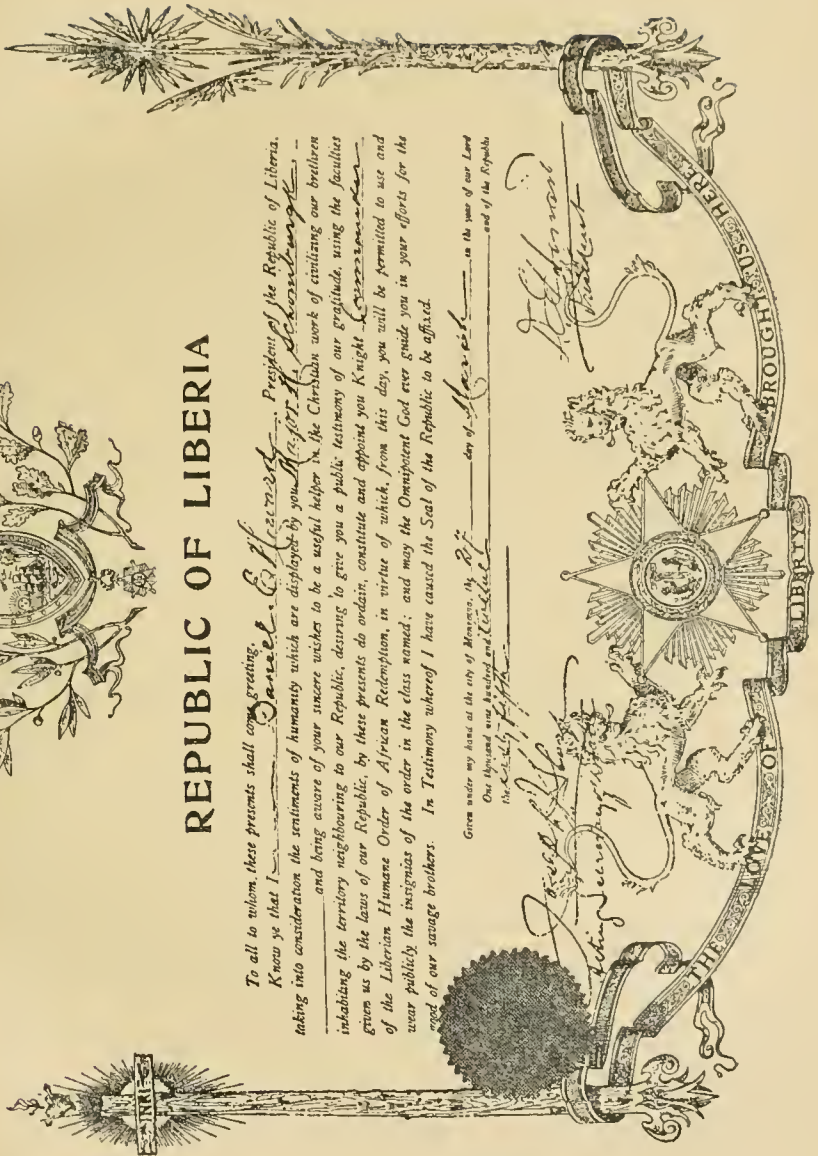


REPUBLIC OF LIBERIA

To all to whom these presents shall come greeting,
 Know ye that I, Daniel C. G. Hayward, President of the Republic of Liberia, taking into consideration the sentiments of humanity which are displayed by you Wm. J. F. De Schweinfurt — and being aware of your sincere wishes to be a useful helper in the Christian work of civilizing our brethren inhabiting the territory neighbouring to our Republic, desiring to give you a public testimony of our gratitude, using the facilities given us by the laws of our Republic, by these presents do ordain, constitute and appoint you Knight of the Liberian Humane Order of African Redemption, in virtue of which, from this day, you will be permitted to use and wear publicly the insignias of the order in the class named; and may the Omnipotent God ever guide you in your efforts for the good of our savage brethren. In Testimony whereof I have caused the Seal of the Republic to be affixed.

Given under my hand at the city of Monrovia, the 21st day of March in the year of our Lord One thousand nine hundred and 1856 and of the Republic

Joseph S. S. Williams
 Acting Secretary of State
Wm. J. F. De Schweinfurt
 President



und zu benutzen. Möge der allmächtige Gott Sie bei Ihren Bemühungen für das Wohl unserer wilden Brüder beschützen.

Als Zeichen dafür habe ich das Siegel der Republik beifügen lassen.

Gegeben unter meiner Hand in Monrovia am 27. März, im Jahre 1912 unseres Herrn und im 65. Jahre der Republik.

gez. Joseph J. Sharp,	gez. D. E. Howard,
stellvertretender Staatssekretär.	Praesident.

Nach Erledigung meiner Geschäfte in Monrovia kehrte ich sofort nach Macca zurück, wo ich alles in bester Verfassung antraf. Kurze Zeit darauf traf der Angestellte von Hagenbeck, ein Herr namens Moltmann, ein erfahrener Tierpfleger und, was mehr sagen will, ein prachtvoller Mensch und großer Tierliebhaber, ein. Er wurde mir ein guter Freund und Mitarbeiter, dem ich hier noch einmal für alle Hilfe, die er mir erwiesen hat, meinen Dank aussprechen möchte.

Als wir schon alles zum Abmarsch fertig hatten, wurde noch ein fünftes Tier gefangen, ein großer ausgewachsener Bulle, der schon zweimal von Eingeborenen angeschossen war. Moltmann und Momoro gingen ihn holen. Ich sandte Boten an die Häuptlinge der Umgegend und lud sie zu einem Palaver ein. Alle erschienen. Ich bewirtete sie und als sie alle versammelt waren, ging ich in den Kraal hinein, zu dem in Tindoa gefangenen Bullen. Ich zeigte ihnen, wie mir das Tier aus der Hand fraß und sagte zu ihnen: „Ihr Gola-Häuptlinge! Ihr seht, wie das Nwe, das Kind Eures Busches, welches Ihr fürchtet, mir

aus der Hand frißt. Ihr habt mich ausgelacht, als ich ins Land kam und Euch erzählte, daß ich die lebenden Tiere mit mir in meine Heimat nehmen würde. Jetzt seht Ihr, daß ich wahr gesprochen habe. Was ein Weißer sagt, geschieht. Und ich sage Euch, wie mir dieses Mwe aus der Hand frißt, müßt auch Ihr mir aus der Hand fressen, müßt meinen Befehlen gehorchen.“ Dann ging ich zu jedem Einzelnen und befahl ihm, je nach der Größe seines Dorfes eine bestimmte Anzahl Träger zu stellen, die am dritten Tage in Macca sein müßten. Alle sagten zu, nur einer wollte eine Entgegnung machen. Ich sah ihn nur an und fragte ganz freundlich: „Wie meinst Du?“ Und sofort sagte auch er zu, die gewünschte Zahl zu stellen.

In Monrovia hat es selbst Präsident Howard nicht glauben wollen, daß es mir möglich sein würde, die Tiere auf einmal durch Gola-Träger zur Küste zu bringen. Die Gola sind als tapferes und kriegerisches Volk bekannt, von jeher ungefüßig und aufsässig und niemand wollte glauben, daß ich mir solch großen Einfluß im Lande hatte verschaffen können.

Der Transport zur Küste ging ohne jeden Zwischenfall vor sich. Leider hatte ich die Körbe etwas zu klein gemacht, sodaß sich die beiden großen Bullen am Kopfe wund scheuerten. Aber auch dies hat ihnen nichts geschadet. Sie haben die ganze Zeit ruhig gefressen und legten sich während des Marsches, wenn die Träger sie schüttelten, einfach in ihren Körben nieder. In Liberia gibt es keine Wege, nur schmale, gewundene Pfade, sodaß wir mit unseren großen Transportkörben nicht durchkamen. Jedesmal mußten wir den Weg, sei es von einem

Fangplatz nach Macca oder von Macca zur Küste, selbst schlagen. Es war eine mühselige Arbeit, die unseren Marsch sehr verzögerte. Ich war froh, als wir in Japaca ankamen und die Boote, die mir die Woermann-Faktorei von Cape Mount entgegengeschickt hatte, eintrafen. Die Transportkörbe hatte ich dicht mit Bananenblättern abdecken lassen, um die Tiere gegen die Sonne zu schützen und ließ sie noch fortwährend mit Wasser begießen, um sie auch feucht und kühl zu erhalten. Auf der Fahrt über den Fisherman-Lake, auf den die Sonne mit voller tropischer Kraft hernieder brannte, haben die Tiere sehr gelitten, sind aber doch gut durchgekommen. In Cape Mount waren inzwischen große Transportkisten angelangt, in denen sich die Tiere frei bewegen konnten. Ich war jetzt schon so vertraut mit ihren Gewohnheiten, daß ich sie, ohne erst einen Kraal zu bauen, frei von ihrem Buschkorb in ihre neue Wohnung überführte.

Während meiner Film-Expedition, die mich im nächsten Jahre wieder nach Cape Mount führte, unternahm ich von dort aus einen Abstecher nach einem Dorie namens Sugary, um zu versuchen, ein heiliges Krokodil, von dem mir schon viel erzählt worden war, zu filmen. In Sugary angekommen, bedurfte es langer Palaver (Unterhandlungen) und Versprechungen, bis es gelang den Mann, der das Krokodil hinter sich hatte, zu bewegen, uns dasselbe vorzuführen. Als man mir seinerzeit erzählte, daß dieses Tier auf den Ruf seines Fetischmannes aus dem Wasser käme und ihm wie ein Hund folge, wollte ich der ganzen Angelegenheit keinen Glauben schenken. Ich mußte mich jetzt jedoch eines Besseren belehren lassen. Der Mann ging



Dorfeingang von Sugary (Vey-Land Liberia)

Das heilige Krokodil von Sugary.

zum Ufer des Flusses hinab, und nachdem er einigemal in eigenartiger Weise gerufen hatte, erschien der Kopf des Krokodils über dem Wasser. Es kam ans Ufer geschwommen und folgte seinem Herrn wie ein Hund in das Dorf. In aller Eile wurden die Apparate aufgebaut und wir begannen mit der Aufnahme. Hier hatten wir aber nicht mit dem Darsteller gerechnet, denn kaum hörte das Krokodil das Surren des Apparates, als es ohne sich zu besinnen auf uns losfuhr, so daß wir uns zur Freude der versammelten Eingeborenen gezwungen sahen, einen beschleunigten Rückzug anzutreten. Wir ließen ihm nun ein Huhn reichen, und während es dasselbe verschlang, hatten wir genügend Gelegenheit, einige interessante Film-Aufnahmen zu machen.

Dieses Krokodil ist ein uraltes Tier, welches seit unzähligen Jahren als Gott des Dorfes verehrt wird. In früheren Zeiten wurde es öffentlich mit Menschenopfern gefüttert und man darf wohl annehmen, daß auch heute noch manchesmal verstoßen ein Baby im Dorf verschwindet, das sicher sein Grab im Magen dieses heißhungrigen Sauriers findet. Jedenfalls ist es das Totemtier einer dort ansässigen Familie, in der sich das Geheimnis vererbt, das Tier aus dem Wasser zu rufen. Man erzählte mir, daß es besonders zu den Gerichtsverhandlungen mit hinzugezogen würde und dann aufmerksam lauschend neben dem Häuptling säße. Mit besonderer Leidenschaft soll es auch Schnaps trinken, aber leider gelang es uns nicht, hierfür den Beweis zu bekommen, da es, nachdem es sein Huhn verschlungen hatte, in den Fluß zurückkehrte und durch kein Rufen zu bewegen war, wieder herauszukommen. Mir schien, als

wenn ihm nichts daran läge, Filmschauspieler zu werden. Die Eingeborenen erzählten mir, es sei der Gott des Dorfes. Aber vor einiger Zeit habe es ein Kalb gestohlen, darauf hat es der Fetischmann aus dem Fluß gerufen und im Dorfe hat man ihm eine gehörige Tracht Prügel versetzt. Jedenfalls eine bequeme Art, mit einem unbequemen Gotte zu verfahren. „Er denkt noch an die Tracht Prügel“ sagten die Leute, „und darum will er nicht wieder herauskommen“.

Diese Art heilige Tiere findet man an vielen Stellen in Afrika. So gibt es z. B. in Kamerun bei einem kleinen Dorfe im Ossidinge-Bezirk eine heilige Flußpferdherde von 16 Stück. Dann braucht man nur an die verschiedenen Arten des Schlangen-Kultes zu denken, der ja in fast ganz Afrika, insbesondere aber an der Westküste bekannt ist. An sich sind auch heilige Krokodile nicht ungewöhnlich, aber daß sie dem Rufe ihres Herrn gehorchen, kommt doch wohl selten vor.

Durch liebenswürdiges Entgegenkommen der Woermann-Linie wurde die „Lucie Woermann“, ein großer Passagierdampfer, nach Cape Mount beordert, wo er sonst nicht anläuft, um mich mit meinen Zöglingen an Bord zu nehmen. In Cape Mount blieben wir einige Tage. Dann wurde der Dampfer gemeldet, früh am nächsten Morgen sollte er eintreffen. Noch einmal einige ängstliche Stunden. Würde das Meer glatt bleiben und uns die Barre keine Schwierigkeiten machen? Denn die großen Holzkisten, in denen jetzt die Tiere untergebracht waren, mußten auf Brandungsboote verladen und so an den Dampfer gefahren werden. Ich schlief wenig diese Nacht, wachte

fortwährend auf und horchte auf die Brandung. Doch als es Tag wurde, lag die See spiegelglatt da. Liberia wollte uns einen freundlichen Abschied geben.

Noch einmal traten meine Leute an zu ihrer letzten Arbeit in meinen Diensten. Sie sangen ihren alten Trägergesang, den ich so manchesmal gehört hatte.

Hoyadabe — Hoyadabe — Hoyaeeh — Hoyadabe — — Sie trugen die schweren Kisten zu den Booten. Ohne Unfall wurden die Tiere verladen. Die Boote fuhren über die Barre, um draußen auf den Dampfer zu warten. Gegen zehn Uhr bog die Lucie Woermann um das Cape. Unendlich groß und weiß erschien sie auf dem glatten Meeresspiegel in der glitzernden Sonne.

Der Anker rasselt in die Tiefe, schon sind wir mit unseren Booten langseit. Winden rasseln, Befehle schnarren, Matrosen um mich herum. Ein Käfig nach dem anderen schwebt in der Luft. Ich merke, hier habe ich nichts mehr zu sagen. Still gehe ich an Bord. Meine Arbeit ist beendet. Glückwünsche schwirren durch die Luft, Hände strecken sich mir entgegen, die ich mechanisch drücke. Braune Tropengesichter, die mir freundlich zulachen, Fremde, auch alte Bekannte darunter von früheren Reisen. Alle freuen sich über meinen Erfolg. Nur ein alter Geheimrat meinte näselnd, daß es doch unerhört sei, wegen ein paar Tieren den Fahrplan eines Postdampfers zu ändern. Ich begrüße Kapitän Ihrcke, dem ich auf früheren Reisen manchen lustigen Streich gespielt hatte. Lachend und schimpfend zu gleicher Zeit drückt er mir die Hand. „Der Deibel soll Sie holen, daß man um lhretwillen mit einem Postdampfer nach diesem gottverlassenen

Nest kommen muß. Über zwei wertvolle Stunden habe ich schon ob Ihrem Viehzeug verloren!“ Dabei hielt er meine Hand, seine Augen leuchteten, und ich wußte, daß sich niemand mehr über meinen Erfolg freute als gerade Kapitän Ihrcke. Aber ein richtiger Westküsten-Kapitän muß immer schimpfen. Ich nahm Abschied von Moltmann und meinen Leuten, die über Land nach Monrovia zurückkehren wollten. Zu meinem Bedauern mußte ich Moltmann zurücklassen, da mir noch der Fang eines weiteren Tieres gemeldet war. Momoro und meinen Hausjungen nahm ich mit, damit sie während der Reise für die Tiere sorgten. Das war Momoros zweite Reise nach Deutschland, die er mit mir machte. Der Anker ging in die Höhe und der Dampfer setzte sich langsam in Bewegung. Die Boote mit Moltmann und meinen Leuten strebten dem Ufer zu. Leiser und leiser schallt der Gesang zu mir herüber: „Hoyadabe Hoyadabe Hoyaeeh Hoyadabe“ Langsam entschwand Liberia, vor mir winkte, noch in nebelgrauer Weite, die Heimat.

Die Zwergflußpferde haben die Reise nach Europa glänzend überstanden. Sie fraßen, was man ihnen gab, Gemüseabfälle, Brot, Kartoffelschalen. Wir behandelten sie wie zahme Schweine. Als im Golf das Wetter schlecht wurde und die Käfige hin und her rutschten, legten sie sich ruhig hin und warteten auf bessere Zeiten.

Ich hatte viel Schweres durchgemacht in Liberia im Kampf mit dem finsternen Urwald, aber alles war vergessen. Gern hätte ich die Reise noch einmal unternommen, als ich die Freude des alten, damals schon kranken Carl Hagenbeck sah, da ich ihm in Stellingen die Zwergflußpferde vorstellen konnte. Wieder und immer wieder schüttelte er

mir die Hand, dicke Tränen liefen ihm über die Wangen: „Junge, Junge, dat häst Du gut gemacht, es war der Wunsch meines Lebens, die Zwergflußpferde zu sehen. Ich danke, daß Du ihn mir erfüllt hast!“ Ich konnte ihm nur von ganzem Herzen danken, daß er als Einziger doch noch Vertrauen zu mir gehabt hatte, um mir so zu dem größten Erfolge meiner afrikanischen Tätigkeit zu verhelfen.

Eine weitere ehrende Anerkennung wurde mir in Hamburg zuteil. S. M. Kaiser Wilhelm II. kam von Kiel herüber, ließ sich von mir über meine Expedition berichten und drückte mir im Namen des Deutschen Reiches seine Anerkennung aus.

Drei Tiere wurden sofort an den Zoologischen Garten in New York verkauft, ein weiteres ging nach London, so daß einstweilen nur eins bei Hagenbeck zurückblieb. Die Zwergflußpferde haben sich in der Gefangenschaft geradezu glänzend gehalten, auch die andern Tiere, welche später nach Europa kamen. Jetzt, wo ich gezeigt hatte, wie man Zwergflußpferde fing und wie man sie behandelt, war es nicht mehr schwer, frische Zufuhr aus Liberia zu bekommen.

Der Weltkrieg kam.

Die Tiere, besonders die Pflanzenfresser im Zoologischen Garten starben nach und nach aus. Nur die Zwergflußpferde hielten die schweren Zeiten aus. Es war eine große Freude für mich, als im Berliner Zoologischen im Dezember vorigen Jahres sogar zwei Junge geboren wurden, die sich prachtvoll entwickelten. Oft stehe ich im Zoologischen Garten, betrachte die Tiere und denke an die mühevollen Tage, die ich auf ihrer Fährte in Liberia verbrachte und die ich doch um keinen Preis der Welt aus meinen afrikanischen Erinnerungen streichen möchte.

AFRIKANISCHE INDUSTRIEN.

Baumwolle.

Die Baumwolle ist von Asien nach Afrika gekommen und hat hauptsächlich durch die Reisen der Mandingo und Haussa ihren Weg ins Innere gefunden. Soweit ich feststellen konnte, ist sie aber nie über den 10. Grad südlicher Breite hinaus angebaut worden. Portugiesische und andere europäische Reisende, die im 14. Jahrhundert an der Küste des jetzigen Liberia landeten, fanden dort bereits baumwollene Tücher von vorzüglicher Arbeit. Die Könige um Cape Mount trugen damals schon zum Staunen der Portugiesen die heute wohlbekannte Mandingo-Toga. Wahrscheinlich sind vor dem 18. Jahrhundert von Europa keine Baumwollwaren nach Afrika gekommen. Dagegen sandten schon die ersten portugiesischen Ankömmlinge baumwollene Tücher von Westafrika nach Europa. Brachte doch sogar Columbus im Jahre 1493 Baumwollbulben als Sehenswürdigkeit mit. Es existierte also in Afrika bereits eine Baumwollindustrie, bevor man in Europa dieselbe aufgenommen hatte. Meine Beobachtungen der Baumwollindustrie beschränken sich auf Liberia und Togo. Da die Bearbeitung aber in diesen beiden vollständig von einander getrennten Ländern die gleiche ist, so darf man wohl annehmen, daß auch in den übrigen Teilen Afrikas keine oder nur ganz wenige Abweichungen vorkommen.

Die Baumwollfelder der Eingeborenen sind ziemlich unregelmäßig angelegt, ohne daß jedoch dadurch ihr Ertrag geschmälert würde. Die reifen Bulben werden von den jungen Frauen und Mädchen gepflückt und ins Dorf gebracht. Die Entkernung geschieht mit der Hand. Dann wird die



Golafrauen beim Pflücken und Spinnen von Baumwolle.
Männertrittwebstuhl in Baffilo (Nordtogo).

Baumwolle gesponnen. Als Spule dient ein einfaches Stäbchen, das durch einen weichen Stein, den sogenannten Seifenstein, durchgeführt wird, oder es wird unten einfach mit etwas Lehm beschwert. Um eine feste Unterlage zu haben, lassen die Frauen die Spule in einer Kalebasse, einem durchgeschnittenen, getrockneten Kürbis, laufen. Manchmal benützen sie auch ihre Knie als Unterlage, denn die Haut am Knie der Afrikanerin ist hart wie Leder.

Die Männer übernehmen nun die weitere Verarbeitung. Die von den Frauen gesponnenen Fäden werden zwischen Pfählen, die etwa zwanzig Meter voneinander entfernt stehen, aufgespannt und von den Knaben auf die große Spule für die Webstühle aufgerollt. Die Knaben werden schon in früher Jugend zu dieser Arbeit herangezogen. Die Webstühle, an denen die Männer arbeiten, die sogenannten Männertritt-Webstühle, sind einfachster Art, aus Knütteln einfach zusammengebunden. Um gegen die glühende Sonne geschützt zu sein, arbeiten die Leute unter Strohdächern. Die aufgerollten Fäden werden in einiger Entfernung vor den Webstühlen hingelegt und mit einem Stein beschwert. Die Leute arbeiten dann den Faden an sich heran. Die auf diesem Webstuhl hergestellten Tücher sind nur acht bis zehn Zentimeter breit. Die Webstühle werden gleichzeitig mit Händen und Füßen in Betrieb gehalten und das Schiffchen von rechts nach links und von links nach rechts durchgeworfen. Man arbeitet wechselhändig. Mit der einen Hand wird das Schiffchen durchgeworfen und mit der andern der Kamm heruntergezogen.

Es ist nun ein Irrtum anzunehmen, daß nur diese eine Webart in Afrika vorkommt und immer nur diese schmalen

Tuchstreifen in Afrika gewebt werden können. Es gibt noch eine andere Webart, die wieder seltsamerweise ausschließlich in den Händen der Frauen liegt. Es ist dies der Frauengriffwebstuhl, der gleichzeitig wohl die älteste überhaupt existierende Webart darstellt. Wenn dieses zweite Verfahren weniger bekannt ist, liegt es daran, daß die Frauen ihre Webstühle immer in ihren Hütten aufbauen und der europäische Reisende daher selten oder nie Gelegenheit hat, diesen Webstuhl kennen zu lernen. Hier ist es aber auch einfachste Handarbeit. An zwei oder drei Meter von einander entfernt stehenden Pfählen wird unten und oben im Abstände von ungefähr eineinhalb Metern ein Querbalken angebracht, und darüber werden senkrecht die Fäden gespannt. Dann werden Fäden in horizontaler Richtung von Faden zu Faden durchgezogen. Die Frau arbeitet mit einem Stabe, mit dem sie nachher die durchgezogenen Fäden herunterschlägt. Zu bewundern ist nur, daß sie bei dieser einfachen Webart es dennoch verstehen, hübsche Muster und Hohlsäume einzuweben.

Die fertigen Tücher, sowohl die schmalen von den Männertritt-Webstühlen, wie die breiten von den Frauengriff-Webstühlen, deren Fertigstellung allerdings monatelange Arbeit erfordert, werden auf die primitivste Art und Weise gefärbt. Aus einer Baumrinde wird ein Indigoblau gewonnen. Dies wird mit Wasser vermischt in eine Grube gegossen, in welche die Tücher für eine bestimmte Zeit hineingelegt werden. Wenn auch nicht nur Blau als Färbemittel verwandt wird, ist es doch fast ausschließlich in Verwendung, da es wohl die einzige Farbe ist, mit der die Leute waschecht färben können.

Die schmalen Streifen von den Trittwebstühlen werden von den Schneidern, die man in jedem Dorfe, wo die Baumwollindustrie eingeführt ist, vor ihren Hütten arbeiten sehen kann, zu breiten Tüchern oder zu den großen Sudan-Togen verarbeitet. Die fertigen Produkte kommen auf den Markt und werden hier an das Publikum verkauft.

Die Handwerke sind in Afrika erblich. Es bilden sich Kasten, zwar nicht so ausgesprochen wie in Indien, aber doch deutlich erkennbar.

Eisenindustrie.

Während die Baumwolle und die damit verbundene Industrie von Asien und Afrika gekommen ist, scheint die Eisenindustrie im Lande heimisch zu sein. Autoritäten, ich berufe mich besonders auf Professor von Luchan, glauben sogar feststellen zu können, daß die Eisenindustrie von Afrika nach Europa gelangt ist. Eisenarbeiter findet man verstreut in ganz Afrika. Im Grunde bleibt der Arbeitsgang derselbe, wenn auch die angewandten Methoden in verschiedenen Landstrichen nicht die gleichen sind. Es gibt z. B. eine ganze Anzahl verschiedener Arten Blasebälge. Auch die Formen der Hochöfen sind verschieden. Hier sind es auch wieder die Frauen, welche die erste Arbeit verrichten. Sie schlagen den Eisenstein los, zerkleinern ihn an Ort und Stelle und suchen die besten Eisenstücke heraus. Es wird durchweg nur Oberbau betrieben, nur ganz vereinzelt werden primitive Schächte angelegt. Die ausgesuchten Stücke des Eisensteins werden von den Frauen und Mädchen zu den Hochöfen gebracht, hier übernehmen nun wieder die Männer die Arbeit. Zuerst werden die Formen, das sind die Ventilationsöffnungen,

von denen ein jeder Ofen sieben bis neun Stück hat, neu eingebohrt. Die Hochöfen bestehen, wie sämtliche Bauwerke in Afrika, aus Lehm.

Ich glaube, man kann ruhig behaupten, daß sämtliche afrikanischen Bauten nur aus Lehm ausgeführt sind, denn Steinbauten oder deren Ueberreste in Afrika sind immer Zeichen einer fremden Kultur.

Nachdem die Formen ausgebohrt sind, werden für dieselben Stöpsel gemacht. Lehm wird um Stäbe herumgeknetet. Diese Stöpsel von der Stärke der Ventilationslöcher werden noch feucht in die Form eingeführt. Wird nun der Ofen geheizt, trocknen diese naturgemäß, und die Stäbe können nach Belieben herausgezogen oder hineingesteckt werden, sodaß die Zugluft nach Bedarf geregelt werden kann. Nun wird der Ofen beschickt, geladen. Ein Mann steigt mit einer primitiven Leiter, meistens einem Baumast, in welchen Kerben eingehauen sind, auf den Boden des Ofens hinab, um ihn mit Sand auszulegen und so gegen die flüssige, glühende Schlacke zu schützen. Der Ofen wird dann schichtweise geladen. Es kommen zuerst einige Körbe Holzkohle hinein, die die Eingeborenen zu brennen verstehen, darauf ein paar Arme Knüttelholz, dann wieder eine Schicht Holzkohle und nun etwa neun Kalebassen Eisensteine, darauf wieder Holzkohle, Knüttelholz, Eisensteine, und so schichtweise weiter, bis der Ofen geladen ist. Der Ofen wird von oben angezündet und brennt nach unten durch. Man läßt ihn drei Tage und drei Nächte ungestört brennen; während dieser Zeit wird nun die Zugluft durch die Formstöpsel reguliert. Am dritten Tage fällt nun mit deutlich hörbarem Gepolter das Eisen



Dorf Banyeli.
Eisenlupe.
Querschnitt eines Hochofens.
Hochöfen der Eingeborenen.

im Olen zu Boden. Die am unteren Ende des Ofens angebrachte Öffnung, die mit einer dichten Lehmschicht verklebt war, wird nun aufgebrochen und das noch heiße Roheisen herausgeholt. Es ist ein rauhes, zackiges, hufeisenförmiges Gebilde, meist im Gewichte von durchschnittlich sechzig Pfund, aber noch kein reines Eisen, sondern stark durchsetzt mit Schlacke und Holzkohleteilchen. Eine solche Eisenlupe, ein solches Stück Roheisen hatte zu meiner Zeit einen Durchschnittswert von fünf bis sechs Mark. Im Verhältnis muß man sich aber immer vor Augen halten, daß ein gutes Pferd im Innern Afrikas damals auch nur fünfzig bis sechzig Mark kostete.

Dieses Eisen wird nun wieder auf den Markt gebracht, und hier kauft es der Schmied. Der nimmt es mit nach Hause und zerschlägt es in lauter kleine Stücke, aus denen er die besten Eisenteile heraussucht. Hieraus formt er mit trockenem Gras und nassem Lehm eine ungefähr faustgroße Kugel, die er in der Schmiede verarbeitet. Der Blasebalg ist aus Leder mit Holzringen, um ihn auseinander zu halten. Oben sind zwei Handgriffe angebracht, mit denen der Schmiedegeselle den Blasebalg in wunderbarer geschickter Weise ständig in Bewegung hält. Als Amboß dient den Leuten ein einfacher Feldstein und als Schmiedehammer ein zweiter Stein. Die Schmiede arbeiten immer in ihren Hütten und zwar größtenteils, besonders in Liberia, versteckt im Busch. Diese Kaste hat es verstanden, einen gewissen Nimbus um sich zu erhalten, wie ihn ja auch in früheren Jahrhunderten der Schmied in Europa hatte. Die Geschicklichkeit der Schmiede ist nicht in allen Teilen Afrikas die gleiche. Die besten Schmiede,

die ich kennen lernte, fand ich im Bassary-Bezirk in Banjeli (Nord-Togo). Hergestellt werden von den Schmieden Äxte in verschiedenen Größen, Werkzeuge zur Bearbeitung der Felder, Speer- und Pfeilspitzen, Messer, Dolche und anderes Haus- und Kriegsgerät.

Herstellung von Schmuckgürteln aus Palmnüssen.

Diese interessante Heimindustrie, die bisher kaum bekannt, jedenfalls noch nie beschrieben worden ist, entdeckte meine Frau auf unserer Expedition durch Togo zufällig bei dem Dorfe Baffilo im Sokode-Bezirk. Diese Heimindustrie liegt vollständig in den Händen der Frauen.

Zuerst werden die Palmnüsse zerschlagen. Die zerschlagenen Stücke werden mit Sand und Wasser zwischen Steinen geglättet. In die glatten flachen Stückchen werden mittels eines Handbohrers, den die Frauen mit großer Geschwindigkeit zwischen den Handflächen drehen, Löcher gebohrt. Die Stücke werden dann auf eine Schnur gereiht. Die Schnur wird an einen Pfahl befestigt, dessen Oberseite mit Aexten flach geschlagen ist. Die Schnüre werden mit Sand, Wasser und Steinen so lange bearbeitet, bis sie gleichmäßig rund sind. Dann werden sie poliert und sehen aus wie glänzendes Ebenholz. Diese Schnüre werden von den Frauen und Mädchen als Hüftgürtel getragen.

Außer den vorgenannten Arbeiten findet man allenthalben sehr geschickte Korbflechter, die entweder aus Gras oder aus Blattstreifen der Raffia-Palme hübsche Korbarbeiten herstellen.

Ebenso machen die Fischer ihre Netze und Fischräusen selbst.

Ueber afrikanische Plastiken ist bereits soviel geschrieben, daß ich wohl nicht näher darauf einzugehen brauche.

Alles in allem sieht man wohl aus dem Vorhergegangenen, daß der Afrikaner nicht auf einer so niedrigen Kulturstufe steht, wie man im allgemeinen annimmt. Die Neger sind durchweg fleißige Arbeiter, und wenn auch die Großen des Landes persönlich keine Arbeit verrichten, überwachen sie doch die Arbeit ihrer Sklaven und Untergebenen und sorgen in ihrer Art dafür, daß sich das Land zu einem gewissen Wohlstand entwickelt.



ÜBERSICHTSKARTE VON AFRIKA.

Die römischen Zahlen im Text korrespondieren mit den römischen Zahlen in der Karte und zeigen die Gegend, in denen die einzelnen Geschichten spielen.

ZWEITER TEIL

AFRIKANISCHE BLÄTTER

TIER- UND JAGDGESCHICHTEN
AUS ALLEN TEILEN AFRIKAS

BÜFFEL, DIE ICH ERLEGTE.

Ein alter Zulu führte mich — ein kleines, unscheinbares Männchen. Und doch ein mächtiger Nimrod. Es war Umdabuko, der Leibjäger Dinizulus, wie er schon der Leibjäger Cetewayos gewesen war. — Ich ging zu Fuß, mein Pferd hatte ich zurücklassen müssen, denn im Tal des Umfolozi-Flusses, wo wir jagen wollten, gibt es viele Tsetse-Fliegen (*Glossina morsitans*). Auch meine Hunde waren zurückgeblieben. Es war mir schwer geworden, mich von ihnen zu trennen. Sie mitzunehmen in das Tsetse-Gebiet wäre Mord gewesen, denn jedes Haustier erliegt dieser Plage Afrikas. Nur zwei meiner nonquai (eingeborene Polizisten) begleiteten mich. Sie trugen unsere Decken, etwas Proviant und Patronen. So jagten wir im Jahre 1898 im schönen Zululande. — Trägerkarawanen wie in Zentral-Afrika kannten wir nicht. Eine Decke zum Einwickeln und ein Kochgeschirr war alles was wir brauchten. Kein Zelt, kein Stuhl, kein Tisch, auch nicht der geringste Luxus. In der freien Natur lebten wir ganz mit der Natur. — Wir erreichten den Rand des Hochlandes. Unter uns das Tal des Umfolozi, zu dem es steil hinabgeht. Dichter Dornenbestand im Tal. Wie ein grauer Teppich liegt es unter uns. Ein silbernes Band schlängelt sich hindurch, der weiße Umfolozi, der weiße genannt, weil er jetzt in der Trockenzeit wenig Wasser führt, sodaß die Sandbänke überall hervortreten. Der schwarze Umfolozi, mit dem er sich später vereint, ist schmaler und fließt über Steine und Geröll; er hat ein düsteres Gepräge, sodaß sein Name wohl zu ihm paßt.

Bevor wir ins Tal hinabstiegen, machte Umdambuko halt. Mit großer Geste zeigte er über das unter uns liegende Land. „Hier Isipaqua (mein Zuluname, der Kerze bedeutet, weil ich so schlank war) ist das Land des Großwildes!“ Wir stiegen hinab und schlugen am Flusse

unser Lager auf. Welche Mengen Großwild gab es hier noch im Jahre 1898, trotzdem erst vor wenigen Jahren die Rinderpest über das Land hinweg gerast war, jene furchtbare Pest, die mit ihrem giftigen Atem alle Zweihufer dahinraffte. Die Herden der Zulus wurden dezimiert. Die reichen Zulu wurden zu Bettlern, wie die Massai und Wadschagga am fernen Kilimandscharo. Mit den zahmen Rindern starb auch das Großwild im Tale des Umfolozi und auf der Steppe in Ostafrika. Skelette liegen, von der Sonne gebleicht, am Fluß, wo sich die kranken Tiere hingeschleppt haben, um den rasenden Durst zu löschen, der ihre Eingeweide verzehrte. Im kühlen Wasser hatten sie sich niedergelassen, um nie wieder aufzustehen.

Und doch noch Leben überall. Wasserböcke, unserem Rotwild gleich, wechseln über den Fluß. Eine Zebra-Herde kommt zur Tränke. Als ich am Nachmittag zum Flusse ging, um zu baden, sah ich etwas Schwarzes am Rande des Schilfes. Es schien mir ein großer Felsblock, sodaß ich wenig Notiz davon nahm. Aber geschehen denn heute noch Zeichen und Wunder? Plötzlich fing mein Felsen an, sich zu bewegen. Nun erst sah ich aufmerksam hin. Aus dem Schilf heraus trat ein mächtiges Nashorn, eines der seltenen Art, das breitmäulige (*Rhinoceros*), fälschlich auch das weiße Nashorn genannt. Nach dem Elefanten der größte Dickhäuter unseres Planeten. Welch ein herrlicher Anblick, dieser mächtige Kolofß. Pechschwarz hebt er sich ab vom weißen Sande des halbtrockenen Flußbettes. Nie wieder in den sieben Jahren, in denen ich Afrika bereiste, habe ich diesen mächtigen Vertreter einer aussterbenden Gattung gesehen. Wenn ich auch damals tief bedauerte, daß ein strenges Jagdgesetz ihn schützte, so denke ich noch heute mit Freuden an das herrliche Bild. Wie aus Erz gegossen stand er da. Ruhig und selbstbewußt durchschritt er das seichte Wasser des Flusses. Dann verschwand im Schilf

am jenseitigen Ufer das erste und letzte weiße Nashorn, das ich gesehen.

Früh am nächsten Morgen ging's auf die Pirsch auf schmalen Wildpfaden durch den dichten Dornenbusch. Vorsichtig hieß es gehen. Kam man zu nahe an den Busch, so hieß es: „Warte ein bischen“, ein Dorn hatte gepackt, ein „wait a bit“, wie ihn die Engländer nennen, fingerlang und spitz. Noch heute denke ich mit Grausen an diese spitzen Dornen. Gewalt war vergeblich. Nur tiefer dringen sie dann ins Fleisch. „Wait a bit“, vorsichtig, bedächtig muß man sich loslösen. Schadenfroh grinst Umdambuko über den Grünling. Ihn kann kein wait a bit fassen. Wie ein Wiesel gleitet er durch das dichteste Dornengestrüpp.

Welch ein Morgen! Taufrisch und kühl. Auf den kleinen Wiesenparzellen, die den Dornenwald unterbrechen, breitet sich ein frischer grüner Teppich aus. Das Land schwitzt, wie der Zulu sagt. Gestern noch war alles schwarz vom Grasbrande, der hinüberfegte. Heute schon keimt neues, saftiges, grünes Gras, vom Nachtfau geweckt. Willkommene Aesung für das Wild.

Vorsichtig pirschen wir weiter. Plötzlich im Busch ein Gebrüll, ein Getöse. Wie angewurzelt bleiben wir stehen. Was kann es sein? Vergeblich versuchen unsere Augen den Schleier des Dickichts zu durchdringen. Welches Drama spielt sich dort drinnen im undurchdringlichen Busch ab? Nur wenige Meter entfernt und doch so unsichtbar, als wenn ein grauer, eiserner Vorhang dazwischenläge. Ist es ein Löwe, der ein Stück Großwild geschlagen hat? Kämpfen zwei Nashörner? Nichts ist zu sehen. Doch das Getöse geht weiter. Es entfernt sich. Nein, es kommt näher. Krampfhaft umklammere ich den Kolben meiner treuen Büchse. Da, was ist das? Ich glaube etwas Gelbes zu sehen. Inyonyama? (Löwe) flüstere ich fragend. Umdambuko schüttelt den Kopf. Er hat nichts gesehen.



Einhandeln von Lebensmitteln im Mashukulumbwe Land.



Mashukulumbwe-Krieger mit ihrer eigenartigen Haarfrisur.

So war es wohl ein Spuk meiner erregten Nerven, denn seinem scharfen Auge entgeht nichts. Plötzlich Grabesstille. Nichts rührt sich. Unheimlich die Stille nach dem furchtbaren Lärm. — Wir warten. Nichts, Umdambuko zuckt die Schultern. Wir pirschen weiter. — Aber kein Stück Wild bekommen wir den ganzen Morgen zu sehen. Mißmutig entschieße ich mich, zum Lager zurückzukehren. Mißmutig trabt Umdambuko jetzt hinter mir her. Die Sonne steht hoch am Himmel. Kein Lüftchen regt sich. Müde und schlaff die Natur. Gleichgültig das Gewehr auf der Schulter ziehe ich dahin. Plötzlich ein Geräusch hinter mir. Ich will mich umdrehen, da, mit einem Satz ist Umdambuko an mir vorbei. Inyati, Inyati, ruft er entsetzt. Was ist Inyati, geht es mir durch den Kopf? Gehört habe ich das Wort, aber ums Leben kann ich mich im Augenblick nicht erinnern, was es bedeutet. Das Gewehr herunter und kurz kehrt. — Da sehe ich fünfzig Meter entfernt etwas Massiges, Schwarzes heranbrausen. Ich kann im ersten Augenblick nicht erkennen, was es ist. Jetzt wirft es den massigen Kopf hoch. Kaum vierzig Meter entfernt sehe ich in die aufgeblähten Nüstern eines wie wahnsinnig annehmenden Büffels. Ruhig hebe ich die Büchse, ziele wie auf dem Schießstand, genau zwischen die funkelnden Lichter. Ruhig ziehe ich ab. Wie vom Blitz getroffen stürzt der mächtige Bulle zur Erde, keine zehn Schritt von mir entfernt. Die Kugel aus meiner trefflichen Martini-Metford-Büchse war ihm direkt ins Gehirn gedrungen. Während der Sekunden, in denen sich dies abspielte, habe ich nichts von Furcht empfunden. Nur gewundert habe ich mich, unsagbar gewundert, was denn der Büffel wollte. Unkenntnis kennt eben keine Furcht. Wäre es mir heute passiert, nachdem ich gegen fünfzig Büffel zur Strecke gebracht habe, ich bin überzeugt, ich wäre nicht so davongekommen, denn heute weiß ich, was ein angreifender Büffel bedeutet.

Dies war der einzige Büffel, der mich unverwundet und, wie ich zuerst dachte, grundlos angenommen hat. Aber doch nicht grundlos, denn als wir nun hintreten, das mächtige Wild zu betrachten, sehen wir, daß es über und über mit frischen, tiefen Wunden bedeckt ist. Nun löst sich auch das Rätsel des Morgens. Der Kampf, den wir hörten, hatte sich zwischen zwei Büffeln abgespielt. Mein Angreifer, ein alter Bulle mit schon ziemlich abgestumpften Wehren, war von einem jüngeren, kräftigeren Gegner abgeschlagen worden. In seiner blinden Wut hat er alles angenommen, was er sah, hat auch sicher alles andere Wild verscheucht, um dann von meiner Hand die tödliche Kugel zu empfangen.

Wie könnte ich die Freude und den Stolz des kaum achzehnjährigen Jägers beschreiben, der mit einem Schuß einen der wehrhaftesten Riesen der Urwelt zur Strecke gebracht hat.

Stolz erreiche ich mein Jagdlager. Umdambuko schwingt den Wedel des erlegten Büffels. Einer der nonquai wird abgeschickt zum nächsten Zulukraal, um dort zu melden, daß Isipaqua einen Büffel geschossen hat, einen mächtigen Inyati, daß es Fleisch gibt in Hülle und Fülle im Jagdlager am weißen Umlolozi. — Und wie sie kommen, die Zulus, mit Kind und Kegel ziehen sie hinunter zum Jagdlager des Weißen, um sich am Wildbrett gütlich zu tun. Die alten Induna mit dem glänzenden, schwarzen Ring um den Kopf, das Zeichen der Würde. Die schlanken Intombi (junge Mädchen), so zutraulich und freundlich und doch von sitzsamer Würde, wie man sie sonst selten in Afrika findet. Jeder bringt ein kleines Geschenk für den Weißen und seine Diener. Frische Milch und Honig in Kalebassen und Körbe mit Maismehl. Am Abend ist aus dem kleinen stillen Jagdlager ein lebhaftes Dörfchen geworden. Alles schmaust und rülpsst, denn das Rülpsen gilt als Zeichen der Höflichkeit gegen den Gast-

geber, um zu zeigen, wie gesättigt man ist. Nun erzählt Umdambuko, wie der Weiße den annehmenden Büffel erlegte. Und in kurzer Zeit wird sich, aufgebauscht von der Phantasie der Zulu, die Geschichte von Isipaquas Kampf mit dem Büffel verbreiten und Isipaqua, der Jäger, wird trotz seiner Jugend bekannt im ganzen schönen Zululande. Aber wie der alte Umdambuko behend wie ein Knabe ausriß, das erzählte er nicht. — Von der Zunge des Büffels, die schöner als eine Ochsenzunge schmeckt, aß ich abends und freute mich auf den kalten Imbiß am anderen Mittag.

Früh am nächsten Morgen geht es wieder hinaus auf die Pirsch. Als wir uns der Stelle nähern, wo die Reste des Büffels liegen, höre ich ein Geräusch. Die Büchse schußfertig. Vorsichtig herangepircht. Eine Meute wilder Hunde (*Lycaon pictus*) hat sich am Kadaver versammelt. Einige machen sich an den Ueberresten zu schaffen, andere sitzen herum wie zahme Schäferhunde. Eine unheimliche Gesellschaft. Aber doch ganz ungefährlich, wie ich in vielen zoologischen Büchern gelesen hatte, in denen steht, daß wilde Hunde nur selbst gerissenes Wild fressen und den Menschen nicht annehmen. Das hatte ich gelesen und wußte es genau aber gerade diese Tiere, die ich hier vor mir sah, hatten die Bücher scheinbar nicht gelesen, und unbekümmert um alle Gelehrtenweisheit fraßen sie lustig an dem gefundenen Aas, und als sie mich äugten, kamen sie mit gestäubten Borsten, einen kläffenden Ton ausstoßend, angriffslustig auf mich zu. Ich schieße auf den nächsten, aufheulend bricht er zusammen und in wilder Flucht jagt die Meute davon, ein zweiter Schuß geht vorbei. Es waren halt ungebildete Tiere im Zululande.

Nachdem ich noch einen Wasserbock erlegt habe, kehre ich ins Lager zurück. Wie wollte ich mir jetzt die

kalte Büffelzunge munden lassen, doch die hatte mir inzwischen ein elender Zuluköter gestohlen.

Ein anderes Bild in einem anderen Lande:

In Nordwest-Rhodesia am Kafue-Fluß im Lande der Maschukulumbwe. Auch die Maschukulumbwe waren in alten Zeiten tapfere Krieger, die sogar dem berühmten Selous, einem der unerschrockensten Forscher und Jäger den Eintritt in ihr Land versagen konnten. (Selous ist im Weltkriege in Deutsch-Ostafrika gefallen) Er mußte unter Zurücklassung seiner gesamten Habe, nur mit einem Hemd bekleidet, sein Heil in der Flucht suchen. Wie bei den Zulu, so besteht auch bei den Maschukulumbwe der Reichtum in großen Viehherden.

Das Zululand hatte ich als Reiter der Natal-Police kennen gelernt, Nordwest-Rhodesia und besonders Maschukulumbwe-Land, wo ich längere Zeit in Mumbwa eine Kompagnie geführt hatte, kannte ich gut von meinen Zügen mit der Barotse-Native-Police, der ich einige Jahre angehörte. Doch jetzt hatte ich meinen Abschied genommen, und als freier Jäger durchzog ich das Land. —

Am Kafue-Fluß erwartete mich Sejumba, einer meiner alten Askari, der jetzt als hochangesehener Mann in seinem Dorfe wohnte. Schon als Soldat hatte er mir versprochen, mir zu zeigen, wo die Nadi (Büffel) hausten, wenn ich ihn besuchen würde in seinem Dorfe am Ufer des Kafue-Flußes.

Unter seiner Führung geht es einige Kilometer am Fluß entlang. Wild, wohin das Auge blickt. Herden von Gnus mit ihren täppischen, wichtigtuersischen Bewegungen, Zebras, deren Tigerfell in der Sonne glänzt, wie das Fell eines edlen Rennpferdes. Massige Wasserböcke und die schlanken, rotfelligen Lechwe (*cobus leche*), von denen aber auch die schwarze Art (*cobus smithmani*) hier vertreten ist. Auf einige Entfernung, kaum von ihnen zu unterscheiden, sind die Puku-Antilopen (*Cobus vardoni*),



Kopf meines einzigen erlegten Löwen.

Verfasser mit zwei am 31 V. 06 am Kafue-Fluß erlegten Büffeln.

die man wohl an jedem Fluß Zentral-Afrikas antrifft. Im Flusse selbst grunzen mißmutig einige Flußpferde. Nur wenige Flußpferde sind heute noch hier zu finden, und auch die vielen Antilopen, die wir sehen, sind nur Ueberbleibsel der unendlichen Herden, die noch vor kurzer Zeit dieses Wildparadies bevölkerten. Nicht von einer Krankheit oder einem anderen Naturereignis sind die Tiere hingerafft, sondern der schnöden Gewinnsucht einiger Unternehmer sind sie zum Opfer gefallen. Die englische Regierung hatte es zugelassen, daß die Direktion der Northern Copper Co. an einige Unternehmer, die mir fast alle persönlich bekannt waren, Fleischverträge ausgab, um mit dem Fleische der Flußpferde und Antilopen billig die eingeborenen Arbeiter auf ihren Minen zu beköstigen. Welch ungeheure Menge Wild hier für diesen Zweck niedergemetzelt wurde, davon macht man sich keinen Begriff. Ich weiß von einzelnen Schlächtern, denn Jäger will ich sie nicht nennen, die mit ihren schwarzen Gehilfen an einem Tage über fünfzig Flußpferde erlegten und erst zu schießen aufhörten, wenn sie das Gewehr nicht mehr an die vom Rückstoß geschwollene Schulter bringen konnten. Es wiederholte sich hier, was vor Jahrzehnten mit dem Bison in Amerika geschehen war. Daß auch in der jungen, deutschen Kolonialverwaltung Fehler gemacht sind, leugnen wir nicht, aber ein solches „Ruhmesblatt“ haben wir nicht aufzuweisen.

Ich bitte, diese Abschweifung zu verzeihen, aber in Gedanken gehe ich am Kafue-Fluß entlang und blutenden Herzens sehe ich die Haufen bleichender Knochen und die hunderte verfallener Fleischreste, auf denen das Fleisch tausender, harmloser Opfer getrocknet wurde, die schnöder Gewinnsucht zum Opfer fielen.

Bei Lubandas-Dorf, wo mich Monashului, ebenfalls einer meiner alten Askari, bewirtete, wurde das Lager aufgeschlagen.

Eine Stunde von dem Dorf entfernt fanden wir einen von dem Dornenbestande nach dem Kafue-Fluß führenden, von Büffeln ausgetretenen Wechsel. Nie wieder habe ich einen solchen Büffelwechsel gesehen. Man hätte meinen können, Elefanten wären hier seit Jahrzehnten zur Tränke gezogen.

Am nächsten Morgen marschierten wir vor Tagesanbruch los. Wir hatten unser Lager zehn Minuten von dem Büffelwechsel aufgeschlagen.

Kaum fünf Minuten vom Lager entfernt sah ich im schwachen Morgenlichte von Kafue her eine große Herde mächtig erscheinender Tiere herüberwechseln. — Die Büffel! — Welch ein Anblick! Sie sahen wahrhaft geisterhaft aus im Halbdunkel. Eine Herde von über hundert Stück! Sie zogen dem Dornenbestande zu, den sie noch vor Tagesanbruch erreichen wollten, um sich dort, vor aller Verfolgung sicher, einzustellen.

Ich hatte die Morgenröte hinter mir, so daß ich Visier und Korn gerade unterscheiden konnte. Als ein mächtiger Bulle auf eine Entfernung von zirka fünfzig Schritt an mir vorbeiwechselte, drückte ich ab und weckte durch den donnernen Schall den jungen Tag, der sonst in dieser von der Kultur noch unberührten Gegend von dem Gezwitzcher der Vögel und dem Summen der Insekten erwacht.

Laut brüllte der getróffene Büffel, und in wilder Flucht stürzte die Herde dem schützenden Dickicht zu. Noch einmal kracht mein Schuß; deutlich schlägt die schwere Expresskugel an, und ein Röcheln belehrt mich, daß ein zweites Tier weidwund steht. „Die Hunde los!“ rufe ich meinen Boys zu, und, von der Fessel befreit, folgen die gutdressierten Tiere dem Bullen, der in schweren Fluchten sich zu retten sucht, um ihn innerhalb weniger Meter fest einzustellen. Ein Fangschuß bringt ihn zur Erde.

Das zweite Tier war noch ca. zweihundert Meter geflüchtet, um dann dem gutgesetzten Lungenschuß zu erliegen. Es war eine starke Kuh.

Einen Büffel schenkte ich meinen Mashukulumbwe zur Belohnung.

Am Abend wurde mir ein alter Herr als Vater eines meiner früheren Askari vorgestellt. Ich war sehr erfreut, seine Bekanntschaft zu machen; als es sich aber nach einigen Hin- und Herreden herausstellte, daß er noch Fleisch haben wollte, war es mit unserer Freundschaft aus. Denn ein großer Büffel für vier Leute und deren Familien hätte doch wohl genügen können.

Unser Jagdlager lag reizend am Ufer eines kleinen Baches, im Schatten großer Tamarindenbäume. Vor uns erstreckte sich die Ebene des Kafue-Flusses, und auf der anderen Seite rauschte ein lichter Akazienwald, in dem um die Mittagsstunde die Antilopen sich zur Ruhe einstellten. Nur nachts wurde das Leben durch das Geheul ungezählter Hyänen unerträglich gemacht. Es war wirklich, als ob sämtliche Geister der Hölle losgelassen wären, um uns in unserem einsamen Jagdlager eine Serenade zu bringen. Sobald sich eine Hyäne näherte, fingen unsere zwölf Hunde im Lager ein Extrakonzert an. Nachdem wir so zwei schlaflose Nächte verbracht hatten, beschlossen wir, weiterzumarschieren, um ruhigere Gefilde aufzusuchen.

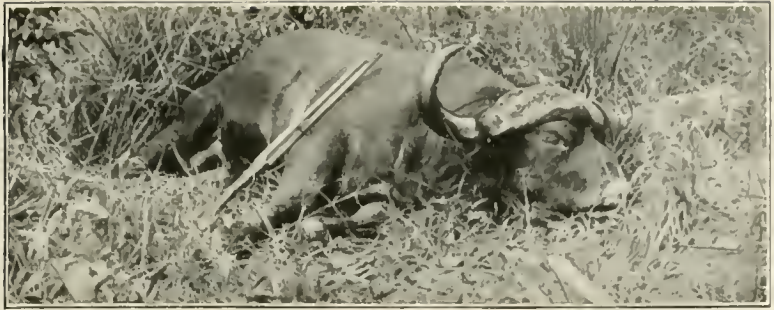
Auf meinen weiteren Reisen, die mich durch Nordwest-Rhodesia nach der Zambezi-Quelle im Kongo führte, habe ich verschiedene Abenteuer mit Büffeln erlebt, die an sich wenig bemerkenswertes boten. Interessant dagegen war ein Versuch, auf Büffel mit einer schweren Elefantenbüchse Kaliber 600, die ungefähr einem 14 mm entspricht, zu schießen. Dies Gewehr führte ein Vollmantelgeschloß von 75 Gramm, getrieben von einer Axite-Ladung (entspricht dem deutschen Blättchenpulver) von 10 Gramm.

Als ich eines Tages am Londoishi-Fluß im Walunda-Lande (portug. Kongo) entlangmarschierte, sichtete ich gegen Mittag eine Herde Büffel, die sich auf einer offenen Dambo (Wiese) in der Sonne lagerte. Ich pirschte mich heran, um zu versuchen, welche Wirkung mein 600-Geschoß auf einen Büffel haben würde. Zwei Bullen mit hervorragenden Gehörnen standen mit lässig schlagenden Wedeln nebeneinander; nur diese Bewegung ließ erkennen, daß Leben in den Tieren war, sonst hätte man sie für ein wohl gelungenes Bronzestandbild halten können.

Um die volle Wirkung des 600-Geschosses zu konstatieren, feuerte ich nicht auf das Blatt, sondern unbestimmt je einen Schuß in die Körper der Bullen. Die ganze Herde wurde in den Busch flüchtig, ich lief hinterher, und als ich um einen Termitenhügel bog, kam auf der anderen Seite ein angeschossener Bulle auf mich zu. Nur dadurch, daß ich von der Hüfte aus das Gewehr abfeuerte, vermied ich einen Zusammenstoß. Die Kugel, so auf gut Glück abgegeben, faßte den Bullen in die Kehle; der Anprall des schweren Geschosses nahm das riesige Tier direkt in die Höhe, sodaß er nachher verendet in gerade entgegengesetzter Richtung zu seiner Fluchtlinie lag. Der Büffel hatte mich nicht annehmen wollen, sondern war nur waidwund seitwärts von der Fluchtrichtung der Herde abgebogen und zufällig mit mir zusammengetroffen.

Den zweiten Bullen fand ich in einem Gestrüpp eingestellt, wo er einem zweiten, durch den dichten Bestand abgefeuerten Schuß, der Gras und Aeste mit sich fortriß, zum Opfer fiel.

Die von mir gemachten Versuche ergaben also, daß mit einem Gewehr, wie ich es führte, Büffeljagd jegliche Gefahr verliert. Kein Büffel kann den Anprall einer Kugel, die auf den Quadratzoll eine Anschlagkraft von 8400 engl. Pfund hat, standhalten. Der Schuß wirkt einfach zermalmend.



Mein schönster und stärkster Büffelbulle, erlegt am 17./XII. 06 an Londoishi-Fluß, Angola.

Im Jahre 1912 vom Verfasser in Liberia entdeckter Büffel (*bubalus schomburgkii* Matsch.)

1909 am Rusiji in Deutsch-Ostafrika erlegter Büffel.

Ich habe deshalb diese Büchse auf Büffel späterhin höchst selten benutzt, nahm sie nur dann zur Hand, wenn ich einem angeschossenen Büffel in den dichten Bestand folgte.

Eine stattliche Anzahl Büffel erlegte ich auf meiner Afrikadurchquerung, die mich durch Angola, Nord-Rhodesia, den Kongo und Deutsch-Ost-Afrika führte. Als ich in Rhodesia eines Tages per Rad auf einem glatt ausgetretenen Negerpfad meiner Karawane nachfuhr, die eine geraume Zeit vor mir abmarschiert war, sah ich plötzlich, als ich nichtsahnend um eine Wegbiegung kam, auf wenige Schritt einen mächtigen Büffel-Bullen vor mir stehen. Wenn der Büffel auch bei meinem plötzlichen Erscheinen ein sehr dummes Büffelgesicht machte, so bin ich doch überzeugt, daß ich ihn bei weitem übertraf. Ich war gänzlich unbewaffnet und auf der mit hohem Gras bestandenen Sawanne war kein Baum in erreichbarer Nähe. Da ja aber der Klügere bekanntlich immer nachgibt, so schüttelte der alte Herr mir mißmutig sein greises Haupt, stampfte mit den Hufen und empfahl sich mir — — Büffel —!

Meinen letzten ostafrikanischen Büffel erlegte ich am 11. August 09 bei Assanis-Dorf am Rufiji in Deutsch-Ost-Afrika. Als ich am frühen Morgen zur Elefantenjagd aufbrechen wollte, wurden mir Büffel gemeldet, die dicht am Dorfe in einer shamba (Garten) ästen. Als ich hinkam, waren sie jedoch schon weiter gewechselt. Durch hohen Schilfbestand waren sie sorglos dahingezogen. Ich bereute schon, daß ich nur mein leichtes Mausergewehr mitführte. Plötzlich ein Rascheln im Schilf und in kampfeslustiger Stellung äugt mit hochgeworfenem Kopf ein Büffel auf wenige Schritt Entfernung zu mir hin. Aug in Aug stehen wir uns gegenüber. Langsam hebe ich die treue Mauserbüchse. Mit einem Schuß auf den Halsansatz wird er flüchtig, um kaum zwanzig Gänge weiter laut röchelnd, niederzubrechen.

Zwei Jahre später im dichten Urwald
Liberias.

Welch Unterschied gegen die sonnigen Steppen Ostafrikas! Dieser dichte, finstere Urwald. Ewig feucht die Luft, feucht und heiß wie in einem Treibhaus. Ueberwältigend, gigantisch die mächtigen Urwaldriesen. Lianen schlingen sich von Baum zu Baum. Ein sattes, volles Grün überall, und hoch oben in den Bäumen tummeln sich muntere Affenscharen. — Doch wo sie fehlen, ist Kirchhofsstille. Drückend legt sich die Schwere des Urwaldes dem Jäger auf die Brust. Schwer arbeiten die Lungen, müde wird das Auge in dem ewigen Grün. O, wie ich Dich liebe, wie ich mich nach Dir sehne, du freie Steppe Ost-Afrikas, und wie ich dich — — — auch liebe, du mächtiger Urwald mit deinen tausend Geheimnissen.

Durch den dichten Urwald durchzudringen, ist fast unmöglich und zu geräuschvoll. So wate ich durch die seichten Bäche, wo besonders in der Mittagsstunde das Wild vorsichtig heraustritt zur Tränke und um sich zu suhlen. Wo das Zwergflusspferd in seinem Tunnel ruht, den es sich unter der Uferböschung gegraben hat. Hier stieß ich eines Tages auf einen Büffel, der tief im Wasser lag, so daß nur die Schnauze herauslugte. Es war sein letztes Bad. Kaum hochgeworden brach er zu Tode getroffen zusammen. Ein letztes, krampfartiges Zucken und verendet konnten ihn meine Leute herausziehen in seichtes Wasser. Wie klein erschien er mir gegen die mächtigen Riesen im Osten. Flach das Gehörn, wie es dem westafrikanischen Büffel eigen ist. Wie unscheinbar kam er mir vor und doch war es mein schönster Erfolg auf der Büffeljagd, denn als ich nach Deutschland zurückkehrte, wurde der Büffel von Professor Matschie als neue Art erkannt und nach mir benannt, sodaß es heute unter den vielen schomburgkii auch einen bubalus schomburgkii gibt.

MEINE GEFÄHRLICHSTE ELEFANTENJAGD.

Auf meiner Afrikadurchquerung erreichte ich im Jahre 1907 den Bangeolo-See. Ich kam vom Westen aus Portugiesisch-Angola, hatte Teile des Kongo-Gebietes und von Nordwest-Rhodesia durchquert. Bei Kassoma, in der Nähe des kleinen Dorfes Tschitambo, wo Dr. Livingstone, der größte Afrikaforscher aller Zeiten, starb, und von wo seine treuen Schwarzen die Leiche nach der Küste brachten, schlug ich mein Lager auf. Da ich beabsichtigte, hier für längere Zeit zu jagen, wurde ein festes Jagdlager errichtet. Auf einem Hügel mit herrlichem Blick über den weiten See entstand in wenigen Tagen ein kleines Dorf. In der Mitte stand meine Grashütte, davor ein offenes Grasdach, unter dem ich, geschützt vor der glühenden Tropensonne und erquickt von dem frischen Seewind, meine Mahlzeiten einnehmen konnte. Es war zu Anfang der Trockenzeit. Allabendlich war der Himmel beleuchtet von mächtigen Grasfeuern, die von den Eingeborenen in jedem Jahre angezündet werden. Der alte Häuptling Kassoma, der Livingstone noch persönlich gekannt hatte, besuchte mich. Er schickte seine Jäger aus, um festzustellen, wo die Elefanten sich aufhielten. Wie alle Großwildjäger, so bin auch ich abergläubisch. Wir, die wir jahrelang nur mit der Natur gelebt haben, fern von dem Getriebe der Großstadt, kehren auch in unseren Anschauungen zurück zur Natur, und wenn wir es uns auch nicht selbst eingestehen wollen, wir glauben an Vorzeichen und Tage, die uns Glück oder Unglück bringen.

An einem Freitag morgen meldete mir ein Kundschafter, daß die Spur eines großen Elefantenbullen vom See aus, dicht am Lager vorbei ins Innere führe. In der Nacht war der Bulle durchgewechselt. Er hatte am See getrunken. Meine Jagdsafari (Karawane), sowie leichte Lasten im Durchschnittsgewicht von fünfundzwanzig Pfund,

die das Notdürftigste zum täglichen Leben im Busche enthielten, lagen stets bereit. Schnell wurden zwölf meiner besten Leute ausgesucht und als die glutrote Sonne am Horizont aufstieg, zog die kleine Karawane vom Lager fort in den Busch. An der Wasserscheide des Kongo und Zambesi, wo ich bisher gejagt hatte, war es mir selten geglückt einen Elefanten, und wenn die Spur auch noch so frisch war, am selben Tage einzuholen, ihn zu erlegen und wieder zum Lager zurückzukehren. Daher führten wir auch Proviant sowie Wasser in Kalebassen mit, um mehrere Tage unabhängig vom Lager im Busch zubringen zu können. Aber hier am Bangeolo-See war es anders. Kaum waren wir eine Stunde der Fährte, die einem mächtigen Teller mit vielen Sprüngen glich und sich weit sichtbar von der schwarzen Asche des gebrannten Grases abhob, gefolgt, sah ich zu meinem Erstaunen, daß wir uns dem Elefanten näherten. Schon die erste Losung, die wir trafen, war noch warm. Aber bei der Elefantenjagd ist ja immer das Unerwartete das, was eintrifft.

Mein alter Elefantenjäger Mongoosa, der mich seinerzeit begleitete, war ein erfahrener eingeborener Jäger. Er hatte viele Elefanten am Kongo erlegt und war dort einmal von einer Elefantenkuh schwer verwundet worden. Mit Stolz zeigte er noch die Narbe, wo das sterbende Tier ihm seinen Zahn zwischen die Rippen gestoßen. Ich führte eine schwere doppelläufige Elefantenbüchse mit rauchlosem Pulver, sogenanntes Kaliber 600, die schwerste Büchse, die je gebaut wurde. Mongoosa trug ein Mausergewehr mit Sportpatronen, damit ich unterwegs Wild für uns zum Essen erlegen konnte. Der linke Lauf meiner Elefantenbüchse hatte in letzter Zeit verschiedentlich versagt. Während den Ruhetagen bei Kassoma hatte ich jedoch einen neuen Schlagbolzen eingesetzt und so wieder volles Vertrauen zu meinem Gewehr gewonnen, mit dem ich schon damals über zwanzig Elefanten erlegt hatte. Aber



Elefant im Urwald,
auf 12 Schritt mit n.einem versteckten Freund James Mc. Neil aufgenommen.

gerade dieser unglückselige Schlagbolzen war es, der mir noch am selben Tage um ein Haar das Leben gekostet hätte. Wie gesagt, wir nahmen die Spur ungefähr zwei Kilometer weit vom Dorfe auf. Sie führte direkt ins Innere. Stellenweise war das Gras schon niedergebrannt, während es sonst durchweg, sobald wir einige Kilometer vom See weg waren, drei bis vier Meter hoch stand. In Angola und im Kongo hatte ich nur in dichten Dschungeln gejagt. Hier sollte ich meine Ersterfahrung im hohen Grase machen. Sobald ich bemerkte, daß die Spur frisch wurde, ließ ich alle meine Träger zurück und ging allein mit Mongoosa und mit dem mir vom Dorfe gestellten Führer weiter. Kaum zwei Stunden nach Entdeckung der Spur sah ich mich dem Elefanten gegenüber. Er stand ruhig unter einem kleinen Baum im hohen Grase. Schläfrig stand er da und klappte mit den mächtigen Ohren. Bis auf zwanzig Meter ging ich heran. Näher wagte ich es nicht, denn das Gras war ganz trocken, und dieses Elefantengras bricht mit einem Laut, der dem Jäger wie ein Pistolenschuß vorkommt, wenn man trotz aller Vorsicht einmal darauf tritt. Aber auch zwanzig Meter ist nah genug, wenn man mit einer Elefantenbüchse Kaliber 600 bewaffnet ist, noch dazu im offenen Gelände. Vorsichtig stieg ich auf einen kleinen Ameisenhügel, der mir allerdings kaum Fußhalt bot, mir aber doch andererseits eine Erhöhung von ungefähr einem halben Meter gab. Der mächtige Bulle stand noch ruhig, die Breitseite mir zugekehrt. Ein schwacher Wind blies vom Elefanten zu mir. Trotzdem mich das Tier weder gehört noch gewindet haben konnte, merkte ich, daß es unruhig wurde. Dieser Instinkt, der die Tiere eine Gefahr ahnen läßt, ist besonders bei dem seit Jahrhunderten gejagten Elefanten stark ausgeprägt. Er fing an unruhig mit den Ohren hin und her zu schlagen, mit dem Rüssel suchte er die Luft ab. Es hätte eines noch so schwachen Windstoßes aus entgegen-

gesetzter Richtung bedurft und in voller Flucht wäre er davon gerast. Vorsichtig nahm ich die schwere Büchse, zielte hinters Blatt, und mit der Absicht, den zweiten Lauf sofort folgen zu lassen, zog ich den Abzug. Aber durch den Rückschlag der schweren Büchse fiel ich von meinem unsicheren Standpunkt, und bevor ich mich wieder aufrichten konnte, war der Elefant in voller Flucht abgebraust. Es war leicht genug, ihm zu folgen auf dem Weg, den er durch das hohe Schilfgras hindurchgerissen hatte. Ich war ihm kaum einige Kilometer gefolgt, da merkte ich, daß der eine Schuß nicht ganz verfehlt war. Kürzer und kürzer wurden die Schritte des Waidwunden, und wenn auch der Schuß nicht die beabsichtigte Wirkung erzielt hatte, ihn sofort niederzustrecken, konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich ihn bald wieder einholen würde. Wenn ich auch keine Schweißspur (Blut) fand, merkte ich doch, daß er innerlich schwer bluten mußte.

Meine Träger, welche ich nicht weit zurückgelassen hatte, waren inzwischen eingetroffen. Die Spur des Elefanten ging über einen Bach. Hier ließ ich die Träger wiederum zurück. Nur mit Mongoosa und dem Führer von Kassoma ging ich weiter.

Nachdem wir der Spur ungefähr eine Stunde gefolgt waren, hörten wir plötzlich den Elefanten. Er hatte sich wieder eingestellt. Der Schuß mußte die Lunge verletzt haben, denn hin und wieder hörten wir ein hustenähnliches Geräusch. Vorsichtig, jeden einzelnen Grashalm sorgfältig umlegend, pürschte ich heran. Dann sah ich den Elefanten. Nur Kopf und Rücken ragten über das hohe Gras hinaus. Ich hatte mir vorgenommen, jetzt Schluß zu machen. In vollem Vertrauen auf meine altbewährte Büchse kroch ich auf zehn Schritt heran.

Der Elefant stand völlig bewegungslos. Nur der schlangenförmig nach oben gewundene Rüssel war in

ständiger nervöser Bewegung. Jeden Windhauch versuchte er aufzusaugen. Die mächtigen Ohren waren vom Kopfe weit abgespreizt, um das leiseste Geräusch aufzufangen.

Vorsichtig, ganz vorsichtig, brachte ich das Gewehr an die Schulter. Jetzt oder nie. Zielte auf die tödliche Stelle, die sich ungefähr fünf Centimeter hinter dem Ohrloche befindet, wo die Kugel das kleine Gehirn trifft und unfehlbar selbst den mächtigsten afrikanischen Elefantenbullen wie vom Blitze getroffen zusammenbrechen läßt. Nochmals setzte ich ab. Zielte wieder, sah, daß die Schußbahn frei war, und schoß. — Ein scharfer metallener Schlag. Mein Gewehr hatte versagt.

Mit einer Geschwindigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, fuhr der Elefant herum. Mit dem furchtbaren Schrei, der dem angreifenden afrikanischen Elefanten eigen ist, nahm er ohne Besinnung an. Jeder Versuch, dem wahnsinnig heranstürmenden Tiere auszuweichen, wäre sicherer Tod gewesen. Ich blieb stehen. Als der Elefant ziemlich über mir war, gab ich ihm den zweiten Schuß direkt vor den Kopf. Zum Glück diesmal kein Versager. Wenn ich auch in dieser Stellung keinen tödlichen Fleck erreichen konnte, genügte doch der Anschlag des schweren Geschosses, um den Elefanten wenigstens für einige Sekunden zu betäuben.

Der mächtige Körper schwankte hin und her. Ich warf mich auf die Erde. Im nächsten Augenblick war der Elefant über mich hinweggerast. Mit dem einen Hinterfuß schlug er mir gegen die Rippen, sodaß mir beinahe Hören und Sehen verging. Aber bemerkt hatte er mich nicht.

All Dies geschah so schnell, daß ich überhaupt nicht zur Besinnung kam und wie es oft in lebensgefährlichen Momenten der Fall ist, hatte ich nicht einen Augenblick Furcht empfunden. Wie der Elefant dahintraste, Blätter und Staub hinter sich aufwirbelnd, dachte ich nur,

wie er eigentlich einem Schnellzuge gleiche, der in voller Fahrt durch eine kleine Station saust.

Aber was Angst heißt, richtige niederträchtige Angst, sollte ich noch erfahren, bevor der Tag zu Ende ging.

Kaum war der Elefant vorbei, sprang ich trotz meiner schmerzenden Rippen auf, lud zwei Patronen ins Gewehr und jagte sie dem Elefanten nach, der gerade den Führer gesichtet hatte und im Begriff war ihn anzunehmen. Wieder brachten meine Schüsse das Tier ins Schwanken, sodaß es von der Verfolgung des Eingeborenen abließ.

Mongoosa, der sich gleich durch einen Kopfsprung ins hohe Gras gerettet hatte, kam aschgrau heran (wie wir blaß werden, wird ein Neger grau). Er schien ganz erstaunt, mich noch am Leben zu finden und soweit er sehen konnte unverletzt. Wie mich meine Rippen schmerzten konnte er ja nicht wissen.

Jetzt ging die Jagd weiter. Aber umgekehrt. Während ich bisher der Jäger war, übernahm der Elefant meinen Posten und jagte mich, ganz systematisch, mit voller Ueberlegung und mit der Klugheit, die unter allen Tieren nur der Elefant besitzt. Ich hockte mit Mongoosa im Grase und überlegte, was wir machen sollten. Plötzlich, ganz unerwartet, wieder der furchtbare Schrei des annehmenden Elefanten. Ganz nahe. Er hatte einen Bogen geschlagen. Sowie er uns gewindet hatte, kam er, Gras, Schilf und kleine Bäumchen vor sich niedertretend, auf uns zu. Das hohe Gras brach wie eine Woge über uns nieder. Wie ein großer schwarzer Felsen, von der Woge getragen, erschien vor uns der Kopf des Elefanten. Ein Schrei von Mongoosa. Mit einem Kopfsprung verschwand er wieder im Grase. Verdenken konnte ich es ihm nicht. Was sollte er machen. Das Mausergewehr, welches er trug, war gegen den Elefanten genau so wirkungslos, wie wenn ein kleiner Junge mit dem Blasrohr Erbsen auf ein

Pferd geschossen hätte. Er konnte leicht verschwinden. Unbekleidet wie er war, nur mit einem kleinen Lendentuch versehen. Ich mußte stehen bleiben. Mir blieb nichts anderes übrig, denn unfehlbar wäre ich im Grase hängen geblieben. Zeit zum Zielen war nicht. Blindlings schoß ich beide Läufe dem Elefanten ins Gesicht und, getragen von dem furchtbaren Rückschlag der schweren Büchse, warf ich mich seitwärts ins Gras. Ich fiel auf den Rücken, blieb regungslos liegen und wagte nicht zu atmen. Der Elefant schwankte umher, wiederum betäubt und verwirrt von den aus nächster Nähe abgegebenen Schüssen. Er versuchte mich zu finden. Aber durch das Blut, das ihm aus der Lunge in den Rüssel stieg, war wohl die feine Witterung geschwächt. Mehrere Male war der Rüssel in allernächster Nähe, und einmal setzte er nur einige Zoll von meinem Kopf entfernt seine riesigen Hinterfüße nieder. Er hätte nur ein wenig seitwärts zu treten brauchen, um mir den Kopf zu Brei zu stampfen, wahrscheinlich ohne es zu wissen, so wie wir Menschen manchmal ahnungslos einen kleinen Käfer zertreten.

Endlich schwankte er weiter. Ich drehte mich zur Seite. Nun kam die Reaktion. Meine Nerven versagten ihren Dienst. Mir flimmerte es vor den Augen. Ich mußte mich übergeben, erst dann kam ich einigermaßen wieder zur Ruhe.

Mongoosa kroch heran. Wie ich ausgesehen haben mag, weiß ich nicht, wohl aber, wie ich mich fühlte. Er überredete mich die Jagd aufzugeben und dem Elefanten zum Sterben Zeit zu lassen. Wie gern ging ich auf seinen Vorschlag ein. Mir lag genau soviel daran wie Mongoosa, möglichst weit aus dem Bereiche dieses wahnsinnig gewordenen Kolosses zu gelangen. — Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. — Kaum waren wir einige hundert Meter auf unserer Spur zurückgegangen, um wieder zu den Trägern zu gelangen, als wir zum

drittenmal den furchtbaren Schrei hörten und sahen, wie sich die Graswelle wieder in Bewegung setzte. Der Elefant wollte sich rächen. Er wußte, daß er sterben mußte. Ich bin überzeugt, er war auch bereit zu sterben, aber seinen Angreifer wollte er ins Jenseits mit hinübernehmen.

Es folgte dasselbe Schauspiel wie vorhin, wenn auch mit kleinen Abweichungen.

Ich schoß, warf mich hin, und wie eine Dampfwalze der Elefant über mich weg oder nahe an mir vorbei. Zur Abwechslung geriet ich einmal in einen Dornbusch, welchen der Elefant im Vorbeisausen mit dem Rüssel packte und mich samt Dornbusch einige Meter zur Seite schleuderte. Sobald er vorbei war, fing er wieder an, Bogen zu schlagen. Zerkräft und zerschunden versuchte ich ihm zu entweichen. All das im hohen Grase und in der tropischen Mittagssonne.

Meine Kräfte fingen an zu versagen. Ich konnte nicht mehr sprechen. Mongoosa und ich sahen uns an. Wir wußten, daß wir beide dasselbe fühlten, daß es nur eine Frage der Zeit wäre, wann der Elefant den einen oder anderen von uns fassen würde. Jetzt kam es zum Äußersten. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß ich nur noch eine Patrone hatte. Ungefähr zwölf Schuß hatte ich abgegeben. Ich weiß es nicht mehr genau. Vielleicht hatte ich auch in der Eile und Aufregung Patronen verloren. Nur eins stand fest, eine einzige Patrone war noch da. Es ging ums Letzte. Wir fanden einen Baumstumpf. Neger hatten den Baum wohl in früherer Zeit umgeschlagen, um aus einem Bienennest, welches in der Baumkrone hing, Honig zu bekommen. Der abgeschlagene Baum war in den Grasfeuern früherer Jahre verbrannt, nur der Stumpf, der zwei Meter aus der Erde ragte, stand noch.

Hier nahmen wir unsere Stellung. Dies sollte unser letzter Verteidigungsstand sein. Hinter uns näherte sich

ein mächtiges Grasfeuer, höchstens ein Kilometer entfernt. Laut krachte das trockene Schilfgras. Die Luft war schwarz von Staub und Asche. Dazu die Hitze von Sonne und Feuer. Es sah aus, als hätten wir die Wahl, vom Elefanten zertreten, oder vom Grasfeuer verbrannt zu werden. Plötzlich hörten wir wieder den Elefanten. Ein Laut, wie wenn Dampf aus einer Lokomotive abgelassen wird. Dann hörten wir ihn stöhnen, wieder schreien, aber in ganz anderer Richtung, wie wir erwartet hatten, einige hundert Meter von uns entfernt. Mongoosas Gesicht hellte sich auf. Ein tiefer Seufzer kam aus seiner Brust. Wortlos zeigte er nur in die Richtung. Dann flüsterte er mir zu: „Höre, er stirbt! Er wird Bäume ausreißen und daran seine Wut auslassen, dann wird er sterben. Er wird uns nicht mehr annehmen. Er hat unsere Spur verloren.“ Auch ich horchte angestrengt. Der Elefant machte einen furchtbaren Lärm; doch sehen konnten wir nichts. Das hohe Gras verdeckte alles. Aber was ich hören wollte, weshalb ich mein Ohr anstrengte bis zum äußersten, war der letzte Seufzer, das letzte Entweichen der Luft aus dem Körper des Riesen, den ich so gut kannte, und der dem Tod dieses Tieres vorausgeht, jedoch dieses Geräusch hörte ich nicht.

Anstatt dessen hörten wir zu unserem Entsetzen den Elefanten kommen. Nicht wie vorher wahnsinnig auf uns losstürmend, sondern langsam, bedächtig. Wir hörten das Gras unter seinen Füßen knacken. Das furchtbare Geräusch näherte sich. Zu meinem Entsetzen merkte ich jetzt, was er wollte. Er hatte eingesehen, daß er uns in wahnsinnigem Daherstürmen oder durch Ueberrennen nicht fassen konnte. Mit voller Ueberlegung hatte er eine neue Taktik gewählt. Wie sonst der Jäger das Wild beschleicht, beschlich uns jetzt, wenn ich den Ausdruck wählen darf, das waidwunde Tier. Näher und näher kam es. Wie eine Schlange spielte sein Rüssel. In jedes Gebüsch

tastete er hinein, um jeden Baum wand er sich. Es war teuflisch, dieser Anblick, zu sehen, wie das mächtige Tier in voller Ueberlegung, vorsichtig, langsam und bedächtig uns suchte. Näher kam es und näher. Gerade auf uns zu. Es mußte uns gewindet haben. Alle paar Meter blieb es stehen. Breit nach vorn standen die mächtigen Ohren, nach vorn der mächtige Rüssel, um sich zu überzeugen, daß es auch noch auf der richtigen Fährte sei.

Jetzt war es dreißig Meter entfernt, jetzt noch fünf- undzwanzig.

„Schieß, schieß,“ flüsterte Mongoosa. Ich gab ihm keine Antwort und stieß ihm den Kolben meines Gewehres in die Rippen, damit er den Mund hielt.

Schießen, schießen, jetzt schießen? Der Arme schien vollständig den Verstand verloren zu haben. Er als erfahrener Elefantenjäger mußte wissen, daß es zwecklos gewesen wäre, jetzt zu schießen, mit nur einer Patrone und keinem Ziel, außer dem breiten flachen Vorderkopf des Elefanten, wo man fast nie einen tödlichen Schuß anbringen kann.

Zwanzig Meter, fünfzehn Meter.

Es war mir, als gieße mir jemand eiskaltes Wasser über den Rücken. Ich sah mich um, voller Verzweiflung. Auch Mongoosa suchte nach einem Ausweg. Unsere Augen trafen sich. Jeder las dasselbe im Auge des anderen. Ihm ausweichen war unmöglich. Jetzt zu laufen wäre sicherer Tod gewesen. In dem dicht verwachsenen Gras wären wir sicher gestolpert, bevor wir zehn Schritte gelaufen wären.

Jetzt war der Elefant nur noch zehn Meter entfernt. Der Wind, vielmehr der leise Luftzug ging von uns zum Elefanten. Er wußte genau, wo wir waren. Aber auch ich konnte schon die Ausdünstungen des mächtigen Körpers riechen. Sie stiegen mir in die Nase und verursachten ein Gefühl der Uebelkeit. Aber langsam kam



Der waidwunde Elefant im Hochgras.
Awemba-Mädchen (Nordost-Rhodesia).

er näher, ganz langsam. Er wollte diesmal sicher gehen. Es ist furchtbar, sitzen zu müssen, absolut unbewegt, und den Tod langsam und bedächtig auf sich zukommen zu sehen. Ich fühlte, wie meine Nerven nachließen. Ich mußte mich aufs äußerste zusammennehmen, um nicht laut zu schreien.

Näher kam er, Schritt für Schritt, kaum acht Meter trennten uns noch, als plötzlich seitwärts, wo das Grasfeuer inzwischen hingelangt war, ein Knall ertönte. Eine Bambusstaude war vom Feuer gefaßt und knallte auseinander wie ein Gewehrschuß. Dies schreckte den Elefanten. Er hielt an, horchte, dann drehte er langsam den Kopf zur Seite, nach der Richtung, aus welcher das Geräusch gekommen.

Jetzt meine letzte Hoffnung. Ich nahm das Gewehr an die Schulter und zielte hinters Ohrloch. Ziele vorsichtig und ruhig. Auge und Gehirn und Hand ruhig und sicher, wie man nur zielen kann, wenn man weiß, daß alles darauf ankommt, daß der Schuß Tod oder Leben heißt. Der Schuß fiel. Wie vom Blitze getroffen, brach der Elefant zusammen, um nie wieder aufzustehen.

Zerschlagen und noch ganz schwindelig ging ich zu meiner Beute. Ich konnte noch nicht fassen, daß ich gerettet war. Erst Mongoosa brachte mich wieder zum Bewußtsein. Er raffte trockenes Gras zusammen, steckte es an, um ein Gegenfeuer gegen das sich in rasender Eile nähernde Praeriefeuer zu entfachen. Keine Minute war zu verlieren, wenn wir nicht von allen Seiten in ein Feuermeer eingehüllt sein wollten. Ungefähr zehn Minuten arbeiteten wir wie die Wahnsinnigen, dann sahen wir, wie die Flammen von unserem Feuer wegrasten, sodaß wir einen freien Platz bekamen, wo wir uns sicher fühlen konnten.

Ich schickte Mongoosa weg, die Träger zu holen. Sie kamen schnell, denn die ganzen Ereignisse hatten sich auf einem verhältnismäßig kleinen Platze abgespielt.

Ihre Freude war groß, als sie den Elefanten sahen. Fleisch in solchen Massen bedeutet immer ein Freudenfest für die Neger. Einige gingen zurück auf der Spur des Elefanten. Ich hörte sie lachen und scherzen. Plötzlich wieder ein Schrei, noch mehrere. Ich wußte nicht, was passiert war. Einer meiner Leute kam angelaufen. Aus seinen aufgeregten Reden hörte ich heraus, daß ein Mann getötet sei. Da aber Mongoosa und der Führer meine einzigen beiden Begleiter waren, — den Führer hatte ich allerdings seit dem ersten Angreifen des Elefanten nicht wiedergesehen bis zu dem Augenblick, wo er sich vergnügt auf dem Elefanten niedergelassen hatte, — sah ich nicht ein, wie es möglich sein konnte, daß jemand von dem Elefanten getötet sein könnte. Außerdem wußte ich aus alten Erfahrungen, daß ein Neger schon tot ist, wenn er sich nur in den Finger geschnitten hat. So sag dann auch scherzhaft zu meinem Karawanenführer:

„Gut, dann gehe hin und sage ihm, daß er wieder zum Leben kommen soll!“

„Aber nein!“ sagte der Mann, und aus seiner Miene sah ich, daß es Ernst war. „Er ist wirklich tot, ganz tot, er ist vollständig zerschmettert.“ Dies klang ernster.

Ich folgte dem Mann und kam zu dem Fleck, wo die Neger standen, die alle aufgereggt durcheinander redeten, und kam so plötzlich zu der wirklichen Tragödie des Tages.

Einer meiner Träger, ein frischer netter junger Bursche, der ehrgeizig war, eine Charaktereigenschaft, die man nicht häufig bei Negern antrifft, war mir gegen meinen Befehl gefolgt. Er wollte gern Gewehrträger werden, war auch von Natur wohl ein leidenschaftlicher Jäger. Er war von seinen Kameraden weggeschlichen, ohne ihnen etwas zu sagen, um bei mir zu sein und als erster mich zu meinem Erfolge zu beglückwünschen, wenn ich den Elefanten geschossen hätte, damit ich auf ihn aufmerksam

würde und er so zu seinem Ziele käme. Er trug meinen Bettsack, wie jeder Neger seine Last trägt, natürlich auf dem Kopf. Mit den Augen war er auf der Spur geblieben, und so war er wahrscheinlich direkt mit dem angeschossenen Elefanten zusammengeprallt. Mitten aus seinen ehrgeizigen Träumen heraus hat ihn der Tod geholt, plötzlich unerwartet, nicht einen Schrei hat er mehr ausstoßen können. Der Elefant hatte ihn gepackt, zur Erde geschmettert, ihm die Zähne durch den Leib gebohrt und ihn dann mit dem Rüssel in Stücke gerissen, indem er einen Fuß auf den Körper setzte.

Die Schreie des Elefanten, die wir gehört hatten und die wir für seine Todesschreie hielten, hatte er ausgestoßen, als er den Eingeborenen zerriss. Einen Anblick, wie ich ihn hier vor mir sah, möchte ich nicht wieder erleben. In Fetzen zerrissen der Körper des Mannes. Stücke der Eingeweide hingen über kleine Büsche. Er muß den Körper in der Luft herumgeschwungen haben, bevor er ihn von sich warf.

Der Elefant hatte seinen Vorsatz ausgeführt, er war gestorben, aber nicht ohne wenigstens einen seiner Angreifer mit sich zu nehmen.

Beiden brannte als mächtige Todesfackel das Grasfeuer, das in den trockenen Bambusgräsern immer wieder neue Nahrung fand.

Müde und zerschlagen kehrte ich zum Lager zurück. Ich nahm mir vor, die Elefantenjagd aufzugeben, jedenfalls für eine Zeitlang. Dieses Versprechen gab ich mir vorm Einschlafen in vollem Ernste — — — doch nur, um schon am nächsten Tage wieder der Spur eines einzelnen Bullen zu folgen.

EINE NACHT ZWISCHEN LÖWEN.

Die Sonne ging unter. Sie versank in die Fluten des Bangweolo-Sees. Bei dem an dem kleinen malerischen See gelegenen Dorfe Chiumka hatte ich nichts über Elefanten, denen mein Jagdzug galt, erfahren können. Wir marschierten weiter um noch das Kapata-Dickicht, welches den Bangweolo-See von dem Kampolombo-See trennt, zu erreichen. Hier sollten Elefanten stehen. Auf einer kleinen Anhöhe eine Herde Kuhantilopen. Schwarz zeichneten ihre Silhouetten gegen den Abendhimmel. „Schau“, sagte einer meiner Leute, „wie sie den See betrachten, der das Feuer frißt.“ Er meinte die Sonne, deren letztes glutrotes Viertel soeben im See versank. Zwei Kuhantilopen starben mit der Sonne. Ich brauchte Fleisch für meine hungrigen Träger. Als die Nebelgeister dem See entstiegen und ihre Schleier über das Land breiteten, war unser Jagdlager fertig.

Das Lager eines Elefantenjägers in der Trockenzeit. Mein Bett auf der Erde, geschützt gegen den Seewind durch das hohe Schilf. Vor mir im Halbkreise meine Träger, dahinter die weite Steppe. An einem kleinem Baum hing das Fleisch der Kuhantilopen, soweit es nicht in den Töpfen der Träger schmorte. Müde vom langen Marsch kroch ich nach der Abendmahlzeit unter mein Moskitoneß, welches vom flackernden Lagerfeuer beschienen, weiß aus der schwarzen Nacht heraussprang. Meine Stachelhaar-Terrierhündin Bobsi, die mir schon durch den Kongo gefolgt war, legte sich mir zu Füßen. Ruhe herrschte im Lager, nur leises Plaudern meiner gut geschulten Leute, unterbrochen von Schmatzen und Rülpsen. Dann schliefen sie ein.

Vom See steigen die Nebel. In der Hoffnung, am morgigen Tage Elefanten zu finden, ziehe ich mir die Decke über den Kopf und schlafe ein. Dicht liegt die Nacht über dem kleinen Jagdlager. Müde glimmen die Lagerfeuer. Plötzlich fahre ich auf. Ich höre Bobsi außer-

halb des Lagers. Sie knurrt wütend, bellt aber nicht. „Mache das Feuer an“, rufe ich meinem Jungen zu. „Dio Bwana“ kommt die verschlafene Antwort. Da hört auch er den Hund. „Simba“, (Löwe) flüstere ich. Er horcht hinaus. „Nein“, sagte er, „wenn so ein kleiner Hund hinausläuft, ist es höchstens eine Hyäne.“ Feuer flackert auf. Da plötzlich ein Knurren und in den schwachen Feuerschein tritt groß und mächtig ein Löwe. Ein Schrei des Jungen. Die Träger fahren auf.

Bobsi, die inzwischen zurückgekehrt ist, fährt, ohne sich zu besinnen, auf den Löwen zu. Der Löwe schlägt nach ihr mit der Pranke, aber der Hund ist zu schnell. Ich springe auf, greife nach meinem Gewehr, da ist der Löwe verschwunden. Zitternd vor Aufregung stehe ich mit dem Gewehr. Vom Erdboden verschwunden meine mutigen Neger. Sie alle sitzen auf dem kleinen Baum, auf den wir das Fleisch der Kuhantilopen gehängt hatten. Der Baum war voll ausverkauft, selbst der engste Stehplatz.

Ich reiße ein Magnesiumlicht ab, das ich für solche Zwecke extra bereit hielt, aber jetzt, wo ich es endlich einmal brauchte, funktioniert es nicht. Dann stecke ich es ins Feuer und als der blaue Lichtschein aufflammt, sehe ich nur noch einen dunklen Schatten über die Ebene verschwinden. Das Licht verlöscht. Die schwarze Tropennacht umklammert uns. „Er kommt wieder!“ ruft ein junge von seinem sicheren Platze auf dem Baum. Ich beneidete ihn um seinen Platz. Wie gern hätte ich mich in Sicherheit gebracht. Ich stehe schußbereit, wohl wissend, daß in dem undurchdringlichen Dunkel, das nur hier und da durch den flackernden Feuerschein unterbrochen wurde, ein sicheres Schießen unmöglich ist. Aber nichts rührt sich.

Langsam steigen meine Helden wieder herunter zu dem Feuer, das sie jetzt wieder anfachen. Mit dem Gewehr über die Knie setze ich mich in einen Stuhl, um den Rest der Nacht zu wachen. Langsam schleicht die Zeit Mich

fröstelt in dem Nebel, der vom See herübergezogen kommt. Bobsi kauert friedlich zu meinen Füßen. Dann gehe ich wieder zu Bett, müde und zerschlagen. Die Löwen sind sicher fort, erschreckt durch das Aufflackern des Magnesiumlichtes. Mein Gewehr lege ich neben mich, dazu einen Araberdolch mit haarscharfer Klinge.

Müde wie ich bin, will der Schlaf doch nicht kommen. Ständig horche ich hinaus, aber nichts rührt sich. Dann schlafe ich ein, um sofort in wilde Träume zu fallen, in denen ich mich im Kampfe mit Löwen sehe. Plötzlich ein Schrei, ich fühle etwas Weiches auf mir, nach dem ich verzweifelt schlage. Bobsi bellt, scheint sich aber in etwas verbissen zu haben. Ein Ruck reißt mich aus dem Bett. Halb verliere ich die Besinnung, dann ist alles still. Meine Leute kommen zu mir. Ich stehe zitternd, weiß nicht was geschehen. Dann kommt mir die Besinnung. Ich weiß, daß ich soeben nur durch ein Wunder dem Tode entronnen bin.

Eine Löwin war durch das Schilf, welches mich gegen den See hin schützte, herangeschlichen und ihr Sprung, der mir galt, wurde durch das Moskitoneß verhindert. Das weiße Neß hatte ihr wohl im letzten Augenblick Furcht eingeflößt, sodaß sie zu kurz sprang und nur mit den Vorderpranken in das Neß fiel. Dann war der kleine mutige Hund auf sie losgesprungen und durch den Ruck auf das Moskitoneß, welches auf der anderen Seite unter meinen Decken eingesteckt war, hatte sie mich aus meinem Bett herausgerissen. Bobsi hatte mir das Leben gerettet.

Dann wurde es Morgen. Langsam kam die Sonne durch den Nebel. Jetzt konnte ich auch an den Spuren, die um das Lager herumführten, genau erkennen, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen hatte. Es mußten fünf Löwen gewesen sein, die den Angriff auf das Lager geplant hatten. Schon der erste Angriff wäre sicher dem Einen oder Anderen von uns zum Verhängnis geworden,

wenn der Hund nicht rechtzeitig die Gefahr gemerkt hätte. Mit der steigenden Sonne kehrte auch unser Mut wieder. Die Leute fingen an über das Abenteuer der Nacht zu lachen. Dann kamen sie alle herbei, legten sich vor dem Hund auf die Erde, um ihm die höchste Ehrenbezeugung der Awemba zu erweisen. Sie klatschten in die Hände. Den Gruß, der sonst nur einem Häuptling zukommt, brachten sie dem Hunde.

Ich habe nie wieder ohne Zelt oder wenigstens ohne mich mit einem festen Dornverhau zu umgeben, geschlafen. Bobsi ist mir noch gefolgt bis hinein nach Deutsch-Ost-Afrika und dort ist sie dann doch noch einem Löwen zum Opfer gefallen.

BOBSIS TOD.

Mein neuer Esel war ein Prachtthier. Er war kugelförmig mit kurzen Beinchen, ganz das Gegenteil von meinem schönen weißen Maskatesel, zu dessen Entlastung ich ihn in Utengule für fünfzehn ganze Rupien erstanden hatte. Sein Herr, ein schmieriger Halbaraber, hatte mir lange Loblieder über seine Tugenden gesungen. Der Esel guckte ihn während dieser Erzählung lächelnd von der Seite an. Er hatte seine eigene Meinung, die ich kennen lernen sollte, als ich ihn das erste Mal bestieg.

Während des Burenkrieges hatte ich mir als Cowboy im Einbrechen wilder südamerikanischer Pferde einen gewissen Namen gemacht, aber diese ganze Ruhm zerfloß in den wenigen Minuten, die ich auf meinem neuen Esel aushielt. Pferde können hocken, Maultiere sind sogar Künstler darin, aber was dieser kleine runde Esel an Bocksprünge und anderen Feinigkeiten leistete, grenzte direkt an Unmögliches. Der Sattel rutschte ihm auf die Schulter und ich ihm über den Kopf in den weichen Schlamm des Dorfplatzes. Der Esel hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Am nächsten Morgen brachen wir von Utengule auf, um nach dem Jiam-Jiam zurückzukehren, wo ich mein Jagdlager hatte, um dort wieder auf Elefantenjagd zu gehen. Vorsichtig bestieg ich diesmal Toby, wie ich mein neues Grautier inzwischen getauft hatte, erst einige Kilometer von dem Dorfe Utengule entfernt. Meine Ausrede hierfür war, daß ich erst festen Boden haben wollte, da ich im Schlamm des Dorfplatzes zu leicht mit dem Tier Pech haben könnte. Die Ausrede war gut, ob sie mir meine Neger geglaubt haben, weiß ich nicht, aber immerhin ist eine schlechte Ausrede besser als gar keine.

Toby ließ sich wieder vollständig friedlich satteln und machte auch nicht die geringste Miene zu hocken als ich aufgesessen war. Er schaute sich nur das Gelände an,



Jagdlager in Ostafrika.

dann ging er ruhig einige Schritte mit mir weiter, bis er zu einem Dornenbaum kam, dessen mit prachtvollen Dornen gespickte Äste sich ungefähr eineinhalb Meter über den Boden ausbreiteten. Anstatt weiter vorwärts zu gehen, ging er nun rückwärts unter den Dornenbaum. Ihn berührten die Dornen nicht, er konnte bequem darunter hinweggehen. Als mich aber meine Neger mit schadenfrohen Gesichtern aus der lieblichen Lage befreiten, in die mich das freundliche Tier gebracht, sah ich wie ein Stachelschwein mit umgekehrten Stacheln aus. Dies war der zweite und letzte Sieg, den Toby über mich errungen hat. Die Auseinandersetzung, die dann zwischen uns folgte, war nicht freundlich, aber als der Klügere gab er dann nach und hat mich von dem Tage an durch ganz Ostafrika bis nach dem Ruaha getragen, wo er sich eines Tages mit einer Herde Zebras aus dem Staube machte. Friede sei seinen Gebeinen, die sicher in einem Löwenmagen schlummern.

Die Regenzeit hatte angefangen. Der lehmige Boden der Utengule Tiefebene verwandelte sich in einen Sumpf. Ich mußte wieder meinen Maskatesel besteigen, denn Toby blieb bis an den Bauch im Schlamm stecken. Einmal versank er so tief, daß wir ihn mit vereinten Kräften herausziehen mußten. Auch das Wild, das sonst in großen Herden die Ebene bevölkerte, hatte sich nach den höher gelegenen Jiam-Jiam Gebieten zurückgezogen. Giraffen, in dem dichten Buschwald kaum erkenntlich, sichteteten wir stündlich. Zebraherden, die wohl in den beiden Eseln eine Verwandtschaft witterten, kamen furchtlos nahe an die Karawane heran. Manchmal begleiteten sie uns einige hundert Meter weit. Dann schwenkten sie ein wie eine gutgeschulte Kavallerie-Eskadron. Sie standen wie aus Erz gegossen; plötzlich wie auf Kommando machten sie kehrt und im brausenden Galopp donnerten sie davon.

Schon am zweiten Morgen stießen wir auf frische Elefantenfährte. Eine große Herde, unter der sich auch

einige schöne Bullen befanden, war friedlich äsend durch den Bestand gezogen. Wir folgten der Fährte. Schon nach einer Stunde hörte ich die Elefanten brechen. Ich ließ die Träger zurück. Nur gefolgt von meinem Jäger ging ich weiter. Als ich auf eine kleine Dambo (Wiese) heraustrat, sah ich auf der anderen Seite die Elefanten. Es mochten an 60 Stück sein, Kühe und Kälber.

Die Sonne brach durch die Regenwolken. Jeder Baum, jeder Grashalm glitzerte im Schmucke strahlender Wasserperlen. Schwarz hoben sich die Elefantenkörper gegen den grünen Wald ab. Lautlos, gespensterhaft glitten die mächtigen Fleischmassen dahin. Schneeweiß glänzten die Stoßzähne. Vergeblich suchten wir nach einen waidgerechten Bullen. Plötzlich, vielleicht 150 Meter von unserem Standpunkt entfernt, schoben sich aus einem dichten grünen Busch 2 mächtige weiße Stoßzähne hervor. Ein alter Elefantenbulle folgte bedächtig der Herde. Doch schon kamen wieder Kühe und Kälber und wenn ich nicht sofort handelte, war der Bulle in der Herde verschwunden. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich tat das Verkehrteste was ich tun konnte. Anstatt dem Bullen ruhig zu folgen, um mich an ihn heranzupirschen, bis ich einen sicheren Schuß anbringen konnte, feuerte ich aus dieser Entfernung. Ob der Schuß getroffen hat oder in einen der Baumstämme eingeschlagen war, die in ihrer Farbe dem Elefanten vollständig gleichen, weiß ich nicht. Fort war die Herde, fort mein schöner Bulle. So schnell ich laufen konnte, folgte ich der Herde, aber es war nicht mehr möglich einen Schuß anzubringen. Mein alter Jäger guckte mich mitleidig an: „Ja“, sagte er, „die Elefanten sind weg. Wir gehen ja auch immer nah heran, wenn wir Elefanten schießen, wir fürchten uns auch nicht. Aber ihr Weißen scheint andere Ideen zu haben. Es war ein schöner Bulle, er hatte große Zähne, jetzt ist er weg, schade!“

Ich kam mir sehr dumm vor. Als Europäer will man immer vor seinen farbigen Begleitern als Held erscheinen. Ich kam mir in diesem Augenblick nicht heldenhaft vor. Aber recht hatte mein Jäger, sehr recht. Den ganzen Tag folgten wir der Herde, aber wir kamen nicht wieder heran. Die Bemerkungen, die meine Leute am Abend am Lagerfeuer austauschten, waren sicher nicht schmeichelhaft für mich. Aber Diana war mir hold. Schon am nächsten Morgen fand ich die Fährte eines einzelnen Bullen. Nach einer Stunde sah ich ihn ruhig unter einem Baum stehen. Der Wind war äußerst günstig, jetzt war die Gelegenheit da, um mich in den Augen meines Jägers zu rehabilitieren. Bis auf 5 Schritte pirschte ich mich heran, dann stellte ich mein Gewehr gegen den Baum, verständnislos guckte mich der Farbige an. Als ich ihn aber aufforderte näher mit heranzukommen, wurde es ihm ungemütlich. „Nein“ sagte er, „wir sind nah genug, nimm Dein Gewehr“. Ich flüsterte ihm zu: „Ich will an den Elefanten herangehen, um ihn zu berühren und zu zeigen, daß wir Weißen uns auch nicht fürchten, aber Du mußt mitkommen“. Ich sagte es in dem sicheren Bewußtsein, daß er mir nicht folgen würde und ich dies Wagnis, das manch' übermütiger Elefantenjäger schon ausgeführt hat, nicht vollbringen mußte. Er sträubte sich entschieden. Als ich allein gehen wollte packte er mich am Ärmel, zum Schein wehrte ich mich noch, dann gab ich nach, ihm zum Gefallen wie ich sagte, nahm mein Gewehr und der auf so kurze Entfernung angebrachte Schuß ließ den Elefanten im Feuer zusammenbrechen. Als meine Träger herankamen und ihre Siegestänze um den toten Elefanten aufführten, sangen sie mein Lob. Ich hatte ihr Vertrauen wieder gewonnen. Wir lagerten am Elefanten.

Am Nachmittag fing es wieder an zu regnen. Ich mußte mit meiner Familie im Zelte bleiben, die jetzt aus meiner stachelhaarigen Hündin Bobsi, die mir am Bang-

weolosee das Leben gerettet hatte, ihrem Sprößling, und einem kleinen Äffchen, das immer frei mit den Hunden herum lief, bestand. Leute, die ich ausgesandt hatte zu sehen, ob ein Dorf in der Nähe wäre, kamen am Abend zurück. Sie hatten kein Dorf gefunden, nur einen Weg, der zu einem Dorfe führte. Am Abend waren die Zähne ausgebrochen, die Leute hatten sich soviel Fleisch von dem Elefanten abgeschnitten, als sie auf ihren Lasten tragen konnten, um in dem Dorfe, das wir am nächsten Tage erreichen würden, einen schwunghaften Fleischhandel zu eröffnen.

Am nächsten Morgen marschierten wir weiter. Ich führte die Karawane, und gegen Mittag erreichten wir ein größeres Dorf. Als die Karawane angekommen war, fehlten meine Tiere. Ich war wohl zu schnell vorausgeeilt, sodaß Bobsi mich verloren hatte. Sofort schickte ich Leute zurück, um die Hunde und den Affen zu holen. Noch heute verstehe ich nicht, daß der kluge Hund nicht der Karawane gefolgt ist. Am nächsten Morgen kamen die Leute zurück. Sie brachten ein altes verhußteltes Negermütterchen mit und den jungen Hund. Bobsi und der kleine Affe waren fort. Die Tiere waren zu dem Elefanten zurückgekehrt. Nachts waren Löwen gekommen, Bobsi hatte sie, im Vertrauen auf ihren Erfolg am Bangweolosee angenommen. Aber diesmal, wo sie sich nicht auf die Menschen am Lagerfeuer zurückziehen konnten, war der Kampf zu ungleich. Das mutige Tierchen war von den Löwen erwischt und getötet worden. Der kleine Hund hatte sich in seiner Todesangst unter den Kadaver des Elefanten versteckt, dort war er von meinen Leuten gefunden worden. Als sie ihn riefen und pfliffen, in der Hoffnung, Bobsi noch wiederzufinden, hatte ihnen das alte Negermütterchen geantwortet. Sie hatte sich im Busch verlaufen, wo sie Früchte sammelte und wäre wohl elend umgekommen, wenn meine Leute sie nicht gefunden hätten.

So hat auch Bobsi noch durch ihren Tod ein Menschenleben gerettet.

Nur wer einmal wie ich, monatelang allein im afrikanischen Busch herumgezogen ist, wer nur als einzigen treuen Begleiter ein Hündchen hatte, weiß, was es heißt seinen lieben Kameraden so zu verlieren. Bobsi, mein kleiner treuer Lebensretter, nie werde ich Dich vergessen!

CLEO VOM KONGO.

Ein Affenschicksal.

Eine Herde Schimpansen kehrte in den Urwald zurück. Sie waren guter Laune. Den ganzen Tag hatten sie sich in den Ölpalmen gütlich getan. Niemand hatte sie gestört. Das alte Männchen, dem die Führung dieses Trupps anvertraut war, hatte alle vier Hände voll zu tun, die übermütige Jugend in Schach zu halten. Sie waren eben satt, und ein gesättigter Affe hat immer nur Dummheiten im Kopf. Er ist auch darin wie ein Mensch! — Nur eine Affendame ging ruhig und bedächtig neben dem Führer, oder besser gesagt Aufseher, denn ein kluges Weibchen führte die Herde, während das alte Männchen den Rückzug überwachte. In tiefe Gedanken verloren blieb die Affendame, die in der Blüte ihres Affenalters stand, häufig sitzen. Der alte Herr wußte wohl, woran sie dachte. Während er die übermütige Jugend, die im Spiel hinter der Herde zurückblieb, mit groben Puffen und, wenn es nötig war, auch mit kräftigen Bissen an ihre Pflicht gemahnte, ging er vorsichtig und liebevoll mit dem Affenfrauchen um. Er half ihr auch weiter, wenn sie sich ermüdet niederließ.

Als die Herde im dichten Urwald in der Nähe ihrer Schlafbäume angelangt war und sich alle auf die Nacht vorbereiteten, schlich sich das Weibchen leise fort. Schon seit einiger Zeit hatte sie sich auf einem Baum im dichtesten Busch ein Lager vorbereitet. Dort hatte sie in einer Astgabel Zweige und Blätter zusammengetragen, so daß das Ganze einem nachlässiggebauten großen Vogelnest glich.

Die Sonne versank am Horizont. Wie in flüssiges Silber getaucht, lag der finstere Urwald im Mondenschein. Aber dunkel war es im Lager der Affendame, kein Mondstrahl drang durch das dichte Blätterdach. Als der Morgen graute, saß eine stolze Affenmutter auf dem Nest, ein

kleines, nacktes Etwas im Arme, das sie küßte und herzte und mit ihrem warmen Körper vor dem kühlen Morgentau schützte. Ein kleiner Affenbürger hatte das Licht der Welt erblickt, dort im unermesslichen Urwald des Kongo.

Am nächsten Tage kehrte sie mit ihrem Sprößling zu den Gefährten zurück. Sofort versammeln sich die Genossen, den Ankömmling zu begrüßen. Abseits sitzen die alten Herren, die für Kinder kein Interesse haben. Kinder sind immer laut und unvorsichtig und gefährden leicht die Sicherheit der ganzen Herde. Neugierig sind dagegen die Affendamen, die das Kleine mit sachverständigen Blicken mustern. Sie sitzen im Kreise mit über der Brust gefalteten Armen, die Unterlippen lang vorgeschoben und murmeln miteinander wie ganz alte Weiber. Hm — uh, sie soll sich nur nicht so viel einbilden, so schön ist ihr Kind noch lange nicht und dann ist es ja auch nur ein Mädchen! Neugierig kommt auch die Jugend herbei, aber vorsichtig, denn sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie es wagen, sich in den Bereich der langen Arme der Mutter zu setzen. Unfehlbar gibt es Ohrfeigen, gegen die sich niemand aufzulehnen wagt. Die junge Mutter ist heilig im Affenstaat.

Die ersten Wochen seines Daseins verbrachte unser Affenkindchen ausschließlich an der Brust der Mutter. Krampfhaft mit allen vier Pfötchen in das Fell der Alten geklammert, machte es alle Fahrten der Affenherde mit. Aber wie seine Kräfte zunahmen, begann auch das Gefühl der Selbständigkeit in ihm zu wachsen, und schon nach wenigen Monaten konnte es neben seiner Mutter herlaufen. Immer suchte es jedoch den Schutz der treuen Mutterbrust, wenn Gefahr drohte oder die Herde im schnellen Tempo von einem Futterplatz zum anderen zog.

Eines Tages ist die Herde wieder in einen Ölpalmenbestand gewechselt. Man hat sich an den reifen Früchten gütlich getan. Höher und höher steigt die Sonne. Un-

erträglich wird die feuchte Hitze im Urwald. Selbst den Affen ist es zu viel. Sie halten Mittagsruhe oder dösen vor sich hin. Unser Kleines bleibt fest angeschmiegt an die Mutter. Posten sind natürlich zur Sicherung ausgestellt. Aber auch sie sind schläfrig von der Hitze und der reichen Mahlzeit. Da, plötzlich ein Knall, entsetzt fährt die ganze Gesellschaft auf und schnatternd, ratlos rasen sie davon. Alle, außer einer. Wie ein heißer Strahl ist es durch unsere Affenmutter gefahren. Sie richtet sich entsetzt auf, greift mit den langen Armen verzweifelt nach den Kronen der Urwaldbäume, die sich zu ihr herabzubiegen scheinen. Dann sinkt sie zusammen. Verzweifelt umklammert sie das Liebste, was sie hat, um es mit ihrem Körper zu schützen. Sie schaut empor zu der Sonne, die sich langsam verdunkelt. Sie kann nicht verstehen, was ihr geschehen. Es wird dunkler und dunkler, ihre Augen brechen, ihre Stunde hat geschlagen. Tot liegt sie da, im Arm ihr Kindchen, das sich ängstlich an sie klammert.

Zwei Neger treten aus dem Busch. Der eine ein älterer Mann, mit einer langen Vorderlader-Flinte bewaffnet, sein Gefährte, ein junger Bursche trägt eine Matte, in die einige Habseligkeiten gewickelt sind, die man auf der Jagd gebraucht. Ein Speer ist seine Waffe. Er ist der Lehrling des alten Jägers. Vorsichtig nähern sie sich ihrer Beute, denn ein angeschossener Schimpanse ist gefährlich und schnell, sein Gebiß stärker, als das eines Leoparden. Als sie aber sehen, daß die Alte tot ist, gehen sie frohgemut heran.

Mit angsterfüllten Augen schaut das Kleine zu den fremden Gestalten empor. So große Affen hatte es noch nie gesehen. Sie gingen so aufrecht ohne Mühe. Seine Stammesgenossen gingen doch fast immer auf allen Vieren, indem sie sich mit den Handrücken auf der Erde stützten. Doch alles dies jagte ihm eigentlich noch keine Furcht ein, aber da kam plötzlich ein Geruch zu ihm, der es bis in sein



Wir zwei.



Urwaldfreunde auf dem Dampfer.



Prosit



Vorsicht zerbrechlich!

kleines Affenherz erschauern ließ. Die Furcht vor diesem Geruch brauchte ihm niemand beizubringen. Sie ist ihm eingeboren durch jahrhundertelange Überlieferung. Es ward der Geruch des Menschen, der jedem Tier den furchtbarsten Schrecken einjagt.

Die Jäger beugen sich zu der toten Mutter nieder. Mit roher Gewalt öffnen sie die im Todeskrampf um das Kleine verschlungenen Arme, und ehe es sich versieht, ist es von diesen furchtbaren Händen gepackt. Vergeblich versucht es sich mit seinen schwachen Kräften zu wehren. Aber als es sieht, daß ihm seine neuen Herren nichts Böses tun, wird es ruhiger. Der Jägerbursche nimmt es in seine Arme. Erschöpft vor Furcht und Aufregung schläft es ein. So gelangt es schlafend in seine neue Heimat, in das Urwalddorf der Bakongo. Hier werden sie mit Jubel empfangen. Von dem Geschrei der Weiber und Kinder wacht das Schimpansenkindchen auf, ängstlich schmiegt es sich an seinen neuen Beschützer, den Jägerburschen, dessen Geruch ihm inzwischen vertraut geworden ist. Der alte Jäger aber gibt das Baby einer seiner jungen Frauen zur Pflege, die selbst noch ein Kindchen an der Brust hat.

In den ersten Tagen fühlte es sich in der neuen Umgebung fremd und ängstlich, aber bald hatte es sich den neuen Verhältnissen angepaßt, und täglich sah man es sich vergnügt mit seinem neuen Pflegebruder im Sande des Dorfplatzes wälzen. Nahm dann die Negerfrau ihr Söhnchen auf den Arm, um es zu stillen, so sprang auch unser Schimpansenkindchen auf den anderen Arm, und vergnügt stillten beide ihren Hunger an den Brüsten der Negerin.

Ein Jahr ist verstrichen. Unser Schimpansenbaby ist zu einer stattlichen jungen Schimpansendame herangewachsen und fühlt sich bei den Bakongo völlig zu Hause. Das kluge Tier wird von den Negern vollkommen als ihresgleichen betrachtet. Es sitzt mit der Familie beim Essen, und es müßte kein Affe sein, wenn es ihm nicht gelänge, immer die besten Bissen zu erhaschen.

In der Familie des alten Jägers ist inzwischen wieder ein Familienzuwachs eingetreten, und wenn die junge Mutter mal für kürzere Zeit das Dorf verläßt, ist es unsere Schimpansin, die Kindermädchen spielt. Die Negermutter kann das Baby ruhig in ihrer Obhut allein lassen, denn eher würde sich das kluge, treue Tier in Stücke reißen lassen, als daß es jemandem gelänge, ihrem kleinen Pflegebefohlenen nahezukommen. Aber es sind nicht etwa alle Neger, mit der sich unsere Äffin angefreundet hat, sondern nur die Familienmitglieder, die sie auch lange nicht als Herren, sondern nur als ihresgleichen betrachtet, während sie sich über die anderen Mohren weit erhaben fühlt.

Eines Tages näherte sich Gesang dem Dorfe, der gleichmäßig rhythmische Gesang einer Karawane unter der Führung eines Europäers. Männer, Frauen und Kinder eilten der Karawane entgegen, wenigstens alle diejenigen, die ein gutes Gewissen hatten und auch den strengen Bezirksamt nicht zu fürchten brauchten. Aber als es sich herausstellte, daß es ein Händler war, der Gummi und Elfenbein kaufen wollte, kam alles zusammen. Neugierig musterte die Äffin den Weißen. Es war wieder eine Neuerscheinung in ihrem Abenddasein. Es war ihr etwas Unbekanntes, und daher nahm sie das schwarze Baby in ihre langen Arme, genau so, wie es ihre Mutter mit ihr gemacht hatte am Tage, als sie starb.

Der Weiße sah die Äffin und ging auf sie zu, doch als er sie berühren wollte, zeigte sie ihre scharfen Zähne, fletschte ihn an und wäre ohne weiteres blindwütig auf ihn zugegangen, wenn nicht der alte Jäger dazwischen getreten wäre. Der Weiße war kein Tierreund, kein Tierkenner, sonst hätte er gesehen, wieviel Gutes in diesem Affen schlummerte. Er wollte mit einem Stock nach ihr schlagen, aber andererseits war er wieder ein Händler und zwar ein portugiesischer Händler, und so beschloß er die Äffin zu kaufen. Ein langes Feilschen begann mit dem Bakongo-Jäger. Er

liebte das Tier, soweit ein Neger überhaupt für ein Tier Liebe empfinden kann, aber ihn reizten die bunten Perlen und das Schießpulver, welches ihm der Portugiese als Kaufpreis bot. Der Handel wurde abgeschlossen. Da kam die Mutter des kleinen Kindes, das der Affe noch immer eng umschlungen hielt, hinzu. Sie kam von der Feldarbeit. Als sie hörte, daß ihre Kinderwärterin verkauft war, hob ein wildes Gejammer an. Aber sie war ja nur eine Nebenfrau, eine Sklavin, die sich der Jäger einmal gekauft hatte. Ihr Gejammer blieb unberücksichtigt, mit einem bunten Baumwolltuch mußte sie sich begnügen. Die Äffin wurde Eigentum des Portugiesen.

Als die Karawane am nächsten Morgen auf ihrem Wege weiter zur Küste zog, folgte die Äffin, von einem Negerjungen geführt. Der Portugiese kümmerte sich wenig um sie, und wenn er sich ihr näherte, fuhr sie auf ihn los. Sie konnte es nicht vergessen, daß er sie von ihrem kleinen Pflegling losgerissen hatte.

So gelangte unsere Äffin nach Kinshassa, wo der Portugiese eine Niederlassung hatte. Auf dem Faktoreihofe wurde sie an eine Kette gelegt, sie, das freie Kind des grossen Urwalds, an die Kette, wie eine elende Sklavin. Jetzt war sie wehrlos. Nach einem verzweifelten Kampf gegen die Ketten wurde sie traurig und stumpf. Neger, die vorbeigingen, neckten sie, aber sie wußte, daß es zwecklos war, auf sie loszufahren, denn mit unbarmherzigem Ruck hielt die Kette sie zurück. Sie konnte nicht verstehen, warum ihr so geschah und wurde so zur Menschenfeindin. Man hielt sie für bössartig, aber keiner verstand, daß sie sich nur nach Liebe sehnte und nur eine mitfühlende Seele brauchte, um bald wieder das freundliche Tier zu werden, als welches wir sie im Negerdorfe kannten.

Hier lernte ich sie kennen. Auf einer Reise im Kongo suchte ich Tiere, besonders Schimpansen, die ich nach

Europa mitnehmen wollte. Ganz durch Zufall sah ich sie, trat heran an die jetzt schon ausgewachsene Aeffin und sah ihr in die Augen, in diese klugen, großen, braunen Augen, in denen sich die ganze Schwermut des Urwaldes widerspiegelte. Ich sprach zu ihr in ihr verständlichen Lauten. Ganz erstaunt schaute sie mich an. In diesem kurzen Augenblick hatte ich ihre Seele gefunden. Sie erkannte mich, sie wußte, daß sie von mir nichts Böses zu befürchten hatte. Dann ging ich zu dem Portugiesen, um das Tier zu kaufen.

Nachdem der Handel vor Zeugen abgeschlossen und das Geld bezahlt war, trat ich neben das Tier zum Entsetzen des Portugiesen, der mir noch zurief: „Vorsichtig! Sie ist böseartig!“ Ich erbat mir den Schlüssel zu dem Schloß, das die Kette um ihren Leib zusammenhielt, diese grausame Kette, die ihr das Herz zu brechen drohte, löste es, nahm sie bei der Hand und ging mit ihr fort. Ich hatte sie aus der Sklaverei befreit, sie wußte nicht, wie sie es mir danken sollte.

Cleo de Kongo haben wir sie noch feierlich am selben Abend, als schönste Affendame des Kongos, getauft.

Sie war in einer traurigen Verfassung, schmutzig und voller Sandflöhe. Tagelang habe ich gesessen, um ihr diese üblen Schmarotzer, die Menschen und Tiere gleichmäßig befallen, zu entfernen. Es war rührend, wie sie diese schmerzhafteste Prozedur über sich ergehen ließ. Der Sandfloh, der von Südamerika nach Afrika eingeschleppt wurde, legt ein Ei in die Zehen oder Finger und bei den Affen auch ins Gesäß, wo es sich allmählich bis zur Größe einer Erbse entwickelt. Werden diese Eier nicht rechtzeitig entfernt, entstehen Entzündungen, die manchmal zum Verlust eines Gliedes führen können.

Bald aber hatte Cleo gemerkt, daß es zu ihrem Besten war, daß ich die Eier entfernte und die wunden Stellen mit einer Desinfektionslösung auswusch. Schon nach einigen

Tagen kam sie von selbst und zeigte ihre Hände oder Füße, wo ich noch eine Stelle vergessen hatte. Dann wurde sie gewaschen und gekämmt, und schon nach einer Woche war das Tier nicht wieder zu erkennen. Sie folgte mir auf Schritt und Tritt und ohne die geringste Mühe lernte sie, was ich von ihr verlangte. Ihre alte Fröhlichkeit kehrte wieder. Sie spielte und tollte wie ein Kind und bald war sie der Liebling der gesamten Europäer in Kinshassa.

Ich trat meine Reise an, die mich den Kongo heraufführen sollte. Cleo war mir bis zum Dampfer gefolgt. Aber auf den Dampfer selbst wagte sie sich nicht. Sie kletterte auf einen Affenbrotbaum und war nicht von dort herunter zu bekommen. Die schönsten Bananen konnten sie nicht locken. Aber ich wußte, daß sie mich nicht verlassen würde. Unbekümmert ging ich auf den Dampfer, und als er sich vom Ufer löste, kam sie laut schreiend herunter und mit einem gewaltigen Satz sprang sie auf den fahrenden Dampfer, sprang auf mich zu und umklammerte mich, sodaß ich mich vor ihren Liebkosungen kaum retten konnte. Sie hatte mich ja nur necken wollen und fürchtete, ich sei gekränkt. Von jetzt an lebte Cleo mit mir wie ein Mensch. Sie schlief im selben Zimmer, wenn wir in einem Hause wohnten, und frühmorgens, wenn der Tag graute und sie erwachte, kam sie vorsichtig herüber geschlichen zu meinem Bett, nahm das Moskitoneß hoch und sah nach, ob ich noch schlief, dann beugte sie sich über mich und öffnete mir vorsichtig mit zwei Fingern ein Auge. Sobald sie sah, daß ich wach war und ihr zurief, sprang sie aufs Bett. Jeden Morgen musste erst eine Kissenschlacht geliefert werden. Bald hatte sie gelernt, sich selbständig zu waschen, und wenn ich morgens in meiner kleinen, zusammenlegbaren Badewanne stand, wusch sie mir eifrigst die Beine, um sich dann selbst ins Bad zu setzen und ihre eigene Toilette zu machen.

Da bei Schimpansen in der Gefangenschaft leicht Mundfäule eintritt, legte ich großen Wert auf die Behandlung der Zähne und des Zahnfleisches. Dieses gefiel ihr erst garnicht, aber schon nach einigen Tagen fing sie an, sich mit ihrer Zahnbürste selbständig die Zähne zu putzen und brachte dann den Lappen, mit dem ich ihr jeden Morgen den Mund auswusch. Mittags an der Table d'hote in Brazaville saß sie zwischen mir und der Frau eines französischen Hauptmannes, die das Tier liebgewonnen hatte. Sie aß wie ein Mensch, nur das Messer konnte sie nicht benutzen. Ich mußte ihr das Essen zurecht machen, dann aß sie es mit Gabel und Löffel. Sich selbst einzuschenken aus einer Karaffe oder Flasche, hatte sie uns bald abgesehen. Aber nie trank sie, ohne erst das Glas zu allen Bekannten hinzustrecken und ein deutliches „Prost“, welches in die Affensprache übersetzt „Um-um“ lautet, zu brummen. Zucker liebte sie über alles.

Eines Tages konnte ich sie beobachten, wie sie auf dem Dampfer an den Kaffeetisch heranging, vorsichtig nach allen Seiten Umschau hielt, die Zuckerdose aufmachte, um sich mit Blitzgeschwindigkeit die Backentaschen voll Zucker zu stecken. Dann machte sie die Zuckerdose sorgfältig zu. Als ich aus meinem Versteck hervortrat, tat Cleo harmlos, als wenn nichts geschehen wäre. Sie war sehr erstaunt, als ich ihr den Zucker aus den Backentaschen herausnahm und ihr prompt einige Ohrfeigen gab.

Nach einigen Monaten kehrten wir nach Kinshassa zurück. Cleo war inzwischen eine vollendete Dame geworden. Auch das Rauchen hatte sie sich angewöhnt, aber als vornehme Frau nahm sie immer nur einige Züge aus der Zigarette, um sie dann fort zu werfen. Traf sie aber irgend einen Bekannten, der zufällig eine Zigarette rauchte, ging sie freundlich auf ihn zu, nahm ihm die Zigarette aus dem Munde, drehte sie vorsichtig um, um sich nicht zu verbrennen, rauchte ein Weilchen, um sie dann,

wenn sie ihr nicht mehr schmeckte, dem freundlichen Geber wieder in den Mund zu stecken. Aber dann war es ihr egal, ob sie ihm die brennende oder die andere Seite in den Mund steckte.

In Kinshassa hatte ich mit Konsulatsgeschäften für die liberianische Regierung ziemlich viel zu tun, sodaß Cleo mehr Freiheit genoß, als es eigentlich für sie gut war. Jeden Abend, an dem die Europäer sich in der kleinen Kneipe versammelten, erschien auch Cleo. Leider muß ich zu ihrer Schande gestehen, daß sie manchmal mehr getrunken hat, als es für ihren Affenschädel gut war. Sie hatte auf den Hinterbeinen, wie ein Mensch, zu gehen gelernt. Es war ihr anfangs schwer gefallen, aber jetzt war sie sehr stolz, sich allen ihren Freunden in aufrechter Haltung zu zeigen.

Ich war beim deutschen Konsul eingeladen und ging kurz nach Sonnenuntergang in der Dämmerung in offizieller weißer Uniform die lange Mango-Allee, die von meinem Hotel zum Orte führt, hinunter. Plötzlich sah ich etwas in der Ferne auf dem Wege. Ich konnte nicht recht erkennen, was es war. Als ich näher kam, sah ich meine Cleo, die anscheinend in ziemlich angeheitertem Zustande ihren heimatlichen Penaten zustrebte. Einem Befrunkenen fällt es bekanntlich schwer, auf zwei Beinen zu gehen. Cleo, der doch nun vier Beine zur Verfügung standen, hatte aber die fixe Idee gefaßt, sie müsse den langen Weg auf zwei Beinen zurücklegen. Dieser Versuch wurde ihr zum Verhängnis. Wenn sie drei oder vier Schritte getorkelt war, fiel sie auf die Nase; dann setzte sie sich hin, um über ihr Schicksal nachzudenken, machte aber gleich darauf wieder den selben Versuch. Ich ging auf sie zu, ohne daß sie mich bemerkte. Sie benötigte scheinbar ihr ganzes Affengehirn, um das schwere Problem, auf zwei Beinen nach Hause zu kommen, zu lösen. Ich rief sie vorwurfsvoll an, da erkannte sie mich, schaute schwermütig zu mir auf, um dann plötzlich mit einem Sprung mir

um den Hals zu fallen. Da der Affe betrunken und die Straße staubig war, kann man sich vorstellen, wie meine schöne weiße Uniform aussah. Es blieb mir nichts übrig als nach Hause zurückzukehren und sie ins Bett zu packen, wo ich sie dann mit kalten Kopfschlägen in der Obhut meines Dieners Momore ließ. Dann konnte ich mich umziehen und kam zu spät zum Konsul, der natürlich meine Verspätung entschuldigte, als ich ihm dieses spaßige Erlebnis berichtete.

Vom oberen Kongo hatte ich einen jungen Elefanten mitgebracht. Gegen diesen hatte Cleo eine unüberwindliche Abneigung. Wo sie dem Tier nur einen Streich spielen konnte, tat sie es. Dieser Elefant war sehr gefräßig und nicht gerade wählerisch. Als wir mit der Bahn von Kinshassa nach Matadi fuhren, vergnügte sich Cleo damit, ihm aus einem meiner Koffer, den sie sorgfältig geöffnet hatte, einzeln sämtliche Kleidungsstücke hinzuwerfen. Sie freute sich köstlich darüber, wie der Elefant die Sachen zerriß, und teilweise verzehrte. Ich war weniger froh.

Ich bekam noch zwei junge Schimpansen, zwei kleine reizende Babys im Alter von etwa fünf Monaten. Cleo glaubte ich hiermit eine große Freude zu bereiten. Aber sie kümmerte sich garnicht um ihre Stammesgenossen, besah sie sich einmal flüchtig, zupfte ein wenig an ihnen herum und dann existierten sie überhaupt nicht mehr für sie. Ich fürchtete schon lange, Cleo habe Parvenu-Marnieren. Und in der Tat, sie war über ihr Milieu hinausgewachsen. Ein großer Schimpanse, den wir am unteren Kongo kennen lernten und der sich sehr um Cleos Gunst bewarb, machte auf sie keinen Eindruck. Imponiert hat ihr dagegen, wie der Schimpanse, ich habe seinen Namen vergessen, eines Abends, als sein Herr nicht nach Hause kam, selbstständig eine Stallaterne holte, sie vom Küchen-Boy anstecken ließ, und nun mit dieser Laterne bewaffnet auf die Suche nach seinem Herrn ging.

Böse Zungen behaupteten, daß der Schimpanse der einzige sei, der es fertig bringe, seinen Herrn nach einem verlängerten Dämmerstrecken wohlbehalten in die Wohnung zu geleiten. Cleo hatte dies nicht gelernt, sie hatte es ja auch nicht nötig, zumal ja unser Verhältnis umgekehrt war. Ich mußte sehr häufig Abends losgehen, um Cleo nach Hause zu bringen.

Auf dem Dampfer, der uns nach Europa bringen sollte, genoß Cleo vollständige Freiheit. Alle Tiere, darunter auch einige Schimpansen, mußten im Mittelraum in Käfigen untergebracht werden. Cleo verstand es aber, dem Kapitän ihre Sache so warm vorzutragen, daß sie nicht als Tier, sondern als Passagier behandelt wurde. Zwar mußte sie nachts auch im Zwischenraum schlafen, aber doch immerhin als freie Person. Sie führte eine Art Oberaufsicht über alle Tiere. Eigentümlich war es nur, daß sehr viele Graupapageien, welche die Reise nach Europa mitmachten, ohne Schwanzfedern eintrafen. Cleo behauptete allerdings, nichts davon zu wissen, wo die Schwanzfedern geblieben seien. Jedenfalls wurde sie nie abgefaßt. An Bord schloß sie innige Freundschaft mit einem kleinen Mulattenmädchen und einer Zwergantilope. Diese drei konnte man Tag für Tag auf dem Deck herumspielen sehen.

Alles lernte Cleo ohne Mühe, nur der Begriff „stubenrein“ schien ihr gänzlich abzugehen. In Kinshassa hatte ich ihr ein Töpfchen gekauft. Klein und zierlich aus blanker, weißer Emaille. Als Spielzeug schätzte sie es sehr. Lange aber dauerte es, bis ich sie überreden konnte, es seinem eigentlichen Gebrauch zuzuführen. Endlich schien sie erfaßt zu haben, was ich von ihr wollte. Selbständig holte sie es hervor, setzte sich darauf, um freudig schnatternd im Zimmer darauf herumzurutschen, und dann, ja leider muß ich es berichten, setzte sie sich doch daneben!

Cleo zerbrach nie etwas. Tassen und Gläser, deren sie sich bediente, stellte sie immer wieder sorgfältig auf

den Tisch, und dies war nicht etwa lange Erziehung, sondern es schien ihr angeboren zu sein. Auf dem Dampfer gab ihr eines Tages ein Passagier ein Glas Sekt. Vorsichtig nahm Cleo den feinen Kelch, um nach ihrem üblichen „Prost“ zu trinken. Bis zu Sekt hatte sie es ja noch nicht gebracht. Es war ihr etwas Neues, es prickelte so schön im Halse. Sie hatte wohl Angst, daß ich ihr das Glas wegnehmen würde, und so zog sie vom Promenadendeck hinunter aufs Zwischendeck, und von dort, ihr Sektglas vorsichtig in der Hand balancierend, auf den Mast. Hier war sie sicher und trank, uns von oben freundlich zuprostend, langsam ihr Glas aus. Jeder andere Affe hätte nun das Glas rücksichtslos hinuntergeworfen. Alle Passagiere waren dieser Meinung. Ich schloß rechts und links Wetten ab, daß Cleo das Glas unversehrt wieder herunterbringen und auf den Tisch stellen würde. Ich rief ihr zu, und genau so vorsichtig wie vorher mit dem vollen Glas, stieg sie mit dem feinen Kelch in der Hand wieder den Mastbaum hinunter, kam aufs Promenadendeck und stellte auf meinen Wink das Glas heil und unversehrt auf den Tisch.

In Las Palmas ging ich mit Cleo an Land. Sie mußte eingekleidet werden, denn wir hatten Oktober. In Europa war es sicher schon kalt. Cleo bekam einen vollständigen Wollanzug, in dem sie sich sehr wohl zu fühlen schien. Auch für meine kleinen Schimpansen-Babys kaufte ich Sweater und Leibbinden.

Am 25. Oktober trafen wir in Antwerpen ein. Ich sollte dort abgeholt werden mit meinem ganzen Transport, doch vergeblich suchte ich beim Anlegen an dem Pier nach einem bekannten Gesicht. Plötzlich fand ich mich umgeben von meinen Tieren, nur unterstützt von meinem Diener Momoro, am Kai von Antwerpen. Der Elefant schrie, Cleo, durch den Lärm der Kräne und das Hin- und Herlaufen der Leute ängstlich gemacht, hing mir um den Hals. Die kleinen Schimpansen-Babys umklammerten

schreiend meine Beine. Die Antilopen sprangen wie besessen in ihren engen Käfigen umher. Es war schon gegen Abend und ziemlich kühl. Man kann sich vorstellen, in welcher Sorge ich um meine wertvollen Tiere war. Nach einiger Zeit erschien als Retter ein Beamter des dortigen Zoologischen Gartens, der wohl von meiner Ankunft mit meiner kleinen Menagerie gehört hatte. Ich war herzlich froh, als ich am Abend alle meine Tiere bis auf Cleo, die natürlich bei mir im Hotel wohnte, untergebracht hatte. Im Hotel wollte man uns erst nicht aufnehmen, aber die Leute waren vernünftig. Ich bot ihnen auch an, sie möchten Cleo doch ruhig hinauswerfen, aber es hat niemand versucht.

Nach einigen Tagen reisten wir weiter nach Hamburg. Die Tiere kamen nach Stellingen, zu meinem alten Freund und Gönner Hagenbeck, und hier mußte Cleo zum erstenmal in einen Käfig. Sie wehrte sich verzweifelt, biß nach den Wärtern, die sie anfassen wollten und hätte auch mich beinah in der Aufregung gebissen. Sie wurde langsam ruhig, nur ein großer Blick aus ihren Augen sagte mir: „Ich kann nicht verstehen, was mit mir geschehen soll!“ Dann mußte ich sie allein lassen.

Am nächsten Tage fuhr ich wieder hinaus, um sie zu besuchen. Ich freute mich sehr darauf und stellte mir schon vor, wie sie mir entgegenkommen würde in ihrer lieben Art. Bekannte hatte ich mitgenommen, um ihnen Cleo zu zeigen. Cleo war mein Stolz! Wir kamen ins Schimpansenzimmer. Ich ging auf Cleo zu und rief sie. Da guckte sie mich groß an, ganz groß und vorwurfsvoll mit einem solch' sprechenden Blick in ihren Augen, wie ich ihn noch nie bei einem Menschen gesehen habe. Es lag eine solche tiefe Anklage in diesem Blick, als wollte sie sagen: „Du weißt, wie ich Dich geliebt habe, jetzt hast Du mich verraten, Du hast mich fortgebracht aus meiner schönen Heimat in dies kalte unfreundliche Land, und

hier, wo ich hilflos bin, wo ich nicht in den Urwald gehen kann, um selbst für mich zu sorgen, hier verläßt Du mich. Du sperrst mich ein in einen Käfig, Du hast mich von der Kette befreit, nur um mich hierher zu bringen, um mich in einen Käfig zu sperren.“ Dann drehte sie mir ihren Rücken zu, kreuzte ihre Arme über die Brust und war durch nichts zu bewegen, mich noch einmal anzusehen. Nie hatte ich solchen Schmerz empfunden. Ich kam mir vor wie ein Verräter. Ich war ja schlimmer als jener portugiesische Kaufmann, der Cleo aus dem Bakongo-Dorf holte, um sie an die Kette zu legen. Ich hatte ihr die Heimat und alles genommen. Dann ging ich fort. Bittere Trauer im Herzen um einen verlorenen, treuen Freund. — Wie gern hätte ich ihr klar gemacht, daß ich nicht anders handeln konnte, daß ich sie dort lassen mußte im warmen zugfreien Raum, daß es ihr Tod gewesen, hätte ich sie bei mir behalten im rauhen, feuchten Novemberklima.

Nie habe ich Cleo wieder gesehen, sie kam einige Tage darauf nach Brioni (Italien), um dort zu überwintern. Ich ging wieder hinaus nach Afrika, um anderen Tieren Freiheit und Heimat zu rauben, sie aus dem sonnigen Süden nach dem kalten Norden, aus ungebundener Freiheit in enge Käfige zu verpflanzen. Tierliebhaber, wie wohl kein zweiter, doch Sklave der Wissenschaft und sogenannten Kultur.



Mary Schmitt - Schomburgke

AFRIKA UND DER FILM.

Unbarmherzig sendet die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die ostafrikanische Steppe. Erbarmungslos, als wollte sie dem Häuflein Menschen, das im Gänsemarsch den Weg zwischen Kilossa und Morogoro dahinzieht, die letzte Kraft aus den Gliedern dörren.

Es ist im Jahre 1908 — meine große Afrikadurchquerung nähert sich ihrem Ende. Es winkt Morogoro, die damalige Endstation der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahn, und damit das Ende der langen, mühseligen Reise quer durch den dunklen Erdteil. Sechs Jahre habe ich keine Eisenbahn, fünf Jahre kein Steinhaus gesehen.

An einem kleinen Bache machen wir Halt. Meine braven Schwarzen, die mir durch Afrika gefolgt sind, suchen ihre besten Tücher heraus, um sich zum Einzug in die Großstadt zu schmücken. Auch ich sehe meine Garderobe nach. Viel ist mir nicht übriggeblieben. Die Dornen des Kongo-Urwaldes und die scharfen Gräser der Steppe haben ihren Zoll gefordert. Ich nehme eine einigermaßen tragbare Hose und das am wenigsten zerrissene Hemd — Haya safari — es geht weiter gen Morogoro. Keuchend unter der unerträglichen Hitze ziehen wir dahin. Hinter mir brummt mißgelaunt Jumbo, mein kleiner Elefant, der als erster seiner Art nach Europa kommen sollte. Er ist es nicht gewohnt, in der Mittags-hitze zu marschieren. Nachts, wenn es kühl ist, legt er ohne Ermüdung Kilometer auf Kilometer zurück. Am Tage steht er lieber im Schatten des Urwaldes oder in einem Sumpf, wo er sich mit dem Rüssel das Wasser über den Rücken spritzen kann, wie es ihm seine Mutter gelehrt hat. Seine Mutter, deren Knochen jetzt im fernen Jiam-Jiam bleichen. Aber willig folgt er seinem Herrn, der Mutterstelle an ihm vertreten hat, der ihn gelehrt hat, die schöne Milch aus der Flasche zu trinken, der ihn hegt und pflegt.

ihn aber auch strenge straft, wenn er ungezogen ist, wie es auch seine Mutter getan hat.

Die Träger singen die mir lieb gewordenen Marschweisen. Sie singen von dem weißen Jäger, dem sie treu gefolgt sind. Lieder, die fast immer auf „nyama“ (Fleisch) ausklingen — von dem vielen Wild, das er erlegt, und dessen Fleisch sie verzehrten am Lagerfeuer abends im Busch. — In der Ferne sehen wir eine Herde Giraffen, das heißt nur die langen Hälse, denn die Körper der Tiere verschwimmen in der flimmernden Steppe, als ob sie in einem leicht bewegten See schwämmen.

Weiter geht der Marsch. Aus der flimmernden Steppe steigen die weißen Häuser Morogoros. Neger, die vom Markt in der Stadt kommen, begegnen uns — Männer, Frauen und Kinder. Schneller wird der Schritt der Karawane, lauter der Gesang. — „Seht uns, die Bezwinger Afrikas, die dem großen Jäger folgten. — Wir sahen das große Wasser, in das die Sonne versank, bald sehen wir es wieder, und die Sonne wird daraus hervorsteigen. Wir sahen es bei Sao Paulo de Loanda, wir sehen es wieder bei Daressalam!“ Die Fremden stehen und staunen. Ein Elefant, der einem Weißen folgt, wie ein Hund! Kopfschüttelnd gehen sie weiter. Ja, der Weiße kann eben alles!

Vor uns liegt Morogoro. Am Eingang der Stadt steht ein Mann mit einem Kasten auf drei Beinen, an dem er dreht. Verwundert sehen wir hin. Was wissen wir Wilden vom Kino! — „Mensch, gucken Sie nicht ins Objektiv, sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen ruhig weitergehen!“ Das war unsere Begrüßung in der Zivilisation. So kamen wir von der flimmernden Steppe auf die flimmernde Leinwand! — Es war ein Vertreter von Gaumont, der den Einzug eines Afrikadurchquerers mit seinem Elefanten im Filme verewigen wollte.

Unter lautem Gesang, im Eilschritt, zieht meine Karawane in Morogoro ein. Vor dem Hotel werden die



Filmexpedition in Paratau (Nord-Togo) Von links: Frau Meg Gehrts-Schomburgk,
Maler Kay H. Nebel, Hans Schomburgk.



Operateur James Hodson am Otifluß Nordtogo mit einem erlegten Fließpferd

Lasten abgelegt. Wie blitzen Longomas, meines treuen fundi (Jäger) Augen, als er mir meldet: „Bwana, die safari (Reise) ist zu Ende!“ Aber nicht alle sind froh darüber, denn mißmutig brummend schüttelt Jumbo seinen Kopf. — — — — —

Jahre sind vergangen. Wieder bewegt sich eine Karawane über die flimmernde Steppe. Diesmal auf der entgegengesetzten Seite Afrikas, im Norden Togos, im Sudan-gebiet. Voran auf feurigem Bornu-Hengst eine blonde Frau — M e g G e h r t s — die erste Kinoschauspielerin im Innern Afrikas, die erste weiße Frau, die unsere einstige schöne Kolonie Togo von Süd nach Nord durchquerte. Wieder singen die Träger. Sie singen von ihrer kleinen weißen Mutter, die sie lieben, der sie treu folgen, die für sie sorgt, die auch ein gutes Wort für sie einlegt bei dem gestrengen Herrn. „Kleine weiße Mutter, wir folgen dir, wohin du uns führst, wir sind deine schwarzen Kinder, die für dich sterben, wenn du es verlangst.“ —

Zwei Europäer kommen angesprengt. Mein Operateur und ich. Halt! Die Karawane steht. Wie vor Jahren im fernen Ostafrika, so lassen auch jetzt die Träger ihre Lasten lautlos zur Erde gleiten. Zwei kräftige, geschmeidige Neger schieben sich mit ihren Lasten nach vorne. Die Träger der Kinokamera und des Stativs — ausgesuchte Leute, die sich der Wichtigkeit ihrer Stellung wohl bewußt sind. Lautlos macht Jimmy Hodson, mein geschickter Operateur, seine Kamera fertig. Dann pirschen wir uns vorsichtig an einen Busch heran, den wir uns gemerkt haben. Jimmy trägt die Kamera, ich das Stativ.

Eine Herde Antilopen äst friedlich in der Steppe. Abseits der Leitbulle auf Posten. Unruhig bewegt er die Lauscher. Die Kamera ist fertig. Lautlos schieben wir uns um den Busch herum — der Wind steht günstig. Ruhig äsen die Antilopen. Wie uns das Herz pocht vor Jagdfieber! Die Kamera surrt. Plötzlich wirft der Bulle auf. Was ist das für ein fremder Laut

auf der Steppe? Unruhig stampft er mit dem Vorderlauf den Boden — das Rudel hört auf zu äsen. Alles äugt nach dem Bullen. Ein Windzug uns im Nacken. Ein schriller, halb prustender Pfiff des Leitbullens — mit federnden Sprüngen jagt das ganze Rudel davon, hinein in die weite Steppe. Fröhlich winken wir mit den Hüten. „Lebt wohl, ihr freien Kinder der Steppe, wir haben euch alle erbeutet. Wenn nach Jahren eure Gebeine auf der flimmernden Steppe bleichen, zieht ihr in Europa auf der flimmernden Leinwand am Auge des Beschauers vorbei in all eurer Kraft und Schönheit.“ — Während vor Jahren in Ostafrika auf das kurze „Halt“ mir die Büchse gereicht wurde und bald darauf ein freies Naturkind unter der Kugel sein Leben lassen mußte, tritt jetzt die Kamera in Tätigkeit, um blutlos ihre Jagdbeute einzuheimsen.

Als nächste Beute das plumpe Flußpferd in seinem Tümpel im Fluß. Mit seinen hervorstehenden Augen glotzt es uns erstaunt an. Die Neugierde ist stärker bei ihm als die Furcht. Länger taucht es auf, prustet und schüttelt mit unheimlicher Geschwindigkeit die kleinen Ohren. Ruhig surrt die Kamera. — Kopfschüttelnd taucht das Hippo unter; es ist ihm doch unheimlich geworden. Nachts, wenn es mit seinen Gefährten zur Äesung auf der im fahlen Mondschein schimmernden Steppe erscheint, erscheint es auch uns wieder in der Dunkelkammer im Zelt, auf dem zur Probe entwickelten Filmstreifen.

Eine Hyäne ist erlegt. Ein widerliches, übelriechendes Tier. — Der Kadaver liegt in der Steppe. Hoch oben im Aether ein Punkt — mehrere — hunderte; sie werden größer und größer — Aasgeier — Marabus. Während die ersteren sich sofort über die Beute hermachen, sitzen die Marabus abseits wie gelahrte Professoren. — Die Kamera surrt, eine leichte Beute!

Es ist Mittag, glühend heiß, die ganze Natur hält Siesta. — Ueber dem Otifluß schwimmt ein Dunst, eine



Ein Tschokossi-Gehöft in Nord-Togo. Rechts Fetiche-Opfer-Säulen.

Kornurne der Konkombwa.

flimmernde Hitze. — Auf einer Sandbank liegen faul mit geöffnetem Rachen einige mächtige Krokodile. — Madenhacker, diese jedem Jäger verhaßten Vögel, laufen geschäftig in den Rachen der Krokodile herum. Sie sind die besten Freunde dieser Saurier, denen sie Wächter und Zahnreiniger zu gleicher Zeit sind.

Eine Flußpferdmutter, ihr Junges auf dem Rücken, taucht träge auf und schiebt sich zur Ruhe auf die Sandbank, ohne daß eins der Krokodile die geringste Notiz von ihr nähme. — Ein Stilleben in der Natur. — Am Fluß entlang heranzupirschen ist unmöglich. Wir müssen einen Bogen über die Steppe machen. Ein Grasbrand ist am Tage vorher darüber hinweg gefegt. Auf Händen und Knien, den Apparat vor uns herschiebend, versuchen wir unser Heil. Langsam, Schritt für Schritt. — Die Lungen arbeiten als wollen sie bersten. — Der schwarze Aschenstaub setzt sich in Augen und Nasen. Wir sehen aus wie die Mohren. Der Schweiß zieht Furchen über das Gesicht. Die Hände zerkratzt, die Knie blutig geschunden. Aber weiter, nur weiter, zu verlockend ist die Jagdbeute. — Selbst im Angesicht des mächtigsten Elefantenbullen hat nie mein Herz so vor Jagdfieber geklopft wie jetzt. — Noch hundert Meter sind wir vom Flußrand entfernt. — Eine kurze Pause — wir legen uns auf den Rücken, um Atem zu holen. — Weiter, nur weiter! Die Böschung ist erreicht. Vorsichtig richte ich mich etwas auf um hinüberzusehen; keine 20 Meter trennen uns von dem friedlichen Tieridyll. — Die Kamera wird vorgeschoben, da — ein Geflatter — die Madenhacker haben uns bemerkt. Lautlos gleiten die Krokodile in die Tiefe. Das Flußpferd richtet sich verschlafen auf, es weiß noch nicht von wo Gefahr droht — unsanft schiebt es das Baby ins Wasser und verschwindet hinterher. — Leer liegt die Sandbank, vergeblich die Mühe! Ermattet sinken wir hin. — Ein Mißerfolg, wie schon so oft. Aber gerade in

den Mißerfolgen liegt der größte Reiz der kinematographischen Jagd, denn kein Stück ist angeschweißt um elend zu verkommen oder einem Raubtier zum Opfer zu fallen, wie es so oft vorkommt.

Und wie das Wild, so erbeuten wir auch die Wilden, die Neger, in ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Spielen und Tänzen. Die uralten Industrien, die von der fortschreitenden Zivilisation hinweggefegt werden, retten wir im Film für die Nachwelt.

Für die Nachwelt retteten wir auch im Bilde auch den Bau der Telefunkenstation Kamina, jenes Meisterwerk technischer Pionierkunst, das den Funkenverkehr zwischen Nauen und Togo vermittelte und von unseren eigenen Truppen gesprengt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen.

In Ewigkeit werden die Pole unverändert bestehen. — Vergessen sind aber die Sitten und Gebräuche der afrikanischen Eingeborenen, die nicht im Filme erhalten sind. — Die blutlose Eroberung Afrikas, das ist das Verdienst der kinematographischen Forschungsreisenden.

Eine Karawane zieht singend über die flimmernde Steppe in Afrika, und zieht zu gleicher Zeit über die flimmernde Leinwand in Europa.



Konkombwa-Krieger.
Nordtogo.

EINE WOCHE IM WILD-PARADIES.

Trockenzeit. Schwarz gebrannt die Steppe. Wellenartig wogt die Luft in siedender Hitze. Grün am Ufer des Ulanga der Gallerie-Wald, in dessen Schatten mein Zelt steht. Am anderen Ufer im Wildreservat das Dorf des Jumben Rupia. — Grasbrände im Westen. Hoch züngeln die Flammen. Rauchschwaden steigen träge zum Himmel. Tiefer sinkt die Sonne. Selbst ein blutroter Ball, scheint sie im Feuer zu versinken. Kampf ums Leben. Feuerfarben züngeln gierig empor. Rauchschwaden umklammern sie, — türmen sich vor ihr auf und blassen Antlitzes verschwindet sie am Horizont. Doch ihre Trabanten bleiben. Die Strahlen, die sie am Tage niedersandte, entspringen Kobolden gleich dem ausgedörrten Boden. Kämpfen gegen die liebliche Kühle der Dämmerung, bleiben Sieger. Bleierne Schwere lastet über dem nach Kühle lechzenden Abend.

Ein leiser Wind stiehlt sich über den Fluß. Schelmisch kräuselt er das träge dahinfließende Wasser. Bricht die Mondstrahlen, die sich durch die Blätter der über den Fluß hängenden Bäume neugierig auf das Wasser gewagt haben. Langsam zögernd breitet sich die Kühle aus. Zieht durch die Kronen der Bäume. Facht das Lagerfeuer an, weht durch das offene Zelt des weißen Jägers, erfrischenden Schlaf den Menschen versprechend, Erholung den Tieren des Pori (Busch).

Ruhe herrscht im Lager, breitet sich aus über das Dorf am andern Ufer des Flusses. Endlich finde auch ich die langersehnte Ruhe, schlummere ein in der kühlen Umarmung des barmherzigen Windes. Moskitos summen um mein Netz. Tierstimmen nah und fern, die der Tropennacht ihr Gepräge geben. Leise plätschert der Fluß. Tief grollend erhebt ein alter Flußpferdbulle seine mächtige Stimme. Tausend Stimmen und doch tiefe Ruhe. Widerspruch, wie so vieles in Afrika. —

Plötzlich ein Schrei. — Schneidend, gellend. Ausgestoßen von einem Menschen in Todesnot. Er springt aus der dunklen Nacht, wirft sich, vom Echo vervielfältigt, auf das Lager. Packt mich, daß mir der Atem stockt. Reißt mich aus dem Schlummer, jagt mich hinaus, das Gewehr in der Hand, wo schon ängstlich lauschend meine Schwarzen stehen. Der Todesschrei einer Frau. Auch das Dorf erwacht. Glühwürmchen gleich schlängeln sich Fackeln zum Fluß. Rufen und Schreien. Wir eilen hinab zum Ufer, werfen Fragen hinüber. Aus dem Dunkel kommt Antwort. „Eine junge Frau ist noch hinuntergegangen zum Fluß, um Wasser zu holen. Ein Krokodil hat sie gepackt, hinuntergezogen in die Tiefe . . .“ Es war zwecklos, an Rettung auch nur zu denken. Ein Drama, wie es sich täglich in Afrika abspielt.

Doch der Schlaf floh mein Lager. Der Schreck saß mir in den Gliedern. Ich schwor den Mamba (Krokodilen) Rache. Ungefähr 100 alte Patronen 8 mm, denen ich nicht mehr recht trauen konnte, sollten jetzt einem guten Zwecke dienen. Am Morgen zog ich aus zum Kampf gegen die feigen Echsen — wo ich sie fand, im Wasser dahinziehend, nur den Rücken dem Schusse bietend oder sich träge sonnend auf der Sandbank, mußten sie daran glauben. Ein Schuß, deutlich hörbar der weiche Aufschlag. Hoch wirft sich das getroffene Tier, sinkt zurück in das dunkle Wasser, wo unten schon seine Sippe wartet, um es gierig zu zerreißen, wie Kannibalen, die sich nicht scheuen, ihr eigen Blut zu vertilgen. Ueber 40 Krokodile fielen als Opfer. 40 Feinde schickte ich der Frau ins feuchte Grab. Wenige Häuptlinge können sich rühmen, daß ihnen 40 Feinde das Totengeleit gegeben haben. Ein wahrhaft fürstliches Begräbnis bereitete ich der armen Frau aus dem kleinen Dorfe am Ulanga. —

Am Nachmittag zogen wir weiter flußaufwärts. Glühend heiß der Boden auf der Steppe. Meine Träger trugen



Die Station Bassari, in deren Bezirk die Eisenberge liegen (Nordhogo).

Sandalen aus Wildhaut geschnitten. Mit bloßen Füßen zu gehen war selbst ihnen unmöglich. Wie einladend schattig der Galleriewald am Fluß. Aber unmöglich dort zu marschieren. Lianen winden sich von Baum zu Baum. Dichtes Gestrüpp und Dornen verwehren den Eintritt. Wildpfad auf Wildpfad. Vom Fluß führen sie über die Steppe in den Pori (Busch). Tief ausgetretene Flußpferdwechsel. Pfade, auf die der Antilopen zierliche Füßchen ihr Siegel gesetzt. Nashornfährten, schwere Antilopen, die Pranke des Löwen und, nur erkenntlich an feinen Linien im Sande, der mächtige Fuß des Elefanten. Doch ausgestorben liegt die Steppe. Kein Laut in der Natur, selbst die Vögel halten ihren Mittagsschlaf. Nur das Brodeln der Hitze glaubt man zu hören und hier und da dumpfes Stöhnen eines schlafenden Flußpferdes. Wo sich der Galleriewald öffnet und Aussicht auf den Fluß gewährt, liegen schlafende Flußpferde. Herden von 20 bis 30 Stück. Faul liegen sie im Wasser. Auf den Sandbänken ist es zu heiß. Dort sonnen sich Krokodile. Auf einem Marsch von wenigen Kilometern kann man Hunderte von Flußpferden zählen hier oben im Ulanga.

Eine offene Stelle im Gallerie-Wald ladet zum lagern. Ein Riesenbaum breitet schattenspendend seine mächtigen Aeste. Steil abfallend das Flußufer. Ein breit ausgetretener Flußpferdwechsel, der auch von Elefanten benutzt wurde, erleichtert den Trägern das Wasserholen. Herrliche Aussicht über den Fluß, freier Blick zur Steppe. Im Augenblick haben meine geschulten Awemba-Träger, die mich schon seit zwei Jahren begleiten, mein Zelt errichtet. Noch ist der letzte Träger nicht im Lager, und schon steht auf dem gesäuberten Platz vor dem Zelt mein Tischlein-deck-Dich. Tee ist serviert. — Euch afrikanischen Köchen, die ihr hinauszieht mit euren weißen Herren auf Jagd und Kriegssafari, (Reise) ein Denkmal müßte man euch setzen, eurer Taten würdig. Ihr seid Künstler und Hexenmeister zugleich!

Während ich am Teetisch sitze, belebt sich vor mir die Steppe. Die Natur erwacht. Perlhühner gackern am Fluß, „Frankoline“ antworten. Eine Antilopenherde tritt aus dem Busch. Vorsichtig windend verhoffen sie am Rand. Zierliche Schwarzfersen-Antilopen. Einige Wasserböcke folgen. Einige Gnus, die unter einem schattigen Baum am Rand der Steppe gelegen haben, werden lässig hoch. Sie scheinen noch müde von der Hitze. Im Flusse erwachen die Hippo. Donnernd schallt der Schlachtruf eines alten Bullen über das Wasser.

Plötzlich steht Longoma, mein treuer Awemba-Fundi, vor mir, ein frisch gebrochenes Zweiglein in der Hand: „Herr, ich bin ausgegangen, das Gelände zu sehen. Elefanten sind soeben vom Fluß in den Pori gewechselt.“ Zur Bekräftigung seiner Worte reicht er mir den Zweig, den die Elefanten gebrochen. Alle Müdigkeit ist vergessen. Schon reicht mir mein Diener den Gürtel mit den schweren Patronen der Elefantenbüchse. Geführt von Longoma und nurgefolgt von meinem Gewehrträger verlasse ich das Lager. Zu meinem Erstaunen führt mich Longoma zurück auf den Weg, den wir gekommen. Nach kaum zehn Minuten bleibt er stehen, zeigt auf den Weg. Deutlich abgedrückt auf unserer Spur das Trittsiegel eines großen Elefanten, der unseren Weg nach uns gekreuzt. Ich folge der Fährte. Nach wenigen Schritten sehe ich, daß nicht einer, sondern fünf starke Bullen zusammen sind. Jeden Augenblick erwarte ich an der Fährte zu sehen, wie sie flüchtig dahingestürzt sind nach der frischen Witterung der Menschen. Aber nichts dergleichen. Ruhig äsend waren sie gezogen. Gibt es überhaupt Gesetze auf der Elefantenjagd? Longoma schmunzelt. „Herr, gibt es noch dumme tembo (Elefanten), sie glauben sich noch sicher im Reservat“. —

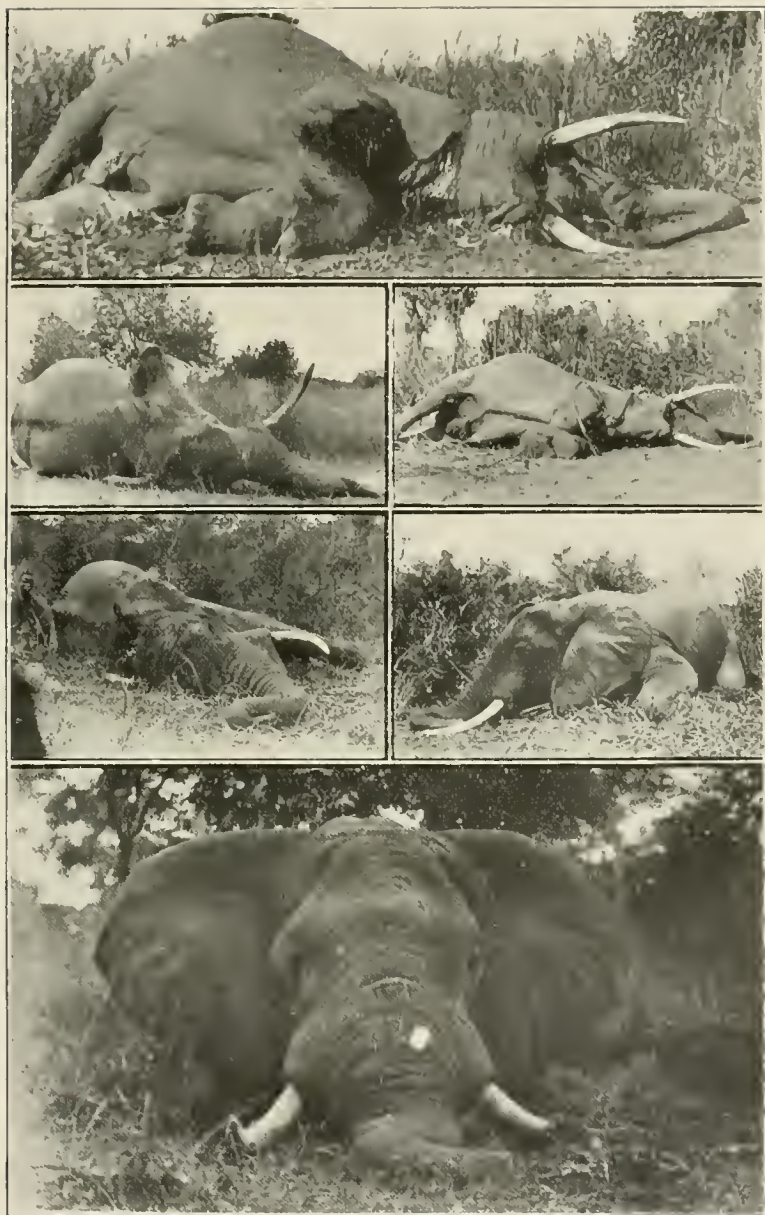
Vorsichtig weiter. Frische Losung, noch feucht und glänzend, kaum Minuten alt. Brechen links unter uns. Schnell den Wind geprüft mit dem Rauch der Zigarette.

Er steht günstig. — Aeußerste Vorsicht, denn jeden Augenblick können wir auf einen der Bullen stoßen, der zurückgeblieben ist. Wir befinden uns am Rande eines trockenen Flußlaufes. Das Gelände abfallend in eine kleine Niederung, in der alte Gärten der Eingeborenen mit dichtem Gestrüpp verwachsen. Ruhig äsen dort die Elefanten. Fünf mächtige Bullen, aber nur einer mit schweren Zähnen. Ich stehe und beobachte. Komme nicht zum Schuß. Immer und immer ist der große Bulle von seinen Kameraden gedeckt. Jetzt schiebt er sich vor. Gibt mir das Blatt frei. Schon folgt ein anderer. Wird ihn wieder decken. Nur eine Sekunde freies Schußfeld. Die Büchse im Anschlag. Jetzt, nein, ein Busch verdeckt das Ziel. Er verhofft, die anderen kommen noch. Jetzt tritt er vor! Donnernd schallt der Schuß durch den stillen Abend. Wildes Getöse. Die Elefanten schließen zusammen, brechen fort und stauen sich im dichten Gestrüpp. Ich stehe wenige Meter hinter ihnen, sehe zum ersten mal, daß es auch Buschwerk gibt, das selbst Elefanten nicht durchdringen können. Wie leicht wäre es gewesen, alle fünf zur Strecke zu bringen. Der waidwunde Bulle in der Mitte, unmöglich einen Schuß anzubringen. Die Tiere drängen und schieben, können sich keinen Durchgang verschaffen. Da ich nicht schieße, werden sie ruhiger. Sie wenden und im Eilschritt ziehen sie bei mir vorbei. Als Letzter der Kranke. Wieder zwei Schüsse. Er bricht in die Knie, rafft sich auf. Schwer waidwund zieht er ins freie Gelände. Mühselig folgen wir, sehen ihn bald darauf langsam durch lichtet Pori (Busch) wechseln. „Warte“, ruft Longoma, „ich bringe ihn Dir!“ Ohne Gewehr läuft er laut rufend hinter dem Elefanten her. Der Elefant verhofft, wendet, und als er den mutigen Awemba sieht, versucht er ihn anzunehmen. Longoma bleibt stehen, dann läuft er vor ihm her, nur schwerfällig kann der kranke Riese folgen. Auf zehn Schritte bringt ihn Longoma heran. Ein Schuß

bringt den Elefanten zum Stehen. Ein Zittern geht durch den mächtigen Körper. Hin und her schwankt er wie ein gefälltter Baum, um dann gleich jenem krachend zusammenzubrechen. — Es war ein phantastisches Bild, den Jäger zu beobachten, wie er mit ruhiger Ueberlegung den Elefanten zum Angriff reizte und ihn mir schußgerecht zuführte. Ein Wagestück, wie es die Awemba-Fundi (Jäger) lieben. —

Mein Lager stand mitten in einem Wild-Paradies. Antilopen aller Art kamen zur Aesung auf die gebrannte Steppe, wo das junge Gras zu sprießen begann. Täglich sah ich Elefanten drüben auf der anderen Seite des Flusses im Reservat, im Fluß badend und häufig auch in der Nähe des Lagers. Drei prächtige Bullen erlegte ich auf abendlichen Pirschgängen. Sie kamen aus dem Wildreservat über den Fluß, um im Galleriewalde zu äsen.

Eines Nachmittags sitze ich vor meinem Zelte. Vor mir flimmert die Steppe im Sonnenlicht. Zwei große gelbe Tiere treten aus dem Busch. Ich halte sie für Elen-Antilopen. In der zitternden Luft sind sie nur undeutlich zu erkennen. Ein Blick durch das Glas. Löwen, die langsam auf mein Lager zutrollen. Ein leiser Pfiff, Longoma steht neben mir. Ich zeige hinüber. „Dio bwana, simba“, Ja Herr, Löwen — entgegnet er ruhig. Die Löwen verschwinden in einer Talmulde, in der das Gras ungefähr $\frac{3}{4}$ m hoch steht. Als das Grasfeuer über die Steppe fegte, war es dort noch feucht gewesen, das Feuer war darüber hinweg gesprungen, und nur die hohen trockenen Halme waren verbrannt, während das grüne Gras wohl verdorrt, aber doch stehen geblieben war. Wir beobachteten die Löwen, sehen sie verschwinden, aber sie kommen nicht wieder zum Vorschein. Gefolgt von Longoma pirsche ich hinüber, vorsichtig jede Deckung ausnützend. Gegen 100 m lang, kaum 20 m breit steht das Gras, in welchem sich die Löwen niedergelegt haben. Wie ich auch mit meinem guten Glase suche, nichts ist zu sehen, und doch weiß ich,



Am Rufiji in Ost-Afrika vom Verfasser erlegte Elefanten.

daß wenige Meter von mir entfernt zwei mächtige Raubtiere mich beobachten. Wie vorsichtig wir auch pirschen, sie müssen uns gehört haben, denn die ausgedörrte Steppe ist ein zu guter Resonanzboden. Wir umkreisen die Grasfläche, nichts zu sehen. Vorsichtig gehen wir jetzt hinein, das Gewehr im Anschlag. Jeden Augenblick müssen die Löwen hoch werden. Werden sie uns annehmen oder ihr Heil in der Flucht suchen? Ein Rascheln im Grase läßt uns zusammen fahren, aber es ist nur eine Eidechse die vor uns flüchtet. Wir kommen ans andere Ende des Grasbestandes, ärgerlich und doch innerlich erleichtert atme ich auf. Verständnislos schauen wir uns an. Plötzlich packt Longoma meinen Arm, zeigt, da seh' ich die beiden Löwen tief geduckt, die Ellenbogen höher als der Rücken, schon ungefähr 300 m entfernt. Sie gewähren keinen königlichen Anblick, wie feige, verprügelte Straßenköter schleichen sie dahin. Eine alte Löwin und ein scheinbar noch junger Löwe. Schießen ist unmöglich, denn mit meisterhaftem Geschick verstehen sie es, jede Deckung des Bodens auszunützen. Auf wenige Schritte nur müssen wir an ihnen vorbeigekommen sein, sie haben sich geduckt wie Hasen im Lager. Mir fielen die Worte eines alten Löwenjägers ein, der im vollen Ernst einmal erklärte, daß eine Löwin sich auf einem Billardtisch hinter einer Streichholzschachtel verstecken könne, ohne daß man sie gewahre.

Am Zelte stehen meine Träger und zeigen auf die Steppe. Zwei mächtige schwarze Kolosse wechseln zum Fluß. Riesengroß erscheinen sie im flimmernden Lichte. Es sind zwei Nashörner, die, vom Durste gepeinigt, schon am frühen Nachmittage zum Flusse wechseln, um zu trinken und sich zu suhlen. Ich pirsche mich am Gallerie-Wald entlang, um ihnen den Weg abzuschneiden. Gemächlich kommen sie auf mich zu. Zwei Schüsse donnern aus der schweren Elefantenbüchse. Das Echo überm Flusse nimmt den Schall auf, vervielfältigt ihn

flußauf- und flußabwärts, um den Tod zweier Vorweltriesen weit zu verkünden.

Früh am Morgen kommt ein Bote vom Jumben Rupia. Elefanten haben sich eingestellt auf einer Insel im Fluß. Sofort breche ich mit meinem Jäger auf. Nur einige Leute mit Mundvorrat begleiten mich. Flußabwärts geht es. Nach einer Stunde sind wir angelangt. Ein Einbaum wartet, uns überzusehen. Die Insel ist mit hohem, verwachsenem Gras bestanden, Bäume und Gestrüpp dazwischen. Nach wenigen Minuten sind wir auf der Spur, um gleich darauf die Elefanten zu hören. Der Wind ist unbeständig. Langsam, vorsichtig bahnen wir uns den Weg durch das dichtverschlungene Gras, das sich hoch über unseren Köpfen zusammenschließt, sodaß wir wie in einem Tunnel dahin kriechen. Es ist dumpf und heiß. Aufdringlich der penetrante Geruch der Elefanten. Wir sind ganz dicht heran, hören das eigentümliche Kullern im Magen der Tiere. Vorsichtig weiter. Das Gras ist trocken. Jeder Halm muß einzeln aus dem Weg gelegt werden, denn wenn man darauf tritt, knallt es wie ein Pistolenschuß. Die schwarzen Körper der Elefanten schimmern durch das Gras. Noch einen Schritt weiter. Vorsichtig richte ich mich auf und stoße mit dem Nacken gegen ein Bündel Juckbohnen.

Wie viele haben schon versucht, die Upupo (Juckbohne) zu beschreiben. Wie viele Klagelieder sind ihretwegen schon angestimmt. Aber alles, was man auch sagen mag, schildert nicht den hundertsten Teil dessen, was der unglückliche Jäger leidet, der in diese harmlos aussehende Pflanze gerät. Die Upupo ist eine Schlingpflanze, die sich am starken Elefantengras empor rankt; aus ihrer Blüte sprießt eine bohnenartige Frucht mit Milliarden feinster Härchen besetzt. Stößt man noch so leise an das Gras oder an die Frucht selbst, so fallen die Härchen herunter, setzen sich am menschlichen Körper fest, kriechen weiter und weiter und brennen und beißen tausend-

fach, schlimmer als Brennesseln und Ameisen. Selbst der Neger, dessen Haut wohl das unempfindlichste ist, was man sich vorstellen kann, flüchtet vor der Upupo. Kein Jucken und Kraßen hilft, es verschlimmert nur die Qual. Das einzigste Mittel ist, ins Wasser zu gehen und sich mit Schlamm abzureiben. Kein Jagdgesetz, von Hunderten von Beamten und Askari unterstützt, gibt dem Großwild einen solchen Schutz, wie es die Upupo vermag. Wechseln Elefanten in einem mit Upupo bestandenen Grasfeld, sind sie vor jedem alten Elefantenjäger sicher; nur der Neuling wird ihnen dort hinein folgen.

Hier stehe ich nun, zehn Schritte von dem Elefanten entfernt. Tausend spitzen Nadeln gleich laufen mir die Juckbohnen den Buckel hinunter. Ich möchte schreien, brüllen, Kriegstänze aufführen und darf mich doch nicht rühren. Der Schweiß läuft mir in Strömen den Körper hinunter und verhundertfacht die Qual der beißenden Härchen. Longoma scheint es nicht besser zu gehen, er beißt die Zähne zusammen, versucht zu kraßen, aber nichts hilft. Weiter vorzugehen ist zwecklos. Wir müssen zurück. Alle Energie zusammennehmend, kriechen wir langsam, um die Elefanten nicht zu stören, auf unserem Wechsel zurück, um so bald als möglich aus dem Hörkreise der Tiere zu kommen, und dann wie Wahnsinnige dahin zu stürzen zum Fluß, in den wir uns hineinwerfen und uns gegenseitig mit Sand abreiben. Unsere Leute, die wir am Flusse zurückließen, müssen uns für wahnsinnig gehalten haben, bis ihnen Longoma das Wort „Upupo“ zurief; da verstanden sie und kamen uns ohne weiteres zu Hilfe. Nachdem wir uns von unseren Qualen befreit, gehts wieder heran an die Elefanten. Jetzt, wo wir wissen, daß hier die Upupo wächst, heißt es nach oben und unten aufpassen. Aber unangefochten kommen wir durch. Regungslos stehen die Tiere, sieben große Bullen, im Kreise, die Köpfe nach innen. Kein Elfenbein ist zu sehen, bis ich mich hinlege und unten durchspähend sehe ich ein Wirrwarr von Elfenbein, aus denen die einzelnen

Zähne nicht zu erkennen waren. Ich versuche mich herumzupirschen, aber es ist unmöglich, durchs dichte Gras geräuschlos hindurchzukommen. Etwas zurück steht ein Baum, mittelstark, mit einladenden Aesten. Longoma versteht meinen Blick. Wir pirschen zum Baum. Wie eine Katze ist mein Jäger oben. Gestikulierend zeigt er mir an Armeslänge gemessen, große Zähne, die er oben von deutlich erkennen kann. Ich reiche ihm mein Gewehr und im Augenblick stehe ich neben ihm auf dem Ast. Unter mir 20 Schritte entfernt die Elefanten. Ich wage nicht recht zum Angriff vorzugehen, ein eigentümliches Gefühl, auf schwankendem Ast zu stehen. Ich fürchte den Rückschlag der schweren Büchse, die mich schon auf der Erde, wenn ich nicht in fester Stellung war, manchmal umgeworfen. Bemerkte mich einer der Elefanten, bin ich verloren, weit höher als mein Stand reichen die Rüssel. Longoma fühlt, was ich denke. Er stellt sich hinter mich. Fest aufgestützt auf zwei Aesten die nackten Füße, breitbeinig, steht er da, um mich aufzufangen, sollte es die Not gebieten. Drei der Bullen habe ich ausgemacht, die die schwersten Zähne tragen. Als ersten nehme ich den am günstigsten stehenden aufs Korn, und als der Schuß kracht, bricht er wie vom Blitze getroffen zusammen. Raslos rennen die übrigen durcheinander, sie können nicht feststellen, von wo die Gefahr droht. Es ist schwer, die ausgewählten im Auge zu behalten. Wie eine einzige schwarze, riesige Fleischmasse wogt es dort unten durcheinander. Elfenbein schlägt laut ratternd an Elfenbein. Aengstlich trompetend suchen sie die Gefahr. Wieder zwei Schüsse, stöhnend bricht einer der Riesen in die Knie, rafft sich noch einmal auf, um dann endgültig niederzusinken. Noch einen habe ich dem Tode geweiht. Ein einziger Schuß genügte, um ihn hinzustrecken. Hochatmend stehe ich auf meinem Ast. Longomas Augen glühen. Unser Werk war vollbracht, doch nun erst begann für uns die schlimmste Gefahr.



Nashornbulle.



Kudubulle



Leopard in Eisen.



Rappen-Antilope.

Ein mächtiger Tondo (zahnloser Bulle) beginnt den Feind zu suchen. Schlangenartig windet er den Rüssel empor, saugt laut hörbar die Luft ein. Gewahrt er uns, sind wir verloren, wenn nicht ein glücklicher Schuß ihn vorher zu Boden streckt. Plötzlich fliegen die Elefanten herum, alle Köpfe in der Richtung zum Wasser, wo unser Boot liegt. Die Rüssel ragen empor, ein Windstoß hat ihnen die Witterung, der beim Boote zurückgebliebenen Leute gebracht. Dort glauben sie die Gefahr. Wie auf Kommando fahren sie herum. Dröhnend brechen sie durch die Schlinggewächse der Insel. Auf der anderen Seite hören wir sie wie Wahnsinnige durch das Wasser des Flusses sich ins Reservat retten. Drei mächtige Recken der Urzeit liegen hingestreckt auf einem kleinem Flecke unter mir. Freudig stößt Longoma den langgezogenen Siegesruß der Awemba aus. Am Fluß antworten seine Landsleute. Aber ich kann keine richtige Freude empfinden. Ein Gefühl der Beschämung kriecht in mir hoch. Nicht wie sonst, Aug in Aug, hatte ich meinen Gegnern gegenübergestanden. Von oben herab, wo die Elefanten nie einen Gegner vermuten, hatte ich sie erlegt; und wie ich mich auch vor mir selbst entschuldige, das Gefühl der Genugtuung fehlt mir, an diesem, einem meiner erfolgreichsten Tage auf der Elefantenjagd.

Am nächsten Tage brach ich mein Lager ab. Zog weiter über die alte Ulanga-Station. Unter einem Wirrwarr von Schlingpflanzen fand ich hier durch Zufall die Gräber fünf deutscher Pioniere, die in den Jahren 1904 1905 gestorben waren. Ich ließ den Platz von meinen Leuten säubern und neu einfriedigen. Schmückte die Gräber so gut ich es vermochte, als Zeichen der Dankbarkeit für die Helden, die in früheren Jahren unter Aufopferung ihres eigenen Lebens das Land erschlossen. Dann zog ich weiter nach der Station Mahenge und verließ das Wild-Paradies, in dem ich eine herrliche Woche verlebt hatte.

MAYI-YA-WETA

Der feurige Glutball der Sonne versinkt hinter den Höhen des Ruaha. Den ganzen Tag über hat sie unbarmherzig auf die kleine Karawane, die jetzt mit erschlaffenden Kräften versucht, noch Wasser zu erreichen, herniedergebrannt. Wasser! Nur Wasser! — Das ist mein einziger Gedanke und der meiner Träger, die sich nur mühsam mit ihren Lasten den Weg durch das Lianengewirr bahnen. Schon steht die Dunkelheit über den Bergkämmen. In Afrika gibt es kaum eine Dämmerung; sobald die Sonne fort ist, bricht die Nacht herein. Willenlos nur bewegen sich die Leute vorwärts, die ausgedörrte Zunge klebt am Gaumen, stier blickt das Auge. Schon seit Mittag sind die Kalabassen leer. Am meisten leidet der Europäer. Als Elefantenjäger, habe ich mich schon manchesmal in schlimmerer Lage befunden; aber trotz allem den Mut aber nicht verloren. Hin und wieder werfe ich irgend ein Scherzwort unter die Träger.

„Wir werden verdursten“, meint einer der Wambungaführer.

„Habe keine Angst, der Gott der Weißen verläßt keinen Jäger!“ ist meine Antwort.

Dann wieder Schweigen. Nur das Geräusch der Karawane, die sich ihren Weg durch den Dschungel bahnt. Jetzt wird es lichter. Plötzlich tritt der Führer aus dem Busch heraus. Vor uns liegt ein langgestrecktes Tal, das im Norden von einem Höhenzuge, im Süden wieder von dichtem Dschungel begrenzt wird. Schon haben die scharfen Ohren des Awemba-Jägers das Murren eines Baches vernommen. Wie ein Zauberwort fliegt es durch die Karawane: „Mayi!“ — „Wasser!“ Mit erneuter Lebenskraft drängen sich die Träger mit ihren Lasten ins Freie; es sind treue Awemba-Leute aus dem fernen Rhodesia. Die beiden Führer sind jedoch Eingeborene, und während



Steppenlandschaft in Ostafrika.



Jagdtrophäen des Verfassers

alles freudig dem Wasser zueilt, bleiben diese mit angst-erfüllten Mienen an der Seite des weißen Jägers.

„Geht und trinkt! Mayi!“

„Dio Bwana, lakini, Mayi-ya-Weta!“ Und anstatt mit ihren Gefährten zur Quelle zu eilen, kauern sie sich nieder und berichten: „Bwana, hier können wir nicht bleiben, und von diesem Wasser, das auch ganz bitter schmeckt, dürfen wir nicht trinken. In dieser Quelle wohnt der Shaitani (Teufel). Wer in diesem Wasser badet muß sterben, und wer im Dunkeln zum Trinken hinab geht, könnte auch vom Teufel ergriffen und hineingezogen werden. So ist es schon manchem Elefanten ergangen, der ahnungslos hier trank; der Boden hat unter ihm nachgegeben, und er ist versunken. Vor einiger Zeit hat auch ein Europäer in dem Wasser gebadet, und nach wenigen Stunden war er tot. Wenn wir hier die Nacht lagern, wird der Shaitani Elefanten und Nashörner schicken, um uns zu töten.“

Dieser Bericht kann mir aber nur ein Lächeln abgewinnen: „Heithuru, der Gott der Weißen, ist stärker als Shaitani, der Teufel der Schwarzen. Wir werden hier lagern, meine Awemba bleiben bei mir; fürchtet ihr euch, so könnt ihr gehen.“

Inzwischen ist es aber zu spät geworden, um noch ein Zelt aufzuschlagen, und so wird nur im Dschungel, abseits der Quelle, ein Platz frei gemacht, flammen die Lagerfeuer auf, um die herum die Träger sitzen und ihr schnell bereitetes Mahl verzehren. Bei einem Baum steht mein Feldbett. Die Furcht, allein im Busch zu lagern, hat die Furcht vor dem Shaitani überwunden, und auch die Wambunga sind geblieben; sie haben ihre Ruhestätte dicht bei dem weißen Jägers gefunden, von dem sie alle Schutz erwarten. Ermüdet von den furchtbaren Anstrengungen des Tages sinken wir bald in tiefen Schlaf. Lange Ruhe ist uns jedoch nicht gegönnt. Plötzlich fahre ich von

meinem Lager; selbst im Schlaf hat mein durch jahrelange Uebung geschärftes Gehör ein Geräusch an der Quelle vernommen. Gespannt lausche ich in die Dunkelheit hinaus. Da, wieder! Ganz deutlich vernehme ich das Schlürfen trinkender Elefanten. Inzwischen sind auch die Wambunga aufgewacht, denen die Furcht das Gehör besonders geschärft hat.

„Tembo!“ raunen sie mir angsterfüllt zu, „Tembo ya Shaitani!“

Unfaßbar erscheint es ihnen, daß der weiße Jäger, anstatt Furcht zu zeigen, freudig erklärt: „Ja, Elefanten, und morgen werden wir einen schießen.“

Nachdem die Elefanten ihren Durst gelöscht haben, ziehen sie weiter. Wiederum herrscht tiefste Ruhe, die nur ab und zu durch das Fallen eines morschen Astes oder den hellen Ruf eines Nachtvogels unterbrochen wird. Doch halt! Was war das? Das war kein morscher Ast. Ich lausche. Ganz deutlich höre ich jetzt das Brechen eines frischen Astes, — — — und dort auch — dort auf der anderen Seite — und gleich darauf ein tiefer, gurgelnder Laut! Also abermals Elefanten. Auch die Awemba, die in ihrer Heimat seit frühester Jugend die Elefantenjäger begleitet haben, werden wach. Auf die glimmenden Reste der Feuer wird schnell Erde geworfen, denn nachts kennt der Elefant keine Furcht. Jedes Raubtier fürchtet sich vor dem Feuer, aber den Elefanten lockt der Widerschein der Flammen an. Die Elefantenbüchse in der Hand, fasse ich hinter einem starken Baum Posten, umdrängt von meinen Leuten.

Das angstvolle Gewimmer der beiden Leute, die mir immer und immer wieder zuraunen: „Herr, wir müssen sterben, das sind Shaitani's Elefanten! Jetzt ist es vorbei“, fängt allmählich an, auf meine aufs höchste angespannten Nerven zu wirken, da mein Körper durch die Fieberanfälle der letzten Zeit geschwächt ist. Auch mich packt nach und



Europäer-Raschhaus und Affenbrotbaum in Tschopowa im Konkombwa-Land.
Lager der Expedition an der französischen Sudangrenze (Nord-Togo).

nach kaltes Grauen. Es ist wahrlich eine entsetzliche Situation. Ringsum die mächtigen Riesen, deren unheimliches Gurgeln man auf wenige Schritte Entfernung zu hören glaubt. Jedes Brechen eines Astes durchfährt uns wie ein elektrischer Schlag. Fester umklammere ich die treue Büchse und überwinde mit aller Energie das unwillkürliche Entsetzen, um lächelnden Mundes wieder und wieder den Leuten zu versichern: „Der Gott der Weißen ist stärker als der Teufel der Schwarzen“.

Eine Minute gesellt sich zur anderen und sie werden zu Stunden. Kalte Schweißtropfen sammeln sich auf der Stirn. Jeden Augenblick glaube ich einen mächtigen Kopf vor mir auftauchen zu sehen. Aber das Schicksal ist uns gnädig, denn gegen 3 Uhr wechselt die ganze Herde weiter.

Ich werfe mich auf das Lager, jedoch die Aufregung der letzten Stunden verscheucht den Schlaf. Ruhelos wälze ich mich umher; bei jedem Knacken, ja bei dem Rauschen des Nachtwindes fahre ich empor.

Endlich schlummere ich ein. Aber überspannte Nerven rufen in dem überreizten Gehirn quälende Träume wach. Schatten nahen, gigantische Elefanten. Näher kommen sie und näher. Gequälten Riesenwürmern gleich winden sich Rüssel durch die Luft. Riesenohren schlagen. Lautlos wälzt sich das Unheil heran. Weiß glänzen Stoßzähne, wie nie menschliche Augen gesehen. Aus jeder Pore bricht mir der Angstschweiß. Rächende Götter. Ohnmächtiges Gefühl des winzigen Menschen. Hoch reiße ich das Gewehr. Verzweifelte Hoffnung. Ziehe am Abzug. Ziehe — zerre — vergebens. Da, lautloser, schwacher Aufschlag des Hammers. Faul brennt das Pulver. Zischt wie eine ersterbende Flamme. Müde kriecht die Kugel aus dem Lauf. Sichtbar dem Auge, schwankt sie feige zum Ziel. Schlägt an auf dem Riesenkörper des ersten Feindes, weich wie eine Lehmkugel. Fällt zu Boden. Näher und näher wanken die Riesen. Unabwendbares Schicksal, nimm deinen Lauf! Zugeschnürt

ist mir die Brust. Eiserne Fesseln, die mich drücken. Ringe verzweifelt um Luft und Stimme. Reißt und zerret. Da — über mir der erste Riesenfuß — hebt sich. Senkt sich nieder. Letzter Kampf im Angesicht des Todes. Letzte Kraft sprengt die Fesseln. Ausziehender Atem wird zum Schrei. Schweißgebadetes Erwachen.

Dann aber kommt der langersehnte Morgen. Vergessen ist alle Furcht der vergangenen Nacht. Schnell wird ein frugales Frühstück eingenommen, die Kalabassen werden gefüllt und guten Mutes geht es auf der Fährte dreier starker Bullen weiter, die sich von der Herde abgesondert haben. Nach menschlicher Berechnung muß man gegen Mittag die Elefanten erreichen, aber es kommt anders.

Es wird Mittag und noch immer gibt die in gerader Linie dahinziehende Fährte kein Zeichen, daß die Elefanten Rast gemacht haben. Mit versengender Glut brennt die Sonne aus einem grausam blauen Himmel auf die kleine Karawane nieder. Wiederum neigt sich das Wasser in den Kalabassen dem Ende zu. Trotzdem heißt es auf der Fährte bleiben, denn in der Richtung, die die Elefanten eingeschlagen haben, soll nach Aussage der Führer eine Wassergrube sein. Gerade will die Sonne aberma's untergehen, als einer der Wambunga nach vorn zeigt und ruft: „Dort in der Baumgruppe ist das Wasserloch!“ Alles drängt vorwärts, aber — grausame Enttäuschung! — das Wasserloch ist ausgetrocknet! Trotz ihres Durstes triumphieren die Wambunga: „Siehst du, Herr, das hat Shaitani getan, denn es waren gar keine wirklichen Elefanten, sondern nur seine Abgesandten, die wir verfolgt haben“.

Diesen Abend ohne Wasser, bemühen sich die erschöpften Leute nicht einmal, Feuer anzuzünden; denn ohne Trinken zu essen, ist ihnen unmöglich. Bald sind sie trotz ihres Durstes in tiefen Schlaf gesunken. Ich aber kann keinen Schlaf finden. Von wahnsinnigem Durst gepeinigt wälze ich mich ruhelos auf meiner Lagerstatt. Die Phan-

tasie gaukelt mir trügerische Bilder klar sprudelnder Quellen vor. Ich beneide meine Leute, die mit der dem Neger eigenen Gleichgültigkeit selbst in dieser verzweifelten Lage sorglos schlafen können.

Aber schon vor Morgengrauen sind alle Leute wieder munter und zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten mit der kargen Hoffnung, Wasser zu finden. Nach kurzer Zeit schon kehren drei von ihnen atemlos zurück: „Herr, dort unten im Tal, keine 200 Schritte entfernt, steht ein mächtiger Elefantenbulle. Wir haben ihn genau gesehen, er hat große, starke Zähne.“ Mutlosigkeit und Durst sind vergessen, sofort eile ich mit meinen Gewehrträgern fort, um mein Heil zu versuchen. Geführt von den Leuten, die die Meldung gebracht haben, stehen wir bald an dem Platze. Aber keine Spur von einem Elefanten! Vorsichtig wird nach allen Richtungen ausgespäht, aber nichts ist zu sehen. Ich gehe nach dem von den Leuten bezeichneten Baum, wo der Elefant gestanden haben soll, aber nicht einmal eine Fährte ist zu entdecken. Da die Leute unentwegt auf ihrer Aussage beharren, wird weiter und weiter gesucht. Schon steigt die Sonne langsam am Horizont empor und immer noch können wir uns nicht entschließen, die Hoffnung aufzugeben, bis endlich die Wambunga sagen: „Sieh, Herr, das war wiederum ein Abgesandter von Shaitani, der uns solange aushalten sollte, bis es auch heute wieder zu spät ist, noch Wasser zu erreichen, so daß wir im Busch verschmachten müssen.“

Ich schüttelte mich, wie um mich von einem häßlichen Alp zu befreien und gebe widerwillig den Befehl zum Abmarsch. Es wird Mittag, und noch immer kein Wasser! Mit nur noch krächzender Stimme flüsteren mir die Wambunga immer und immer wieder zu: „Die Rache des Teufels! Wir werden im Busch verdursten.“ Trotzdem auch mich manchmal die Verzweiflung zu packen droht bei dem Anblick der armen, schwächer und schwächer werdenden

Träger, entgegenne ich doch mit fester Zuversicht: „Unser Gott ist doch stärker als euer Teufel!“

Nachmittag. Es ist mir nicht mehr möglich, die Schwächeren unter den Leuten vorwärts zu bringen; sie lassen ihre Lasten fallen und bleiben daneben liegen. Mit der Macht der Verzweiflung dränge ich die Uebrigen weiter, und schon will die Sonne wieder untergehen, da gewahre ich in der Entfernung grüne Büsche. Aber wie oft schon hat mich die Hoffnung betrogen; trotzdem ziehen wir weiter, und — — siehe da — — durch die Büsche hindurch schimmert der klare Spiegel eines kleinen Tümpels! Alle Sorge ist vergessen, alles stürzt auf das Wasser zu, aber ehe ich niederknie, um mit meinen Leuten den lebenspendenden Trank zu schlürfen, rufe ich triumphierend den Führern zu: „Seht ihr, nun müßt ihr mir doch glauben, unser Gott ist doch stärker als euer Shaitani!“

Ueber dem dunkelrauschenden Urwald, über der müden Karawane mit ihren dunkelaufflammenden Lagerfeuern stand die Nacht.

„JUMBO“

Das Leben eines afrikanischen Elefanten.

Brummend folgt der junge Elefant seiner Mutter. Er ist sehr schlechter Laune. Mißmutig klappt er mit den großen Ohren. Diese ewige Lauferei ist auch wirklich zu widerlich. Wozu ist man denn als Elefant geboren? Gehört man denn nicht zum Königsgeschlecht der Tiere? Kann man das Laufen nicht den Antilopen überlassen, die mit ihren leichten Körpern und schlanken sehnigen Beinen dazu geschaffen erscheinen? Einstweilen braucht er sich noch nicht zu beeilen, denn ruhig äsend zieht die Herde durch den Pori (lichter afrikanischer Wald), aber es liegt etwas in der Luft. Die alte Kuh, die, wie ihm seine Mutter erzählt hat, schon seit Jahrzehnten die Herde führt, verlängert ihre Schritte. Sie will den Futterplatz wechseln. Zu lange hat man sich schon in den Wäldern des Jiam-Jiam aufgehalten. Dieser Gedanke, im Gehirn des Leitieres entsprungen, pflanzt sich fort, springt von Elefant zu Elefant mit der diesen klugen Dickhäutern eigenen Telepathie, die uns Menschen noch ein Rätsel ist. Länger werden die Schritte. In Marschkolonne, einer in den Fußtapfen des andern tretend, zieht die Herde dahin. Mit gleitendem, schlüpfendem Gang, lautlos wie riesige Schienen, grau in grauem Gestrüpp fast unsichtbare Schatten der Vorzeit.

Bummelnd ist unser Kleiner ein ganzes Stück hinter der Mutter zurückgeblieben, die ruhig äsend mit der Herde zog. Sie hatte sich wenig um ihr Kindchen gekümmert, denn sie fühlte sich sicher im Schutze ihrer Kameraden. Doch jetzt wurde es anders, es ging auf die Reise. Unwillig fährt sie herum, eilt auf den kleinen Faulpelz zu, und mit einigen kräftigen Rüsselschlägen, die ihm ein ärgerliches Quieken entlocken, ermahnt sie ihn an seine Pflichten. Jetzt gibt es kein Bummeln und Zurückbleiben

mehr. Vor der Mutter muß er marschieren. Sie führt ihn mit ihrem Rüssel, hilft ihm auch über Unebenheiten des Weges. Ueber umgestürzte Bäume, über die er mit seinen kleinen Beinchen nicht hinweg kann.

Die Sonne versinkt, abendliche Kühle erfrischt die Natur. Dunkelheit umklammert den Wald. Weiter und weiter zieht die Herde. Lautlose Stille, nur unterbrochen durch das Gequiek eines jungen Tieres, welches von der Mutter zur Eile angetrieben wird. Die Nacht gewährt den Elefanten Schutz, bietet ihnen aber kein Hindernis. Ihr Auge, auf welches sie sich auch am Tage am wenigsten verlassen, ist besser sogar in dunkelster Nacht. Aber verlassen tun sie sich bei Tag und Nacht fast nur auf ihre fabelhafte Witterung, die ihnen jede Gefahr schon von weitem zeigt. Ihr einziger Feind aber ist der Mensch. Ihn brauchen sie nachts nicht zu fürchten. So ziehen sie denn auch ziemlich unbekümmert ihres Weges.

Dicht vor der Leitkuh steht eine Zwergantilope auf und sucht in eleganter Flucht das Weite. Unwillkürlich verhofft die alte Kuh, aber nur um einen Schritt, dann zieht sie weiter, klappt ärgerlich mit den Ohren, denn wenn sie sich auch nichts merken lassen will, innerlich ist sie doch vor der plötzlich aufspringenden kleinen Antilope erschrocken. — Etwas Gelbes, verschwommen im Mondlicht mit den Bäumen zu einem phantastischen Schatten, bewegt sich im Wald. Langsam hebt sich der Rüssel der Führerin, windet kurz, senkt sich, ruhig zieht sie weiter. Giraffen, mit ihren langen Hälsen an den Baumkronen äsend, schauen mit ihren großen klugen Augen auf die vorbeiziehenden Riesen. Sie fürchten sie nicht. Sie wissen, daß die Elefanten sie lange erkannt, ihnen nichts zu Leide tun.

Elefanten sind von Natur gutmütig, nur schreckhaft und so kommt es, daß sie eine Antilope, die plötzlich vor ihnen aufspringt, im ersten Schreck mit dem Rüssel packen

und in sinnloser Wut zertrampeln. Einer Antilope, die sie rechtzeitig erkennen, werden sie nie etwas zu Leide tun.

Nur mit dem Nashorn stehen sie auf schlechtem Fuß, das weiß auch der alte Bulle, der gemächlich auf seinem abendlichen Spaziergang durch den Wald gebummelt kommt. Gerade will er anfangen an einem kleinen Dornbusch, dessen frische grüne Schößlinge ihm eine leckere Mahlzeit versprechen, zu äsen, da bemerkt er die Elefanten und sieht zu seinem Verdruß, daß er sich mitten auf ihrem Wechsel befindet. Er trollt sich aus dem Wege, um die Elefanten in sicherer Entfernung vorbeiziehen zu lassen. Vor Aerger hat er vergessen die Oberlippe, die er lang vorgeschoben hatte, um ein besonderes leckeres Zweiglein abzubrechen, zurückzuziehen. Er sieht nicht gerade intelligent aus, wie er so dasteht und mit seinen kleinen, boshaften Aeuglein die unangenehmen Nachbarn mustert.

Das findet auch unser Kleiner, der innerlich grollend dahinzieht, aber in Erinnerung des mütterlichen Rüssels nichts zu sagen wagt. Beim Anblick des ungeschlachteten Gesellen macht er seiner Freude in einigen kleinen Quietschlauten Luft: „Sieh' nur Mutter, wie schlecht sein Rock sitzt!“ quietscht er vergnügt. Er vergißt aber dabei, daß auch seine Höschen nicht gerade nach dem modernsten Schnitt gearbeitet sind, sondern eher wie die eines Clowns im Zirkus anmuten, so sackartig hängen sie herunter. Aber seine eigenen Fehler sieht ja auch der Mensch nicht, wenn er sich über andere lustig macht!

Um nun den faulen kleinen Wanderer bei guter Laune zu erhalten, erzählte ihm seine Mutter folgende Geschichte: „Du lachst über die schlechtsitzende Kleidung des Nashorns“ sagte sie, ihn mit dem Rüssel liebkosend, „also höre, wie es dazu gekommen ist.

„Als Gott die Welt erschuf, waren alle Tiere rechtzeitig zur Stelle, um ihre Kleider in Empfang zu nehmen. Nur das faule Nashorn schlief. Als schon alle angekleidet

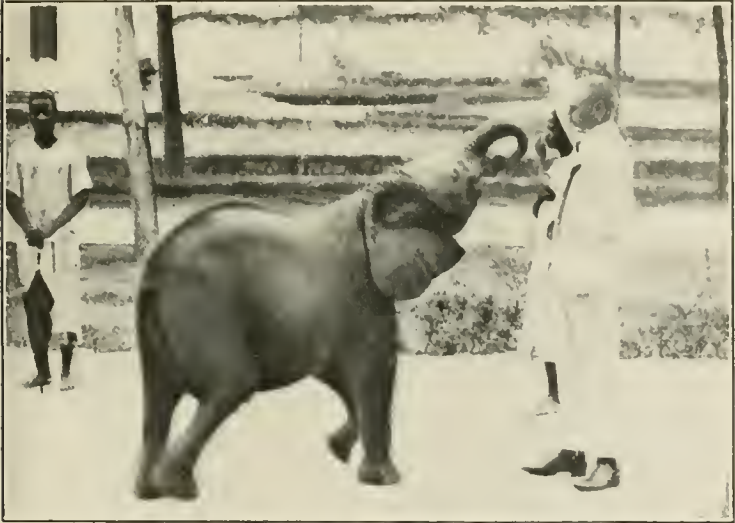
waren, kam es aufgeregt prustend und schnaubend angerast. Nun war guter Rat teuer. Alle verfügbaren Kleider waren ausgegeben. Aber Gott in seiner Güte fand noch einige übrig gebliebenen Stücke, die er dem Nashorn zuwarf, das sie sofort anlegte. Schön saßen die Sachen ja nicht, aber schlechte Kleidung ist immer noch besser als gar keine! So zog das Nashorn befriedigt ab.

„Unterwegs traf es einen Hundsaffen. Als dieser das grotesk angezogene Nashorn sah, fing er furchtbar an zu lachen. „Was lachst Du?“ fragte das Nashorn. „Ich lache über Deine Kleidung“ sagte der Affe. „Hier hast Du eine Nadel, nun nähe Dir Deinen Anzug erst mal zusammen.“ Das Nashorn nahm die Nadel mit seinen spitzen Lippen. Als aber der Affe immer weiter lachte, wurde das Nashorn wütend und in seinem Aerger verschluckte es die Nadel. Von Schmerzen gepeinigt ergriff es den Affen und warf ihn mit seinen Hörnern hoch in die Luft. Es war ein heißer Tag. Die Sonne sandte ihre Strahlen wie Feuer vom Himmel. Der arme Affe fiel mit seinem Hinterteil auf einen Felsen, der den Sonnenstrahlen ausgesetzt, glühend heiß war und verbrannte sich die Haare an seinem Gesäß. Daher kommt es, daß die Hundsaffen noch heute ein ganz kahles Gesäß haben. Heute noch ist das Nashorn böseartig, weil die verschluckte Nadel es dauernd quält und daher durchwühlt es auch immer seine Losung, um die Nadel zu suchen.“

(Anmerkung: Vorstehende Fabel wurde dem Verfasser von einem Awemba-Jäger erzählt).

Dem kleinen Elefanten gefiel die Geschichte, und vergnügt schmunzelnd trollte er weiter.

Plötzlich staut sich vorne die Herde, und wie auf Kommando gehen alle Rüssel in die Luft, um saugend die Witterung einzuziehen. Auch unser Kleiner macht die Bewegung der Großen nach. Sein kleiner Rüssel windet sich empor wie eine Schlange, fühlt umher, um plötzlich



Jumbo steht trauernd bei der toten Mutter.
Jumbo mit Verfasser in Dar-es-Salam.
Jumbo auf dem Marsch über die Steppe.

starr zu verharren. Auch er hat den unheimlichen Geruch gepackt. Er weiß zwar nicht was es ist, aber Angst kriecht um sein kleines Herz, das heftig zu schlagen beginnt. Er drängt sich dicht an die Mutter. Geht rückwärts unter ihre Vorderbeine, sodaß er nur mit dem Kopf und dem nervös zitternden Rüssel herauschaut. So faßt er wieder Mut. Alleine hätte er kurz Kehrt gemacht und wäre gelaufen, bis ihn der unheimliche Geruch nicht länger verfolgte.

Man war in der Nähe eines Dorfes angelangt. Witterung von Menschen und Feuer hatte die Elefanten zum Stehen gebracht. Aber noch war dunkle Nacht, und nachdem die Führerin sich über den Weg entschlossen, geht es weiter, zwar in beschleunigtem Schritt, wenige Meter an den Hütten der Eingeborenen vorbei. Es stand noch ein langer Marsch bevor, sonst hätte man die Gelegenheit wahrnehmen können, noch vor Tagesanbruch die Bananenpflanzungen und Felder der Eingeborenen abzuernten.

Es ging hinunter zur Mbuga (Steppe) des Ruaha-Flusses (D. O. A.) Mächtige Affenbrotbäume, jetzt kahl in der Trockenzeit, streckten wie dürre Arme ihre Aeste von sich, gaben der Landschaft ihr Gepräge. Dichtes Dornengestrüpp umgibt sie bis an den Rand der Ebene, die dann wie ein Meer im silbernen Mondeslicht baum- und strauchlos sich zum Ruaha-Fluß hinzieht.

Diese offene Steppe mußte noch lange vor Tagesanbruch überschritten werden, denn kein Elefant würde es wagen, bei Tageslicht dort hinüber zu wechseln.

In den Dornen gibt es wieder einen plötzlichen Halt. Der Kleine, der halb im Schlaf dahindöst, stößt mit seinem Kopf gegen die Hinterbeine seines Vordermannes. Unsanft aufgeweckt brummt er mürrisch vor sich hin. Da aber keines der großen Tiere seinen Rüssel hebt, bleibt auch er ruhig stehen, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzt, allerdings in veränderter Richtung. „Was ist denn nun wieder los gewesen?“ denkt er, indem er zu seiner Mutter

aufschaut. „Siafu“ (Treiberameisen) entgegnet die Alte. „Wegen kleinen Ameisen müssen wir unseren Weg wechseln, das verstehe ich nicht“, meint altklug der Kleine. „Die Siafu sind die Könige des Waldes. Nicht der Löwe, wie der Mensch sagt, denn der geht schon dem Nashorn aus dem Weg, das vor uns flüchtet. Aber wir müssen wieder den Siafus ausweichen, denn wenn die sich mit ihren scharfen Zungen in unsere Haut beißen, sind wir machtlos. Wehe aber, wenn sie uns in den Rüssel kriechen, da können sie uns zum Verderben werden. Es ist genau so wie mit den Blutegeln, die man leicht beim Wassertrinken in den Rüssel bekommt. Sie verursachen solche Schmerzen, daß ein Elefant sich den Rüssel an den Bäumen zerschlägt, um zu versuchen, die Peiniger los zu werden. Daher trinken wir doch nie aus Tümpeln im Fluß, sondern graben uns immer selbst Trinklöcher in den Sand“.

(Anmerkung: Dem Verfasser von einem Awemba-Jäger erzählt).

Nachdenklich trollt der Kleine weiter. Er hatte sich schon immer als Kronprinz des Waldes gefühlt. Nun mußte er einsehen, daß es winzige Feinde gab, die ihm gefährlich werden konnten.

Am Flusse gab es einen weiteren Aufenthalt. Jetzt in der Trockenzeit führte der Ruaha verhältnismäßig wenig Wasser. Teilweise muß der Kleine schwimmen, das hatte ihm aber schon immer viel Freude gemacht. Während sich die Alten suhlen, spielt er munter im Wasser. Läßt sich ganz untersinken, sodaß nur die Spitze des Rüssels aus dem Wasser schaut. Dann geht er zur Mutter, die ihn am Ufer erwartet, stellt sich zwischen ihre Vorderbeine, um sich an ihrer Brust zu sättigen.

Es geht gen Morgen. Die Vogelwelt erwacht. Von der Steppe schallt der Ruf des Hornrabens (*Bucorax abyssinicus* Bodd), der als Erster den kommenden Tag begrüßt. Dann setzen die Frankoline ein. Perlhühner, noch halb im Schlaf,

antworten. Auch am Wasser wird es lebendig. Tief streichen die Enten. Knarrend tönt der Ruf der Kronen-Kraniche. Glutrot färbt sich im Osten der Himmel. Flußpferde, die während der Nacht am Lande geäst, kehren zum Flusse zurück. Laut plumpsen sie ins aufschäumende Wasser. Die Sonne geht auf —

Der Kleine steht vor einem neuen Rätsel. Er kann es nicht verstehen, daß die Herde am hellen Tage sorglos auf offener Steppe bleibt, wo sie doch sonst um diese Zeit immer schützende Dickichte aufsucht. Jetzt verteilen sie sich sogar, um ruhig äsend weiter zu ziehen. Er darf wieder hinter der Mutter herbummeln, ein sicheres Zeichen, daß keine Gefahr droht. Sie ziehen durch hohes Schilfgras, so hoch, daß es selbst dem größten Bullen der Herde weit über den Rücken geht, sodaß sie in einem richtigen Tunnel marschieren. Dann wird das Gras kürzer. Vor ihnen eine weite Ebene, auf der sich zum Erstaunen des Kleinen eine Menge Elefanten angesammelt haben. Sie stehen in Herden von 20–30 Stück. Abseits einige ganz alte Bullen, die sich zusammengefunden haben und ihre Erlebnisse des letzten Jahres auszutauschen scheinen. Sie mögen nichts mit der Herde zu tun haben, wollen ihre Ruhe haben, wie es alten Herren zukommt, denn bei der Herde, wo die jungen Tiere miteinander spielen, ist es immer laut und unruhig. Die ganze Ebene steht auch jetzt in der Trockenzeit ständig unter Wasser. Einige Erhöhungen ausgenommen, auf denen sich auch schon eine Reihe Elefanten, meist junge Tiere, zur Ruhe niedergelassen haben. Schilfgras und Wasserpflanzen bieten reiche, wenn auch zuerst ungewohnte Nahrung. Es ist die Simikwe-Ebene, auf der sich zur Trockenzeit die Elefanten des ganzen Bezirkes zusammenfinden. Hier sind sie fast gänzlich geschützt. Die eingeborenen Jäger wagen sich nicht hinein, da ihnen im Wasser zu leicht das Pulver auf der Pfanne ihrer alten Vorderlader feucht wird. Auch euro-

päische Jäger vermeiden hier einen Elefanten anzugreifen, da keinerlei Deckung vorhanden und durch das hohe Gras in Wasser und Schlamm kaum durchzukommen ist.

Hiervorlebte nun unser Kleiner einige glückliche Wochen. Eine ganze Anzahl junger Elefanten hatte sich zusammengefunden. Wohl 20 mochten es sein, die den größten Teil des Tages abseits von den Erwachsenen unter der Obhut einer alten Elefantenmutter spielen durften. Die Elefantenpflegemutter hatte selbst zwei Junge, von denen aber nur das eine ihr richtiges Kind war. Das zweite hatte sie angenommen, als seine Mutter von eingeborenen Jägern erlegt worden war. Diese gute alte Dame sammelte die ganze Kinderschar um sich, und unter ihrer Aufsicht konnten sie sich nach Herzenslust austoben. Hier durften sie auch so laut sein, wie sie wollten, ohne einen ermahnenden Rüsselschlag befürchten zu müssen. Wurde ein Kleines hungrig, bevor die Mutter es abholte, so konnte es sich ruhig an der Brust der Pflegemutter sättigen.

(Anmerkung: Im Dezember 1908 vom Verfasser am Tagalasee, Bezirk Mohoro D. O. A. beobachtet!).

Nachts wurden häufig Ausflüge in das am Bergrand gelegene Dornenrevier unternommen. Ein Negerdorf lag am Rande der Simikve-Ebene. Dies mußte passiert werden, aber da man ja auch auf der Ebene den ganzen Tag Menschen singen und schreien hörte, deren Witterung einem der Wind zutrug, war man nicht mehr furchtsam. Vor Tagesanbruch waren aber alle Elefanten wieder auf der Ebene versammelt.

Eines Tages hatten sich einige alte Bullen verspätet und, durch die lange Ruhe in Sicherheit gewiegt, sich am Tage in dem Dornengebüsch eingestellt. Plötzlich, es mochte so gegen Mittag sein, ein mächtiger Knall, hundertfach zurückgeworfen vom Echo der Berge dröhnt er über die Ebene. Ein Schuß, noch einer. Die Elefanten, die ruhig träumend an verschiedenen Stellen der Ebene stehen,

stürzen panikartig dem Fluß zu, wo das Wasser am tiefsten und das Schilfgras am höchsten. Wie eine weiße Wolke schweben über ihnen die Kuhreier, die ruhig auf den breiten Rücken der Dickhäuter gesessen hatten, um sie von lästigen Zecken zu befreien. Ein wirres, lärmendes Durcheinander. Wütendes Trompeten der Alten, ängstliches Quietschen der Jungen. Als letzte kommt die Pflegemutter mit ihren Zöglingen, ihr entgegen stürmen die Mütter, ihre Kinder in Empfang zu nehmen. Langsam wird Ruhe. Alle Köpfe wenden sich den Bergen zu. Weit ausgebreitet, um jedes Geräusch zu fangen, die mächtigen Ohren. Lautlos stehen über 100 Tiere. Die Kleinen zwischen den Beinen der Mutter verkrochen. Ueber 100 Rüssel ragen wie Fabrikschornsteine in einer Industriestadt über das hohe Gras.

Ueber die Ebene, dort wo die Dornen aufhören, kommen die Bullen. Langsam die ersten drei. Zwei davon stützen den schwer kranken Kameraden, den sie zwischen sich genommen und mühsam mit fortschleppen. Die zwei anderen decken den Rückzug. Fortwährend machen sie kehrt, schrill trompetend rasen sie zurück, um einen vermeintlichen Gegner in die Flucht zu schlagen. Doch die Jäger wagen es nicht, aus den schützenden Bäumen herauszutreten in die offene Steppe, um dort den Kampf aufzunehmen. Vom Waldrand aus beobachten sie ihre Beute. Langsamer, schwerfälliger wird der Schritt des kranken Riesen. Gequältes Röcheln entringt sich seiner Brust. Schwerer wird der Atem, Blut dringt aus dem Rüssel. Noch einige schwankende Schritte, dann bricht er zusammen. Ratlos stehen seine Gefährten. Aengstlich betasten sie den Toten mit den Rüsseln. Doch plötzlich, als sie das Blut gewahren, packt sie die Angst. Die, die wie wahre Helden den kranken Kameraden verteidigt haben, flüchten in sinnloser Angst vor dem Tode.

In den nächsten Wochen meiden die Elefanten den Dornenwald.

In der Ebene nimmt das Leben seinen Lauf. Die jungen Bullen, die schon teilweise hübsche Stoßzähne tragen, haben sich zusammengeschlossen. Im Spiel üben sie sich im Gebrauch ihrer Waffen. Laut klappert Elfenbein an Elfenbein. Heimlich schleicht sich ein unternehmungslustiger Jüngling von seinen Kameraden, um sein Glück bei den jungen Damen der Herde zu versuchen. Wehe ihm, wenn er einem der Muttertiere nahe kommt. Mit kräftigen Rüsselschlägen wird er verjagt. Laut schreiend sucht er das Weite. Mit hängenden Ohren kehrt er beschämt zu seinen Genossen zurück.

Ruhig und friedlich verstreichen die Tage. Unser Kleiner hat sich während der Zeit ein ordentliches Schmerzbüchlein angefaulenz.

Auch die Alten haben sich, einmal an den Wechsel der Aesung gewöhnt, in den ruhigen Wochen prächtig erholt.

Eines Tages werden die Elefanten unruhig. Die Herden, die sich untereinander vermischt hatten, fangen an, sich wieder abzusondern. Einige junge Bullen, die zwar ausgewachsen, bisher aber noch bei der Familienherde geblieben waren, stehlen sich heimlich davon, um sich einer anderen Herde anzuschließen, in der sie ein Liebchen gefunden haben. Die Elefantenkinder, die sich alle miteinander unter der Aufsicht der guten Pflegemutter sehr wohl gefühlt hatten, werden von ihren Müttern geholt. Der Kleine versucht auszureißen, doch die Mutter erwischt ihn mit dem Rüssel am Hinterbein. Zieht ihn heran und einige energische Rüsselschläge machen es ihm begreiflich, daß der Ernst des Elefantenlebens wieder begonnen hat.

Die Jäger, die den großen Bullen im Dornenbusch erlegt haben, sind im Dorf zurückgeblieben in der Hoffnung, daß die Elefanten sich nochmals aus der Ebene herauswagen würden. Auf einem Baum haben sie einen Beobachtungsstand angelegt, von dem sie die Elefanten täglich beobachten. Doch als sie am nächsten Morgen heraus-

steigen, ist die Ebene leer, weit und breit kein Elefant zu sehen. „Sie haben den Regen gerochen,“ sagen die Eingeborenen „und sind in ihre alten Reviere zurückgewechselt.“ Blau ist der Himmel, kein Wölkchen am Horizont. Kein Zeichen von Regen, nach dem die Natur lechzt. Doch ein Instinkt, feiner als das feinste wissenschaftliche Instrument des Menschen, führt die Elefanten. Sie ziehen dem Regen entgegen, und kaum sind sie am nächsten Morgen in den bergigen Revieren des Jiam-Jiam angelangt, als sich der Himmel bedeckt und den ersten Schauer herniedersendet, der den Anfang der Regenzeit verkündet.

Im Jiam-Jiam Gebiet war es in letzter Zeit ruhiger geworden. Die eingebornen Jäger des Sultan Merere aus Uten-gule hatten sich zurückgezogen, da ein Europäer eingetroffen war. Dieser belästigte aber nicht die Herden, sondern folgte einzeln gehenden alten Bullen. Die Herden fühlten sich sicher. Sie wußten ja nicht, daß der Weiße sie häufig beobachtete, sie aber ruhig ziehen ließ, wenn er keinen großen Bullen ausmachen konnte.

Unser Kleiner hatte seinen schlechten Tag. Das verliebte Getue einiger junger Bullen und Kühe langweilte ihn. Er überredete seine Mutter, sich mit ihm einige hundert Meter von der Herde zu entfernen. Selbstverständlich unter dem Wind, sodaß man immer wußte, was bei den andern vorging.

Milder Sprühregen rieselt vom Himmel. Tropft von den Bäumen. Monotones Geräusch, ermüdend für Mensch und Tier. Träge schauen Mutter und Kind hinüber zu einem zahnlosen Bullen, der ein Stück trockenes Holz gestunden hat, mit dem er spielt. Er steht auf einem freien Platz. Felsiger Boden. Granitquader treten zu Tage. Wohl $1\frac{1}{2}$ m lang, vom Umfange eines Menschen ist sein Spielzeug. Vorsichtig hebt er es mit dem Rüssel über seinen Kopf. Läßt es fallen. Laut klappernd schlägt es auf die Felsen. Freudig schlägt er mit den Ohren, grunzt

vergnügt vor sich hin, um dann sein Spiel von Neuem zu beginnen. Allmählich wird er müde, trottet sich zur Herde. Steht schläfrig, wie die anderen und läßt sich vom Regen berieseln. Hier und da klappt ein Elefant mit den Ohren. Dumpfes kollerndes Geräusch der verdauenden Magen. Sonst tiefe Stille. Eintönig rieselt der Regen.

Ueber einer Felsplatte seitlich von den Elefanten taucht das Gesicht eines Negers auf. Vorsichtig schiebt sich ein weißes daneben. Der Weiße prüft den Wind. Nicht sehr günstig, aber einstweilen noch sicher. Mit dem Jagdglas mustert er die Herde Stück für Stück. Schüttelt ärgerlich den Kopf. Nur Kühe und junge Bullen. Der große Bulle, dessen mächtiger Fährte er gefolgt ist, wendet langsam den Kopf. Der Neger streicht sich von rechts nach links und von links nach rechts über den Mund. „Ntondo“ flüstert er seinem Herrn zu. (Ntondo heißt ein zahnloser Bulle bei den Awemba in N. O. Rhodesia). Sie bleiben liegen, um die Elefanten zu beobachten. Plötzlich berührt der Schwarze leise den Arm des Europäers. Zeigt nach der Seite, wo die Mutter einsam mit dem Kalbe steht. Der Europäer überlegt, flüstert leise mit seinem Fundi (Jäger). Das Kleine ist kräftig entwickelt, aber noch jung genug, den Fang zu versuchen. Es gilt, die Mutter von der Herde zu trennen, sie zur Strecke zu bringen und dem Kleinen den Anschluß an die Herde zu versperren. Erreicht aber das Junge die Herde, ist der Fang ausgeschlossen. Sofort würde eine andere Kuh sich der kleinen Waise annehmen, so ist es Sitte bei den Elefanten.

Ruhig stehen Mutter und Kind, ohne die Gefahr zu ahnen, die ihnen droht. Trotzdem es erst gegen Mittag ist, fangen einige Elefanten der Herde an zu äsen. Wohl mehr im Spiel, als wirklich auf Sättigung bedacht. Dem alten zahnlosen Bullen, der jetzt die Sicherung übernommen hat, scheint es nicht recht zu sein. Das Brechen der



Kompagnie der deutschen Schutztruppe in Ost-Afrika. Führer: Hauptmann Nigmann, jetzt Geh. Reg.-Rats, Verfasser des Buches: „Schwarze Schwänke“

Katholische Missionskirche in Madibira (Ostafrika).

Zweige macht zu viel Geräusch. Besonders jetzt über Mittag, wo es fast windstill ist oder der Wind in leichten Wellen unregelmäßig schwankt, muß er sich auf Auge und Ohr verlassen. Unwillig schnaubend tritt er heraus, um nach allen Seiten zu sichern. Nichts Verdächtiges ist zu bemerken. Der Wind ist zwar schwach, scheint aber beständig zu bleiben.

Plötzlich wird die Kuh, die bewegungslos mit schlapp herunterhängendem Rüssel dagestanden hat, unruhig. Ihr feiner, durch Mutterliebe gestärkter Instinkt läßt sie eine Gefahr ahnen. Schlangenartig windet sich ihr Rüssel empor. Sucht tastend die Witterung. Wichtig, wie ein Alter macht der Kleine ihr jede Bewegung nach. Plötzlich packt sie eisiges Grauen. Sie wittert Menschen in nächster Nähe. Im selben Augenblick schurrt sie davon, das Kleine mit dem Rüssel vor sich her lenkend.

Dem Jäger war die List gelungen. Mutter und Kind waren von der Herde getrennt. Nun galt es die Verfolgung aufzunehmen. Es war erst Mittag, so daß man wohl hoffen durfte, die Tiere noch vor Sonnenuntergang einzuholen. Die Träger der Jagdsafari (Jagdkarawane), alle mit leichten Lasten, die nur das Notdürftigste enthielten, waren zur Stelle, so daß man ohne Zeitverlust der Fährte folgen konnte.

Die Elefanten haben inzwischen doch schon einige Kilometer Vorsprung gewonnen. Sie waren gelaufen, daß dem Kleinen Hören und Sehen vergangen war. Allmählich wird das Tempo ruhiger. Die Alte schlägt einen Bogen, um zu versuchen, wieder Anschluß an die Herde zu gewinnen. Gerade will sie aus dichtem Bambusdickicht in den lichten Miombe-Wald wechseln, als sie Menschenstimmen hört. Eingeborene Honigsucher, die sie von Neuem erschrecken. Unermüdlich zieht sie jetzt weiter. Erst nach Sonnenuntergang stellt sie sich mit dem tod-

müden Kleinen in einer mit dichtem Gras und Bambus bestandenen Schlucht ein.

Ebenso unermüdlich ist der Jäger gefolgt. Zu seinem Verdruß muß er aber am Abend sehen, daß er seiner Beute nicht näher gekommen ist. Trotzdem er einen Teil seiner Träger verloren hat, denkt er nicht daran, die Jagd aufzugeben. Hier im Jiam-Jiam sind alle Vorbedingungen zur Aufzucht eines jungen Elefanten gegeben. Aus Ussangu sind genügend Kühe zu beschaffen, so daß es dem Kleinen nicht an Milch fehlen wird. Auf der Fährte wird die Nacht gelagert und schon vor Tagesgrauen die Verfolgung wieder aufgenommen.

Noch früher haben sich die Elefanten auf den Marsch gemacht, um die Kühle der Nacht noch nach Möglichkeit auszunutzen. Nach einiger Zeit treffen sie eine große Zebraherde, die einen neuen Futterplatz aufsucht. Sofort schließt sich die Mutter ihnen an. Sie weiß, daß die scharfen Augen der Wildpferde ihr Schutz gewähren, während sie andererseits ihren neuen Freunden mit ihrem überragenden Geruchsinn nützlich sein kann. Denkt sie vielleicht auch daran, daß ihre Fährte durch die vielen Zebrahufe verwischt wird? Jedenfalls fühlt sie sich bedeutend sicherer. Unser Kleiner, der mitten zwischen den Zebras marschiert, versucht Freundschaft anzuknüpfen. Mit seinem kleinen Rüssel versucht er ein neben ihm gehendes Tier zu liebkosen. Das Zebra macht einen krummen Buckel, wiehert hell auf und geloppiert hoch im Spiel mit der Hinterhand ausschlagend davon. Bedächtig, mit ihrem klugen, ernsten Kopfe nickend geht die Mutter.

Nach einiger Zeit trennen sich ihre Wege. Die Zebra wollen zur Steppe hinunter, während die Elefanten versuchen ihre Herde wieder zu finden.

Dem Jäger war es ein leichtes gewesen, der Elefantenfährte zu folgen. Deutlich hoben sich die kreisrunden Fußtapfen der Kuh auf dem feuchten Boden ab. Auch

daß das Junge ein kleiner Bulle, ist klar an den schmalen, ovalen Abdrücken der Hinterfüße zu ersehen. (Alle vier Füße des weiblichen Elefanten sind rund, während die Hinterfüße der Bullen oval sind.) Schwierig wurde es aber, als sich die Elefanten den Zebra angeschlossen hatten, deren kleine Hufe fortwährend die Elefantenfährte zertraten. Stunden gingen verloren, so daß man auch an diesem Tage die Elefanten, die ganz gemütlich gegangen waren, nicht einholte.

Nach einigen Querzügen, die teils dazu dienen sollen, die eigene Spur zu verwischen, teils um das Gelände nach irgend welchen versteckten Gefahren abzusuchen, stellen sich die Elefanten nahe einem Bach in haushohem Gras ein. Jetzt fühlt sich die Alte wieder sicher und beschließt, dem Kleinen einen Ruhetag zu gönnen.

Gegen Nachmittag, als sie gerade daran denkt, ihre Wanderung wieder aufzunehmen, hört sie neben sich ein leises Geräusch. Mit einer bei ihrer Schwere unbegreiflichen Schnelligkeit fliegt sie herum. Keine 20 Schritt entfernt sieht sie deutlich einen Neger und noch eine zweite Figur, die sie aber, da sie khakifarbig gekleidet ist, nicht deutlich ausmachen kann. Der Feind ist zu nahe, um noch einen Fluchtversuch wagen zu können. Das Kind schützen, ist ihr einziger Gedanke und ohne sich zu besinnen, nimmt sie den Gegner an. Ein furchtbarer Schlag vor den Kopf, ein zweiter läßt sie wie betrunken hin und her taumeln. Ein brennender Stich in die Schläfe, tot sinkt sie zusammen.

Alles dies hatte sich in wenigen Sekunden abgespielt. Der Jäger, der am Rande des Grasdickichtes noch Losung vom frühen Morgen gefunden hatte, war ohne daran zu denken, daß sich die Elefanten hier den ganzen Tag eingestellt hatten, sorglos seinem Fährtensucher gefolgt. Nur wenige Meter hinter ihm kamen seine Träger. So war er völlig unerwartet in die Elefanten hineingelaufen. Nur seiner schweren Elefantenbüchse hatte er es zu verdanken,

daß er so glimpflich davongekommen war. Dann ist natürlich eine Elefantenkuh viel leichter selbst von vorne beim Angriff zu erlegen, als ein großer Bulle. Von den beiden ersten Schüssen war sie betäubt, sodaß der Jäger zur Seite springen konnte, um dann den tödlichen Schuß einige Zentimeter hinter dem Ohrloch anzubringen.

Der Kleine wußte garnicht, was geschah. Unwillkürlich lief er der Mutter nach und entging mit knapper Not der Gefahr, von der Alten im Todessturz erdrückt zu werden.

Ratlos steht er nun da. Er kann garnicht verstehen, warum sich die Mutter so plötzlich zum Schlafen niedergelegt hat.

Aengstlich miefend läuft er um sie herum. Liebkos sie mit dem Rüsselchen. Schlägt sie auch sanft, um sie aufzuwecken, damit sie mit ihm weiterziehe. Sein kleines Herz pocht zum Zerspringen. Die Angst schnürt ihm die Kehle zu. Furchtsam schmiegt es sich an den Körper der Mutter. Totenstille herrscht rings umher.

Nachdem die Alte gefallen ist, hat sich der Weiße mit seinem Jäger vorsichtig zurückgezogen. Er weiß, daß der Kleine ruhig bei der Mutter bleiben wird. Er läßt die Träger, die ihm noch geblieben sind, die Lasten ablegen und befiehlt, die Stricke herauszunehmen, die immer zum eventuellen Tierfang bereit sein sollen. Aber wie es immer in Afrika geht, ist nicht ein Strick zur Hand. Sie sollen bei den zurückgebliebenen Leuten sein. Um eine Entschuldigung ist ein Neger ja nie verlegen. Kurz entschlossen reißt der Europäer seinen Leuten die alten Tücher vom Leibe, um daraus Stricke zu machen. Gleichzeitig verspricht er ihnen neue, wenn der Fang geglückt ist. Es wird ausgeschwärmt und der kleine Elefant umzingelt. Kaum hat der aber den ersten Neger eräugt, als er schrill trompetend wie besessen annimmt. Der brave, kleine Kerl will seine schlafende Mutter verteidigen. Den Tod kennt er noch nicht.

Jetzt wirft sich der Europäer auf ihn. Umklammert seinen Hals. In Todesangst versucht er ihn abzuschütteln. Läuft blindlings in Gestrüpp und Dornen hinein. Da packen ihn rohe Fäuste am Schwanz. Arme umschlingen seine Beine. Er fällt, unter ihm liegt der Weiße. Der Boden ist weich, denn es ist Regenzeit.

Im Augenblick haben die Neger die Beine des laut schreienden Tieres gefesselt.

Aber in welcher Verfassung befindet sich ihr Bwana (Herr). Ueber und über mit Schlamm und Excrementen des Elefanten bedeckt. Die leichten Jagdkleider in Fetzen. Mit blutüberströmtem Gesicht. Auf der Fahrt durch das Dornengestrüpp hatte er einen Riß über die Nase bekommen. Eine klaffende Wunde, aus der Blut floß.

Entsetzt betrachten ihn seine Neger. Als er aber freudig lächelnd den kleinen zwölfjährigen Musoni, der als erster es gewagt hatte, den Elefanten beim Schwanz zu packen, auf den Rücken schlägt und ihm einen extra großen back-schisch verspricht, brechen sie in wieherndes Gelächter aus. Er sah aber auch zu komisch aus, der Bwana mkuba! (großer Herr).

Mit einem schnell aus Baumrinde gedrehten Tau wird der Kleine an ein Hinterbein der Mutter angebunden und von den übrigen Fesseln befreit. Verängstigt steht er da. Jeder, der sich ihm nähert, wird wütend angenommen. Aber bald hat er verstanden, daß das grausame Tau ihn immer wieder zurückreißt. Da begnügt er sich, die Ohren zu klappen und laut trompetend mit dem Rüssel zu schlagen.

Es beginnt wieder zu regnen. Unablässig rieselt es vom Himmel herab. Eine kalte unfreundliche Nacht der afrikanischen Regenzeit. Schwarzes, undurchdringliches Dunkel umklammert das Lager. Dunkelrot springen die müde brennenden Lagerfeuer hervor. Laut schnarchen die müden Träger unter ihren kleinen Schutzdächern.

Der weiße Jäger gönnt sich keine Ruhe. Die ganze Nacht sitzt er bei seinem Zögling. Redet ihm freundlich zu, in den tief gurgelnden Tönen der Elefanten. Streichelt und herzt ihn, wie es die tote Mutter getan. Bald ist der Kleine beruhigt. Legt vertraulich den Rüssel um die Schulter des Menschen. Er hat gemerkt, daß der Mensch ihm wohl will. Sein liebebedürftiges, kleines Herz lechzt nach Zärtlichkeit. Gegen Mitternacht wird er hungrig. Saugt noch einmal an den erkalteten Brüsten der treuen Mutter. Dann legt er sich ermüdet nieder. Schläft ein, die Hand des Mannes im Mund, den Rüssel vertraulich um seine Schulter. So fühlt er sich geborgen. Aber wehe, wenn der Weiße sich rührt. Sofort ist er wach, drängt ängstlich an den neuen Beschützer.

Am nächsten Morgen wird der Weg zum Hauptlager angetreten. Ohne sich weiter um seine Mutter zu kümmern, folgt der Kleine dem Weißen. Fortwährend drängt und stößt er ihn, damit er schneller marschiere, als habe er Angst vor Verfolgern. Zum Glück ist das Lager nah, denn während der dreitägigen Verfolgung sind die Elefanten im Kreise herumgezogen.

Mit großem Jubel wird die Karawane von den Bewohnern des Dorfes und den im Lager zurückgebliebenen Leuten begrüßt.

Die vielen lauten Schwarzen wollten dem Neuankömmling garnicht gefallen. Schon von dem Augenblick an, wo er seine erste nähere Bekanntschaft mit den Menschen gemacht, fühlte er sich zu dem Weißen hingezogen. während er gegen die Schwarzen eine innere Abneigung, man möchte bald sagen Verachtung empfand. Zum Teil lag es wohl auch daran, daß der Weiße sich seiner gleich liebevoll angenommen hatte, während die Neger ihn in ihrem kindlichen Uebermut reizten, um ihn zum Annehmen zu bringen, sobald der Europäer nur für einen Augenblick den Rücken drehte. Die kräftige Ohr-

feige, die sich ein besonders frecher Lummel dafür zuzog, hatte ihn mit besonderer Genugtuung erfüllt. Jetzt glaubte er auch die Geschichte, die einst ein alter Elefantenbulle der Herde erzählte, als das Gespräch auf die Menschen kam. „Alle Menschen“, sagte damals der weise alte Elefant, „waren früher weiß und gingen wie wir auf vier Beinen. Die Afrikaner aber waren böse Menschen, da fing sie der Sheitani (Teufel), und zur Strafe für ihr schlechtes Betragen strich er sie schwarz an. Da sie aber mit allen Vieren auf der Erde standen, vergaß er die Flächen der Hände und Füße. So kommt es, daß die Afrikaner zwar am ganzen Körper schwarz, aber die Handflächen und Fußsohlen weiß geblieben sind.“

(Anmerkung: Suaheli-Märchen.)

So überträgt der Kleine seine ganze Liebe auf den Weißen. Er folgt ihm auf Schritt und Tritt und fängt kläglich an zu schreien, wenn er ihn nur einen Augenblick aus den Augen verliert. Er kann garnicht verstehen, warum sein neuer Freund immer versucht, ihm etwas Kaltes und Hartes in den Mund zu schieben. Aergerlich stößt er es immer wieder fort. Tropfen einer Flüssigkeit, die ihm dabei in den Mund geraten, schmecken zwar ganz gut, fast ebenso wie die Milch, die ihm die Mutter spendete. Aber die Flasche, denn um eine solche handelt es sich, flößt ihm Furcht und Widerwillen ein. Gegen Mittag wird er durstig, sodaß er anfängt, an einem feuchten Tuche, das man ihm vorhält, zu lutschen. Wasser ist ja nun nicht gerade seine Leidenschaft, aber Durst ist bitter. Wieder setzt er an, und zu seinem Erstaunen rieselt ihm diesmal schöne, warme Milch in die Kehle. Hei, wie das schmeckt, wenn man hungrig und durstig ist. Gierig drängt er nach mehr. Flasche auf Flasche leert sich in den schier unergründlichen Schlund. Daß der feuchte Lappen einfach in Ermangelung eines großen Gummisaugers um den Flaschenhals gewickelt war, merkte er nicht.

Den Tag verbringt er in der kühlen Hütte des Weißen. Willig war er ihm durch einen schmalen Spalt zwischen zwei trockenen, mit Lehm überzogenen Bäumen gefolgt, in der Erwartung, daß man sich während des Tages in einem dichten, dunklen Gebüsch einstellen würde. Die Bäume standen zwar oben dicht zusammen, sodaß nicht der geringste Lichtschimmer durchfallen konnte. Aber auf dem kahlen, harten Boden wuchsen nur einige eigentümliche, noch nie gesehene Pflanzen. Sie trugen weder Blätter noch Blüten, schienen seit Jahren erstorben. Sie erschienen ihm alle gleich. Auf vier Stöcken wuchsen quer herüber ganz flache breite Äeste. Der einzige Unterschied schien in der Größe zu liegen. Vergeblich zerbrach er sich über die eigenartigen Gewächse, die er mit dem Riessel ängstlich, vorsichtig abtastete, den Kopf. Froh wurde er jedoch, als er merkte, daß sie scheinbar nicht sehr fest angewachsen waren und er sie mit Leichtigkeit umwerfen und mit dem Riessel herumzerren konnte. Warum aber sein neuer Freund sich so darüber aufregte, war ihm ganz rätselhaft. Wie konnte auch das arme, kleine Urwaldtier ahnen, daß er lustig die einzigen Möbelstücke des Europäers zu vernichten im Begriff stand. Brummend schüttelt er sein altkluges Köpfchen. Komische Tiere sind doch die Menschen! —

Allmählich neigte sich dieser ereignisreiche Tag seinem Ende. Auf Befehl ihres Herrn hatten die Neger eine Umzäunung hergestellt. Der Boden wurde mit frisch geschnittenem Gras bedeckt. Ein Grasdach gewährte Schutz gegen Sonne und Regen. Hier sollte der kleine Gast Wohnung beziehen. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt, oder vielmehr den Gast gemacht. Kaum merkte er, daß man ihn allein lassen wollte, als ein fürchterliches Zeter und Mordio anhub. Wie besessen rannte er laut schreiend und trompetend gegen das Gatter. Wäre nicht der Weiße sofort wieder zu ihm geeilt, um ihn

zu beruhigen, hätte er wohl schon am ersten Abend seiner Gefangenschaft sein junges Leben beendet, auf jeden Fall sich aber schwer verletzt. Nolens volens mußte der Jäger, der sich der stürmischen Liebkosungen kaum erwehren konnte, ihn wieder mit in seine Hütte nehmen. Seufzend sah er ein, daß er Sklave seines ungestümen Pflegekindes geworden war.

Todmüde von der durchwachten Nacht und den Aufregungen des Tages legt er sich auf seine leichte safari kitanda (Reisebett). Nach wenigen Minuten ist er fest eingeschlafen. Froh, daß der Elefant sich beruhigt und friedlich neben ihm steht.

Die Neger, erschöpft vom arbeitsreichen Tag, haben ihre Hütten aufgesucht. Ruhe herrscht im Lager.

Wüste Träume quälen den Jäger. Er steht am Abhange eines Berges. Feindliche Neger wälzen Felsblöcke hinab. Er möchte fliehen, doch fest gewachsen ist sein Fuß. Ein grauer Steinblock rollt langsam auf ihn zu. Begräbt ihn unter sich. Laut krachend birst die Erde. Schweißgebadet erwacht er, greift im Dunkel um sich. Findet sich mit der zerbrochenen Bettstelle auf der Erde. Halb auf ihm der kleine Elefant, unter dessen Last das leichte Bett zusammengebrochen. Die Liebesbezeugungen und das Anschmiegebedürfnis selbst eines kleinen Elefanten wirken wahrhaft erdrückend.

Den Rest der Nacht verbringen die beiden friedlich nebeneinander auf der Erde.

Am nächsten Tage wurde die Wohnung des jungen Prinzen, der am Morgen feierlich auf den Namen „Jumbo“ getauft worden war, weiter ausgebaut. Unter dem Schuttdach wurde ein offener Zaun gezogen. Auf die eine Seite desselben stellte der Jäger sein Bett und so konnte er die folgende Nacht ruhig schlafen. Jumbo lag auf der anderen Seite und steckte seinen Rüssel durch, um ja sicher zu sein, daß sein Pflegevater auch bei ihm sei.

Nach einiger Zeit gewöhnte er sich auch an zwei Neger, die zu seiner Pflege bestimmt wurden. Einer mußte ständig bei ihm sein, während der andere seine Milch abkochte und die Flaschen auskochte, aus denen er trank. Da er nur gekochte Milch aus peinlich sauberen Flaschen bekam, blieb er von Darm- und Magenkrankheiten verschont, an denen die meisten gefangenen jungen Tiere zugrunde gehen.

War Jumbo eingeschlagen, versuchte manchmal auch der zweite Wärter sich heimlich zu entfernen. Wehe aber, wenn er aufwachte und sich allein fand. Schreiend mit weit ausgespreizten Ohren rannte er durchs Lager, bis er einen seiner Freunde erwischt hatte. Alle Versuche, ihn an junge Haustiere zu gewöhnen, waren vergeblich. Eine kleine Ziege, ein Esel und ein Kalb wurden mit ihm zusammen gebracht. Nachdem er sie mit dem Rüssel betastet hatte, wandte er jedem hochmütig den Rücken. Zum Menschen fühlte er sich hingezogen, über die Tiere war er erhaben.

Schon nach kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß die vier Kühe, die ausschließlich zu seiner Ernährung angeschafft waren, bei weitem nicht ausreichten. Schließlich standen 10 Kühe im Lager, deren Milch den kleinen Nimmersatt befriedigen sollte.

Prächtig gedieh er unter sorgfältiger Pflege. Wuchs heran zu einem richtigen Elefantenlummel, der nur dumme Streiche im Kopfe hatte. Sein Hauptspaß war es, einen gedeckten Tisch abzuräumen. Saß sein Herr beim Essen, kam er ganz ruhig angeschlenkert, als ob er nichts Böses im Schilde führte. Ruhig legt er sein Köpfchen mit ausgestrecktem Rüssel auf den Tisch, schaut treuherzig den Weißen an. Plötzlich kommt ihm der Schelm in die Augen. Steif wird der Rüssel und mit einem Schwung fegt er alles vom Tisch. Vergnügt quietschend eilt er davon, froh, seinem Herrn einen Streich gespielt zu haben.

Nachdem Jumbo sich kräftig entwickelt und auch angefangen, feste Nahrung zu sich zu nehmen, wird beschlossen, den langen Marsch zur Küste anzutreten.

Am 16. August 1908 war alles zur Abreise fertig. Eigenartig war Jumbos Abschied vom Lager. Ohne sichtbaren Grund legte er sich auf die Erde, wühlte herum und bewarf sich mit dem Rüssel mit Sand. „Er sagt Kwaheri!“ (Adieu!) riefen die Leute.

So lange es kühl war, marschierte er vorzüglich. Stieg aber die Sonne am Himmel, wurde sein Gang langsamer. Mit dem Rüssel saugte er sich Wasser aus dem Magen, mit dem er sich den Rücken bespritzte. Am Ruaha-Fluß angelangt, den er nicht weit stromabwärts mit seiner Mutter überschritten hatte, als sie in die Simikwe-Ebene wechselten, stürzte er freudig ins Wasser. Er tummelte sich nach Herzenslust. War nicht zu bewegen, wieder herauszukommen. Krokodile gibt es allenthalben im Ruaha. Dem Jäger bangte um den kleinen Strolch. Er ließ die ganze Karawane abmarschieren. blieb aber mit seinem fundi (Jäger) mit gespannten Büchsen im Gras versteckt liegen, um Jumbo zu schützen, falls sich ein Krokodil zeigte. Kaum merkte der aber, daß er allein war, kam er wie der Deubel aus dem Wasser und lief ärgerlich brummend der Karawane nach.

Iringa war die erste Station, die die Karawane erreichte. Da Jumbo sich die Füße auf der harten bara-bara (von der Regierung angelegten Landstraße) etwas wund gelaufen hatte, wurde beschlossen, ihm hier eine längere Ruhepause zu gönnen. Der Einzug in Iringa wurde zu einem wahren Triumphzug. Das Gerücht von dem Europäer, dem ein Elefant wie ein Hund folgte, war durch das Land geilt. Von Nah und Fern kamen Leute, um dies Wunder zu sehen. Die Europäer in Iringa wetteiferten miteinander, dem kleinen Jumbo Gutes zu tun. Hauptmann Nigmann (Verfasser des Buches „Schwarze Schwänke“) sorgte für

festen Nahrung, die hauptsächlich aus Erdnüssen, süßen Kartoffeln usw. bestand. Während ein deutscher Ansiedler namens Greinert sich erbot, unentgeltlich die nötige Milch zur Verfügung zu stellen, trotzdem er wußte, welches Quantum das kleine Untier vertilgen konnte. Außerdem hatte die freundliche Frau Greinert immer einige Flaschen extra für ihn stehen. Kam Jumbo auf seinen Spaziergängen in die Nähe des Hauses, so lief er schnurstracks hin, um aus ihren Händen einen Extra-Labetrunke zu erhalten. Er schwoll während seines dortigen elftägigen Aufenthaltes sichtbar an. Schade, daß man nicht feststellen konnte, wieviel Pfund er zugenommen hatte.

Die Kompagnie Iringa erfreute sich einer Musikkapelle, die jeden Sonntag Morgen auf dem Marktplatze ihre lustigen Weisen ertönen ließ. Jumbo mußte natürlich dabei sein. Schmetternd setzte die Musik ein. Laut mit den Ohren schlagend schüttelt Jumbo sein weises Haupt. Aengstlich verkriecht er sich hinter seine Wärter. Schaut scheu hervor, um die eigentümlichen Elefanten zu sehen, die aus glänzenden Rüsseln solche seltsame Töne hervorbringen, ganz anders als seine Gefährten der Wildnis. Als die Musik beendet und die Askari auf ihren Schemeln Platze genommen, wird er mutig. Neugierig kommt er hervor, um die Urheber des merkwürdigen Geräusches näher zu besichtigen. Scherzhaft entlockt ein Askari seiner Trompete einen Ton. Kurz entschlossen nimmt Jumbo an. Im nächsten Augenblick liegt der Askari samt Schemel im Sand. Stolz brummend kehrt Jumbo zu seinen Wärtern zurück. Er hat seine Ueberlegenheit über diese so eigentümliche Geräusche vorbringenden Geschöpfe gezeigt. Nie wieder hat er später Angst vor Musik gehabt.

Weiter ging die Reise zur Küste. Größtenteils in Nachtmärschen. Kam man doch einmal in die Hitze des Tages, so wurde ein Sonnensegel, von Negern getragen, über Jumbo ausgebreitet. Einem Prinzen gebührt ja ein Baldachin.

Durch das lange Marschieren auf harter Straße lief er sich die Füße wund. Da wurden ihm Stiefel gemacht. Mehrere Lagen Sackleinwand in Paraffin getränkt wurden unter die Fußsohle gelegt und mit Säcken am Bein befestigt. In den Stiefeln lief es sich noch mal so gut und in wenigen Tagen war der Schaden geheilt.

Ueber Kilossa ging es nach Morogoro, von dort mit der Bahn nach Dar-es-salâm.

Selbst die Eisenbahn konnte Jumbo nicht mehr imponieren. Zu viel Neues hatte er kennen gelernt. Er war Philosoph geworden. Wie die Neger fertigte er in seinem Gehirn alles Neue mit den Worten ab: „Kasi uleya“ (Arbeit von Europa).

In Dar-es-salâm war er bald der Liebling der Bevölkerung. Freunde fand er überall. Nie vergaß er das Haus, in dem ihm einmal ein Leckerbissen gereicht wurde. Auf seinen täglichen Spaziergängen kehrte er überall ein.

Alle seine Schelmenstreiche aufzuführen, würde zu weit führen, aber einige seien berichtet.

Eines Tages marschierte er lustig in einen Inderladen, aus dem die schwarze Damenkundschaft eilends floh. Ganze Körbe mit Erdnüssen, seiner Lieblingsspeise standen umher. Wie eine Maschine arbeitete sein Rüssel. Leer geht er zum Korb, gefüllt in den Rachen. Vergeblich die Bemühung des Inder, ihn aus dem Laden zu bringen, ruhig futtert er weiter. Aber selbst ein Elefant ist mal gesättigt. Da saugt er sich den Rüssel voll weißes Mehl, das in einem anderen Korbe steht, pustet es dem Inder ins Gesicht und stolz verläßt er unter dem Jubel der Zuschauer den Laden.

Ein anderes Mal trifft Meister Jumbo eine Suaheli bibi (Frau), ein junges, schlankes Mädchen. Sie zeigt ihm im Scherz eine Flasche, auf die er, Milch vermutend, gierig zukommt. Neckend zieht sie die Flasche immer wieder zurück. Da merkt er, daß die Flasche leer ist. Fährt

prustend auf das Mädchen los, das eilig die Flucht ergreift. Schon hat Jumbo einen Zipfel ihres Tuches mit dem Rüssel erfaßt, reißt ihr das Tuch vom Leibe und schreiend, im Evakostüme, gefolgt von dem Elefanten, der triumphierend das Tuch im Rüssel schwenkt, läuft sie, vom Lachen der Passanten begleitet, durch die Straßen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Besonders verdient machte sich Jumbo als wandernde Litfaß-Säule. Gab es ein Konzert oder frische Würste, sollte eine Auktion stattfinden oder ein anderes wichtiges Ereignis den Bürgern der Stadt mitgeteilt werden, zog Jumbo durch die Stadt, auf jeder Seite ein großes Plakat.

Nur selten sah er seinen Herrn, der wieder auf Jagdreisen im Innern war. Doch wenn er zurückkam, gab es einen Freudentag für Jumbo. Nie hat er seinen ersten Freund unter den Menschen vergessen.

Eines Tages kam ein anderer Weißer, brachte ihn auf ein großes Schiff, auf dem schon viele andere Tiere waren.

Mit einem Tiertransport von Hagenbeck kam er nach Europa.

Groß war aber seine Freude, als er hier seinen alten Herrn wieder traf. Fast erdrückt hat er ihn mit seinen Liebkosungen.

Blauer Himmel wölbt sich über dem alten Rom. Laues, an die Tropen gemahnendes Klima. Im Zoologischen Garten der alten Stadt steht ein großer Elefant. Weiße Stoßzähne leuchten. Gutmütig blickt das Auge auf die italienischen Kinder, deren erkorener Liebling er geworden. Wenn die Sonne über der Tiber versunken, einsam am Abend der Garten, steht er träumend da, wiegt bedächtig das kluge Haupt, denkt zurückan die Tage im fernen Afrika, als er mit seiner Mutter Wälder und Steppen durchheilte.

Denkt er wohl auch noch mit Liebe an den Weißen, der einst Mutterstelle bei ihm vertrat?

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil:

Liberia, Land und Leute	14
Auf der Fährte des Zwergflußpferdes.	
Reisen am Duquea Fluß	29
Reisen im Deh-Gola Land.	
Regenzeit im Liberianischen Urwald	69
Den Kongo aufwärts	105
Der Fang des Zwergflußpferdes.	
Hinein ins Unbekannte	119
Geheimbündnisse in Liberia	145
Im unerforschten Urwald Liberias	156
Afrikanische Industrien	200

Zweiter Teil:

Afrikanische Blätter

Tier- und Jagdgeschichten aus allen Teilen Afrikas.

Blüffel, die ich erlegte	210
Meine gefährlichste Elefantenjagd	223
Eine Nacht zwischen Löwen	236
Bobsis Tod	240
Cleo vom Kongo, ein Affenschicksal	246
Afrika und der Film	261
Eine Woche im Wildparadies	267
Mayi ya Weta	278
Jumbo, das Leben eines afrikanischen Elefanten	285

Als Sonderdruck

erscheinen im selben Verlag die beiden Tiergeschichten:

„Cleo vom Kongo, ein Affenschicksal“

und

„Jumbo, das Leben eines afrikanischen Elefanten“

unter dem Titel:



Diese reizenden Erzählungen werden Kindern und Tierfreunden große Freude bereiten, nicht zuletzt aber durch die von dem bekannten Künstler Kurt Wiese gezeichneten Illustrationen voll köstlichen Humors. Sie bedeuten für die Jugendliteratur etwas Neues und Wertvolles. Verfasser und Künstler haben mit seltener Gabe waghalsige Abenteuer und lustige Tierstreiche vereinigt und dem Urwald herrliche Poesie abgelauscht. Das Werk mit seinem drolligen Titelbild eignet sich besonders als Festgeschenk.

Gedruckt bei J. Windoiff, Berlin SW. 68.

Die Buchbinderarbeit wurde bei H. Reiß, Berlin W. 35, gefertigt.

Killschées: Römmeler & Jonas G. m. b. H., Dresden.

Den Einband zeichnete Jupp Wiertz.



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Los Angeles

This book is DUE on the last date stamped below.

REC'D LD-URL

NOV 23 1963



3 1158 01229 4855

ms

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 757 018 7

